. germ. William, E
1630 ce-2

<36631800880019

<36631800880019

Bayer. Staatsbibliothek

Die Nachtmahlsbrüder in Rom.

Ein Roman

von

Ernſt Willkomm.

---

2 Thle

~~Erſter~~ Theil.

Leipzig,

Verlag von Chriſtian Ernſt Kollmann.

1847.

11.3.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Schloß Petrella.

Ein dunkelblauer Himmel überſpannt das obere Thal des Garigliano, deſſen hier noch klare Gewäſſer über Felsblöcke ſtürzend das enge Flußbett mit glänzendem Silberſchaum erfüllen. Die azurne Kuppel, vom goldenen Strahl der Mittagsſonne funkelnd, ſtützt ihre äußerſten Ränder auf weithin leuchtende Schneepyramiden, denn auf den höchſten Gipfeln der wild zerklüfteten Abruzzen gebietet ſchon längſt der Winter.

Ungeachtet dieſer beſchneiten Felſenkämme und obwohl es December iſt, überkleidet die Wieſen des romantiſchen Flußthales das üppigſte, friſcheſte Grün und angenehm wärmende Frühlingslüfte durchwehen ſeine Krümmungen.

Mattgrüne Büſche kleiner Immergrüneichen, verkrüppelte Oelbäume und Korkeichen tauchen auf aus den tiefen Bergſchluchten, bedecken hüben und drüben ganze Strecken Landes oder hüllen die braunen ſeltſam geformten Kuppen der näheren Bergzüge in ihre weichen Blätterſchatten. Da, wo die Sonne mit voller Gluth das gebirgige Land beſtrahlt, erſcheint es rothbraun, wie unter dichter Aſchenſchicht glühend. Im Schatten liegende Partieen überzieht ein mattes Blau, das bald in dunkles Violett, bald in blendenden Purpur, bald in goldfarbig geädertes Weiß übergeht und durch ſo mannichfachen und immer neu ſich geſtaltenden Farbenwechſel das Auge beſchäftigt und entzückt.

Zwei Reiter, die aus einer Schlucht des Gebirges in das Thal des Garigliano gelangt waren und auf ihren ſicheren Maulthieren langſam dem rauſchenden Fluſſe entgegenritten, beobachteten mit ſichtlichem Vergnügen dies duftige Farbenſpiel. Sie mochten ſchon einen beſchwerlichen Weg zurückgelegt haben, denn die ermüdeten Thiere waren mit Schweiß bedeckt und bluteten an den Weichen. So lange

der Weg es gestattete, ritten die Fremden neben einander, ein lebhaftes Gespräch unterhaltend, als aber der schlecht erhaltene Pfad sich verengerte, blieb der weniger gut Gekleidete hinter seinem Begleiter zurück und ließ ahnen, daß er in einem Abhängigkeitsverhältnisse zu diesem stehe. Beide trugen übrigens moderne Kleidung. Ein Carbonarimantel, wie sie in Italien allgemein gebräuchlich sind, verdeckte die Unterkleider und sein rechter Zipfel war nach italienischer Sitte über die linke Schulter geworfen. Die Absätze ihrer Stiefeln zeigten scharfe silberne Sporen, Hüte von modernster Form bildeten die Kopfbedeckung.

Bei einer Krümmung des beträchtlich aufwärts steigenden Weges schimmerten hinter zerstreuten Bäumen die schlechten Häuser eines Dorfes hervor. Man hörte Kindergeschrei und Hundegebell und konnte also hoffen, wieder unter Menschen, in bewohnte Gegenden zu kommen. Bisher war das gebirgige Land so öde und todt gewesen, daß die Reisenden weit und breit weiter nichts als bisweilen den Schrei eines auffliegenden Adlers gehört hatten.

Der Vorderſte hielt ſein Maulthier an und ſah forſchend nach den unfern gelegenen ſich nicht eben ſehr gaſtlich ausnehmenden Häuſern. Dann wendete er ſich zu ſeinem Begleiter und ſagte:

„Wohnungen gibt's hier, das iſt wahr, ob es aber die ſind, die wir ſuchen und nach denen wir nun ſchon ſeit drei Tagen in dieſem wildprächtigen Gebirge herumreiten, das mag der heilige Ignazius wiſſen!“

„Wenn uns die Schufte im Caſale Li Colli nicht gefliſſentlich irre geführt haben,“ verſetzte der Andere, „muß dies Gewäſſer der Garigliano ſein, und nahe bei den Quellen deſſelben ſoll ja das verrufene Neſt liegen.“

„Nicht ungeduldig, Hubert,“ ſprach der vornehmer gekleidete Reiſende. „Die bisherigen Strapatzen waren eine gute Vorbereitung auf weit ermüdendere, die uns noch bevorſtehen und bei denen wir hundert mal mehr werden ſtillſchweigend zu ertragen haben.“

„Laſſen Sie mich nicht Theil daran nehmen, Herr, wenn es irgend möglich iſt. Ich werde Ihnen treulich dienen, das wiſſen Sie,

nur selbsthandelnd aufzutreten halte ich mich nicht für befugt."

„Es soll Dir erspart bleiben, wenn es sein kann. Aber sieh da!" rief er lebhaft aus. „Hebt sich dort an der grünbebuschten Gebirgswand nicht die graurothe Masse eines stattlichen Castells ab, mit Schießscharten auf den Zinnen, von festen Thürmen, von Gräben und Wällen umgeben? — Ich glaube, wir sind zur Stelle."

„Den beiden Berggipfeln nach, die man uns als sicherste Wegweiser zeigte, bin ich derselben Meinung."

„Gewiß, gewiß! — Das hier ist der hohe Monte Cantaro und jener weiter rückwärts mit dem geneigten Gipfel der Monte Acerra. — Laß uns eilen."

So sprechend gab er seinem ermatteten Thier die Sporen und setzte es dadurch in einen kurzen Trab, der dem Reiter kein sonderliches Vergnügen gewähren mochte, denn er schnitt Gesichter, als ob er die Cholera hätte.

Nach einer guten Viertelstunde sahen sie die Häuser eines hochgelegenen Ortes seitwärts

vom Flußthale, diesem gegenüber das stattliche Gebäude eines Schlosses in mittelalterlichem Styl. Es lag ganz abgesondert von dem Flecken oder Dorf, auf steilem, doch nicht hohem Felsen, umgeben von uralten Kastanienbäumen. Ein wohl erhaltener breiter Weg führte zu dem normannisch-byzantinisch gewölbten Thore, über den ein colossales Wappen weithin sichtbar ward. Die Thorflügel standen offen, außerdem war aber kein Zeichen von Leben zu sehen. Die Lage dieses festen Schlosses in dem einsamen, aber großartigen Gebirgsthale war überraschend schön und wohl geeignet, Gemüther, die von den harten Stößen eines feindseligen Lebens tief verwundet sind, wieder aufzurichten und mit der Welt zu versöhnen.

Von Niemand befragt, noch weniger verhindert, ritten die Fremden in den Hof des Schlosses. Hier sproßte zwischen den uralten Quadern spärliches Gras. Tauben, die friedlich einige Saamenkörner aufpickten, flogen scheu nach den crenelirten Mauern. Der Hufschlag der Maulthiere hallte dumpf wieder

in dem ſchweigſamen Raume und rief ein undeutliches Echo hervor.

„Gefällt Ihnen dieſer Empfang, Herr Graf?“ fragte mit ſchlecht verhehltem Verdruſſe der minder gut gekleidete Reiter, den wir vorhin Hubert nennen hörten. „Am Ende haben uns die vermaledeiten Gebirgsbauern doch betrogen.“

„Still! Dort im Innern des Treppenthurms ſeh' ich durch die ſchmalen Fenſter eine Geſtalt ſchimmern. — Man hat uns bemerkt und ſchickt nun wahrſcheinlich zuvörderſt einen Kundſchafter aus. — Siehſt Du, da tritt er ſchon aus der Thür — und bei unſerer lieben Frau von Czenſtochau, in Phyſiognomie, in Blick und Haltung, von Fuß zu Kopf jeder Zoll ein Landsmann.“

Inzwiſchen waren Beide abgeſtiegen und näherten ſich, ihre erhitzten und entkräfteten Thiere am Ziegel führend, dem wunderlichen alten Treppenthurme. Der in der Mitte des Hofes befindliche Haupteingang zum Schloſſe, zu welchem eine breite Marmortreppe führte, ſchien gegenwärtig nicht benutzt zu werden.

Der Marmor war mit Flechten und Mooſen überzogen und das ſchöne Portal feſt verſchloſſen.

„Was befehlen die Herren?“ fragte der ſichtbar werdende Diener, ein ſchon bejahrter Mann mit grauem Haar, dem der ſtarke Schnurrbart ein kriegeriſches Ausſehen gab, in leidlich gutem Toskaniſch. „Sie ſcheinen fremd zu ſein in dieſer unbeſuchten Gebirgsgegend und haben ſich wahrſcheinlich verirrt. Wenn Sie befehlen —“

„Nicht doch, mein Freund,“ unterbrach ihn der Graf in polniſcher Sprache, „vielmehr danken wir Gott und allen Heiligen, daß wir endlich glücklich Schloß Petrella erreicht haben. Oder ſollte dieſer ſtolze impoſante Bau einen andern Namen führen?“

Erfreut über das reine Polniſch, das der Fremde ſo geläufig ſprach, verſetzte der alte Diener mit reſpectvoller Verbeugung:

„Gewiß, meine gnädigen Herren, Sie befinden ſich im Schloß Petrella.“

„Dem Beſitzthum des Herrn Grafen Michael von Sembronowski, nicht wahr?“

„Graf Michael iſt, ſo viel ich weiß, Eigenthümer von Schloß und Flecken.“

„Nun, ſo habt die Gefälligkeit, guter Freund, Eurem Gebieter einen Landsmann zu melden, der ihn in dringenden Angelegenheiten zu ſprechen wünſcht.“

Der Diener ſah den Sprechenden mißtrauiſch-forſchend an und ſchüttelte dann ſeufzend den Kopf.

„Gnädigſter Herr,“ entgegnete er, „von Erfüllung dieſes Wunſches werden Sie wohl abſtehen müſſen. Mein Gebieter lebt ſehr zurückgezogen, iſt geiſtig und körperlich leidend, und ſteht mit Welt und Menſchen in gar keiner Verbindung. Geſchäfte des gnädigen Herrn Grafen beſorgt der Haushofmeiſter, der ſein unbedingtes Vertrauen genießt. Gäſte hat dieſes Schloß ſeit dem Tage, wo es der Herr Graf bezog, nicht beherbergt, und wer meinen Gebieter kennt, wird auch nicht Verlangen nach ſeinem Umgange tragen.“

„Kann alles nichts helfen, mein Freund, und wenn der Graf ein Menſchenfreſſer wäre, ich müßte es darauf hin, mit Haut und Haar

von ihm verſchlungen zu werden, doch wagen, bis in ſein Gemach zu dringen. — Alſo ſpute Dich, und damit Du den möglicherweiſe unfreundlichen Empfang leichter verwindeſt, nimm hier eine Kleinigkeit für Dein zuvorkommendes Weſen.“

Der Graf ſchob dem Alten einen blanken Scudo in die Hand, wofür dieſer ihm den Rock küßte.

„Wenn Sie durchaus darauf beſtehen, gnädiger Herr,“ verſetzte er mit immer düſterer werdender Miene, „ſo muß ich es freilich verſuchen, doch verſpreche ich mir kein erfreuliches Reſultat. — Wen habe ich die Ehre anzumelden?“

„Graf Peter Dolmo aus Volhynien,“ ſagte der Fremde. „Die Familie iſt Eurem Gebieter ſo genau bekannt, wie ſein eigener Stammbaum.“

„Ein Dolmo!“ wiederholte der Diener, den wir David nennen wollen, „mein Gott, ein Dolmo! — Wie oft ſind die Dolmo's und Sembronowski's zuſammen Schlitten gefahren und haben mit einander gezecht tage-, wochen-

lang! — Ja, damals — damals — — das waren noch andere, beſſere Zeiten!“

David ſtrich ſich mit umgekehrter Hand eine heimlich hervorbrechende Thräne von den grauen Wimpern, nahm ehrerbietig die Viſitenkarte, die der Fremde ihm reichte, und ſtieg langſam wieder die Wendeltreppe hinan.

„Der iſt mein mit Haut und Haar,“ flüſterte der Graf ſeinem Bedienten Hubert zu, der ſich bei der ganzen Unterhaltung völlig paſſiv verhalten hatte. „Es kommt jetzt nur darauf an, daß ich denſelben vortheilhaften Eindruck auch auf den grämlichen Grafen mache. — Sieh Dich nur vor, daß Du nicht aus der Rolle fällſt.“

„Wo ich es fürchte, werde ich ſchweigen,“ ſagte Hubert. „Uebrigens haben Sie mir die Lection ja ſo oft vorgeſagt, daß ich mir ſie im Schlafe wiederholen könnte, ohne einen Fehler zu machen. Handeln Sie nur ſo klug, als ich feſt auftreten werde, und wir müſſen zum Ziele kommen! — Aber verdammt langweilig wird das Leben in dieſen verödeten Mauern ſein. Es fehlt nur noch, daß es, wie in alten Schlöſ-

fern Deutſchlands und Polens, des Nachts hier ſpukt, und wir können uns ohne Weiteres in's Fegefeuer verſetzt glauben."

„Deſto beſſer, ſo abſolvirt uns die Kirche jenſeits von den Leiden dieſer Seelenläuterung. — Aber wahrhaftig, da kommt ja unſer Bote ſchon wieder zurück und zwar bedeutend ſchneller, als er fortging, und ein paar andere neugierige Bengel folgen ihm! — Wenn dieſe nicht etwa Auftrag haben, uns mit ſammt unſeren Thieren aus dem Schloſſe zu werfen, ſo ſteht uns noch eine ausgezeichnet freundliche und gaſtfreie Aufnahme bevor. — Es lebe Polen!"

Die Mütze in der Hand, von zwei jungen mit glänzenden Livreen angethanen Bedienten gefolgt, trat David zum zweiten Male in den Hof und näherte ſich mit ſichtlich erheiterter Miene den Reiſenden.

„Haben Sie die Güte, gnädiger Herr Graf, mir zu folgen. Sie ſind willkommen, und ſollte Sie der Graf Michael auch nicht ſogleich begrüßen können, ſo dürfen Sie doch ſpäter auf freundlichen Empfang rechnen. Denn wir erwarten, daß Sie es ſich einige Tage in

Petrella werden gefallen laſſen und von den Strapatzen einer beſchwerlichen Gebirgsreiſe in dieſer Jahreszeit ausruhen werden. — Marſch, Burſche," wandte er ſich zu ſeinen Begleitern, „ſorgt für die Maulthiere des Herrn Grafen!"

Während Dolmo dem Bedienten ſeine Zügel zuwarf, wechſelte er einen bedeutenden Blick mit Hubert und flüſterte ihm dann im Vorbeigehen zu:

„Vergiß nicht, daß wir Ketzer ſind! — —"

Es war eine Stunde nach Mittag. Die Sonne ſtand ziemlich hoch über den Gebirgen und warf durch die hohen Fenſter des alten Schloſſes goldfarbige Lichter in ſein geräumiges, noch von großer ehemaliger Pracht zeigendes Innere.

Nachdem man aus dem Erdgeſchoß zur erſten Etage hinaufgeſtiegen war, trat man in einen Corridor, deſſen Fußboden mit bläulichem, deſſen Wände mit ſchwarzgeädertem Marmor ausgelegt waren. Dieſer Corridor lief zu zwei Drittheilen durch die ganze Fronte des Gebäudes. Genau in der Mitte deſſelben

befand ſich eine breite Flügelthür, wie es ſchien, der einzige Eingang zu den bewohnten Gemächern.

Dolmo trat in ein geräumiges Zimmer, das von drei hohen Fenſtern ſein Licht erhielt. Die Ausſicht auf das maleriſche Thal, die doppelte Kette der Gebirge und die in duftig blauer Ferne verſchwimmenden Schneekämme war von unbeſchreiblichem Reiz. Das Zimmer ſelbſt hatte zwar kein verödetes, aber doch ein unwohnliches Anſehen. Es gab außer einem großen Marmortiſche und zwei ihrer Form nach ſehr alten Lehnſtühlen kein anderes Möbel moderner Façon in dieſem Gemache.

Geſchwärzte Tapeten von gepreßtem Leder, den Verzierungen und reichen Goldeinfaſſungen nach urſprünglich von hohem Werthe, überzogen die Wände. Ein Moſaik aus rothem, ſchwarzem und weißem Marmor kunſtvoll zuſammengefügt, bildete den Fußboden. Rund um den Fries des Zimmers ſtanden in ſchicklicher Entfernung Büſten berühmter Redner und Denker des Alterthums auf geſchmackvollen Conſolen. Die Blicke des Fremden ſtreiften

nur flüchtig dieſe Gegenſtände, die ſich faſt in allen alten Schlöſſern Italiens wiederholen. Mehr zog ihn der Kamin in der öſtlichen Ecke des Zimmers ſeiner Form und Ausſchmückung wegen an. Dieſer hatte nämlich die Geſtalt eines verkürzten antiken Sarkophages, und wer ihn nicht genauer betrachtete, konnte glauben, es ſei nur die vordere Seite eines ſolchen herausgenommen und das ſo verſtümmelte Kunſtwerk zu profanem Gebrauch in das Gemäuer eingeſetzt. Er ruhte auf zwei lächelnden Satyrköpfen, die einander die fratzenhaft verzerrten, aber doch luſtigen Geſichter zuwendeten. Freundlich züngelnde Flammen begrüßten jetzt mit ihrem heimlichen Geflüſter den Sohn des Nordens und verbreiteten in dem unwohnlich ausſehenden Gemache eine behagliche Wärme, die den Grafen recht angenehm berührte.

An der Thür hatte ſich der alte Diener des Hauſes verabſchiedet, um den Eintritt des Gaſtes ſeinem Gebieter anzuzeigen. Dieſer wollte aber noch immer nicht erſcheinen und Dolmo fing an ſich zu langweilen. Zwar hätte ein Blick auf die majeſtätiſche Gebirgs-

welt der Abruzzen, auf das grünende Thal des Iris und auf die milden sonnigen Höhen, die sich schüchtern an die gewaltigen Felsenmassen der hohen steilen Gebirge lehnten, ihn stundenlang beschäftigen können, es schien aber, als werde der Reisende von andern Gedanken beherrscht und habe weder Zeit noch Sinn die Zauber der Schöpfung zu beachten.

Die Arme über der Brust verschlungen, den Kopf etwas gesenkt, schritt er mehrmals den Empfangssaal auf und nieder. Die Runzeln, welche bisweilen auf flüchtige Momente seine Stirn kräuselten, deuteten auf anstrengendes Denken, auf scharfes Ueberlegen eines vorausentworfenen Planes. Nach einiger Zeit umspielte übermüthiges Lächeln sein volles sinnliches Lippenpaar. Er blieb stehen, richtete sich stolz auf und warf einen triumphirenden Blick auf die Büsten, auf deren braunen Marmorstirnen noch immer die Gedanken vergangener Jahrtausende leuchteten. Da ward sein Auge von einem Gegenstande, den er bisher übersehen hatte, angezogen und wie von der ge-

heimnißvollen Macht eines Magnetes feſtgehalten.

Ein voller warmer Sonnenſtrahl vergoldete nämlich die Rahmen zweier Gemälde, die etwas niedriger als die Büſten an der Weſtſeite des Zimmers hingen. Beide Gemälde wurden dadurch in das ſchönſte Licht geſetzt und waren allerdings geeignet, die Blicke jedes Gebildeten, wenn er auch nicht zu den enthuſiaſtiſchen Verehrern der Malerkunſt gehörte, feſt zu bannen.

Der rechts hängende Rahmen umfing das lebensgroße Bruſtbild eines Mannes in kräftigſter Lebensfülle. Sein ſchöner, ſtolzer Kopf mit ariſtokratiſchen Zügen ruhte auf etwas kurzem Nacken. Die Stirn war hoch, zeigte aber über den Augen merkliche Erhebungen, wodurch der Schädel über der Naſenwurzel ſich dergeſtalt vertiefte, daß es ſchien, als ſei dieſer Punct mit dichtem ſchwarzen Haar bewachſen und verlaufe mit den breiten ſtruppigen Augenbrauen, die den verächtlichen Blick der feurigen Augen mildthätig überſchatteten. Dieſe eigenthümliche Schädelbildung ließ die untere

Hälfte des Gesichtes aus der Ferne betrachtet wie durch einen schwarzen Strich von der oberen Hälfte getheilt erscheinen und konnte in einer leicht reizbaren Phantasie die Meinung entstehen lassen, der Maler habe hier auf eine Weise, welche in der Kunst eigentlich nicht erlaubt ist, andeuten wollen, daß die Hand eines Feindes ehedem diese krause Stirn tief verwundet habe. Diese sonderbare Täuschung verschwand, sobald man dem Gemälde sich näherte. Dann aber schleuderte das dunkle Auge dieses Mannes so boshafte Blicke auf den Beschauer, daß man im Innersten vor dem Höllenabgrunde dieser Seele zurückschauderte und das Abbild eines Menschen vor sich zu haben meinte, der, wenn er nicht die entsetzlichsten Verbrechen während seines Erdenwallens beging, doch zu jedem befähigt gewesen sein mußte. Das predigte die höhnisch-stolze Lippe, das kräftig vorspringende Kinn, um das ein schwarzer wie von Wind oder rasender Leidenschaft wild zerzauster Bart flatterte, das verrieth endlich die merkwürdige Wendung des Kopfes, die nicht absichtlich vom Maler erfunden sein

konnte, ſondern den Lebenden charakteriſirt haben mußte, da ſie etwas heimlich Lauſchendes an ſich hatte und ſo ganz mit dem krampfhaften Griff der bräunlich gelben Hand in den Bart, die einer zum Sprunge erhobenen Tigerklaue ähnelte, harmonirte.

Das zweite Gemälde ſtellte das Porträt eines jungen Mädchens von engelhafter Schönheit dar. Dies klare ſchuldloſe Auge, dieſer zarte, feingeſchnittene Mund, dieſe lächelnden Grübchen in Kinn und Wangen, dieſe helle weiße Stirn, um die ein Kranz dunkelbrauner Locken in lieblichſter Unordnung lag, konnte nur einem reinen Herzen, einem kindlichen Gemüth angehört haben. Und wenn die Betrachtung des männlichen Porträts eine Bangigkeit in dem Beſchauer hervorrief, die der Furcht vor heimlich drohender Gefahr verwandt war, ſo kräftigte ein Blick auf das himmliſch lächelnde Geſicht dieſes zarten Mädchens den ſinkenden Muth wieder und gab dem beruhigenden Glauben an das beglückende Walten eines Schutzgeiſtes Raum.

Graf Dolmo vergaß über der Betrachtung dieſer beiden mit großer Meiſterſchaft gemalten Porträts all das Wichtige, das ihn bisher ausſchließlich beſchäftigt hatte. Bezaubert, hier von dämoniſcher Entſetzlichkeit, dort von überirdiſcher Anmuth, ließ er bewundernd ſeine Blicke abwechſelnd von einem Bilde zum andern ſchweifen, ohne der Betrachtung müde zu werden. Er konnte nicht zweifeln, daß beide ausgezeichnete Gemälde Porträts von Perſonen ſeien, die in früheren Tagen gelebt, vielleicht ſogar die Räume dieſes einſamen Gebirgsſchloſſes bewohnt hatten. Denn ſo erfindet auch die ſchöpferiſchſte Phantaſie größter Künſtler nicht, weder im Furchtbaren noch im Zarten. Solche Höllenzüge vermag der geſchickteſte Pinſel eines vollendeten Meiſters einem Phantaſiegebilde nicht einzugraben, ſo wenig als es ihm möglich ſein möchte, das ewig Reine, Jungfräuliche, Liebevolle und Gläubige auf die roſigen Wangen eines idealen Mädchengeſichtes zu hauchen.

„Aber weſſen Geſichtszüge verewigen dieſe Porträts?“ fragte ſich der Pole wiederholt — „und in welcher Verbindung ſtehen ſie mit

dieſem Schloſſe? — Oder ſollten ſie Eigenthum des Grafen ſein und aus ſeinem Vaterlande ſtammen? — Das iſt nicht möglich. — Solche Züge finden ſich nicht in Polen — in den Adern dieſer Beiden floß römiſches Blut.“

Er ſenkte das Auge und trat einige Schritte zurück. Die Sonnenſtrahlen ließen das dunkelbraune Haar des Mädchens goldig erglänzen. Augen und Mund des ſchönen Kindes ſchienen den erſtaunten Fremden anzulächeln. Mit jedem Augenblicke bekam das Bild mehr Leben, größere Anziehungskraft.

„Seltſam!“ ſagte Dolmo. „Ich muß dieſem wunderbaren Mädchenkopf irgendwo ſchon einmal begegnet ſein. — — Und doch kann ich mich nicht beſinnen, kann nicht den Schimmer einer Ahnung in meinem ſonſt ſo treuen Gedächtniß auffinden. — In der That, das iſt ſonderbar, räthſelhaft, faſt beunruhigend!“

Und abermals heftete der junge Mann ſeine Blicke auf das reizende Porträt und ſchwelgte in deſſen Schönheiten. Ein leiſes Rauſchen, wie von dem Schleppen eines Gewandes herrührend, machte ihn aufſehen. Er wandte ſich

nachläſſig und erblickte wenige Schritte hinter ſich ein ſchlankes Mädchen, das ſanft fragend und jungfräulich ſchüchtern ihr großes, von langen zarten Wimpern beſchattetes Auge auf ihn richtete. Von dieſer neuen unerwarteten Erſcheinung ward der Pole vollkommen überraſcht, um ſo mehr, als er in dieſen ſanften Engelszügen das Urbild des Gemäldes gefunden zu haben glaubte, das er mit ſo ſteigender Bewunderung bisher betrachtet.

Mit ſtummer ehrfurchtsvoller Verbeugung begrüßte Dolmo die liebliche Erſcheinung, die ihrerſeits den Gruß des Fremden in gleicher Weiſe erwiederte.

Zweites Kapitel.

Victorie.

Dieſes Mädchen zählte höchſtens ſiebzehn Jahre. Ein Kleid von ſchwerem ſchwarzen Seidenſtoff umfloß ihre ſchön geformten Glieder. Ihr reiches Haar, das eher ſchwarz als dunkelbraun zu nennen war, lag in zwei glänzenden Scheiteln um die heitere Stirn, die ebenſo wie Mund, Augenbrauen, Naſe und Kinn jenen Stempel ächt weiblicher Schönheit trug, die mehr durch rührende Lieblichkeit als durch beherrſchende Majeſtät anzieht.

Da in Folge der unerwarteten Ueberraſchung Dolmo ſchwieg, ſo redete ihn das junge Mädchen zuerſt an.

„Sie wollen entſchuldigen, Herr Graf,“ ſagte ſie mit einer rührenden, von tiefer See-

lentraurigkeit erfüllten Stimme, „daß ein Pole bei ſeinen Landsleuten nicht mit der üblichen Gaſtfreundſchaft und Herzlichkeit aufgenommen wird. Leider iſt dieſes Haus kein Haus der Freude! Der Kummer, die Sorge, Furcht, Angſt und Qual behüten die Schwellen dieſes Schloſſes, das an ſich ſchon einſam genug gelegen iſt und nicht noch beſonderer Vorrichtung zu gänzlicher Abwehr allen Verkehrs mit dem Leben erheiſchte. Dennoch hat man dergleichen getroffen, wie Sie ohne Zweifel bemerkt haben werden. Erblicken Sie nun darin weiter nichts, als die düſteren Grillen eines kranken Geiſtes, und ich hoffe, es wird Ihnen dann möglich ſein, auch unter ſo wenig anlockenden Umgebungen ſich doch den Umſtänden nach leidlich heimiſch bei uns zu fühlen.“

Das Mädchen begleitete dieſe freundlich einladenden Worte mit einem reizenden Lächeln und zugleich ſagte der wohlwollende Blick des feuchten Auges, daß ſie ihre wahre Herzensmeinung unverhohlen dem Landsmann gegenüber ausſprach.

„Gnädigſte Gräfin," verſetzte der Pole, „Sie überraſchen und beſchämen mich durch Ihre Güte. Hätte ich ahnen können, daß Graf Michael Sembronowski geiſtig ſo angegriffen ſei, ſo würde ich nicht gewagt haben, ohne vorhergegangene Meldung in ſein vom Weltgeräuſch entlegenes Aſyl einzudringen."

„Seien Sie darüber unbeſorgt," erwiederte das junge Mädchen. „Ihre Ankunft in dieſem Schloſſe wird in der Lebensweiſe des jetzigen Beſitzers nicht die geringſte Aenderung hervorbringen, wohl aber wäre es möglich, daß Ihre Anweſenheit das traurige Einerlei im Leben Anderer etwas heiterer ſchattirte."

„Dann würde ich meine Reiſe in dieſes reizende Verſteck die verdienſtlichſte That meines bisher ſehr unbedeutenden und an jeglichem Verdienſt armen Lebens nennen."

„Es ſchmerzt mich, Ihnen bekennen zu müſſen, Herr Graf, daß mein Vater von Ihrer Ankunft noch keine Kunde hat —"

„Gnädigſte Gräfin!"

„Daß Sie mithin auf eine Unterredung mit ihm, die Sie dringend wünſchen, noch

einige Zeit werden warten müſſen. Auf den wahrſcheinlich wichtigen Inhalt dieſer Unterredung Rückſicht nehmend, wagte ich es, ſein Gebot zu brechen und —"

„Gegen den Willen Ihres Vaters mir den Eintritt zu geſtatten?" rief der Pole. „O mein Gott, mein Gott!"

„Fürchten Sie nichts für mich," ſagte die Gräfin mit traurigem Lächeln. „Mein unglücklicher Vater iſt gegen Niemand ſo hart, wie gegen ſich ſelbſt. Wir Uebrigen haben nur mit Ergebung ſeine bisweilen freilich ſonderbaren Einfälle zu ertragen Es wird meine Sorge ſein, ihn auf Ihre Anweſenheit vorzubereiten. Iſt dies geſchehen und hat er ſich erſt mit dem Gedanken vertraut gemacht, einen fremden Menſchen unter ſeinem Dache zu beherbergen, ſo werden Sie in manchen Stunden ſogar einen ganz liebenswürdigen Geſellſchafter an ihm finden. Nur auf Eins muß ich Sie noch aufmerkſam machen."

„Reden Sie, Gräfin, und ſein Sie überzeugt, daß der geringſte Ihrer Wünſche für mich ein heiliger Befehl iſt!"

„Als Polin zweifle ich nicht daran, nur fürcht' ich, die Befolgung deſſelben wird mit Ihrem Gewiſſen in Colliſſion kommen."

„Wie ſo?"

„Weil Sie nur als Proteſtant, und zwar als eifriger Proteſtant mit meinem Vater verkehren dürfen."

„Um ſo beſſer, Gräfin, ſo brauche ich mich nicht zu verſtellen."

„Wie! — Sie wären —"

„Proteſtant, ſtrenger, entſchiedener Proteſtant, und es kann mir kein größeres Glück begegnen, als hier in dieſem erzkatholiſchen Lande einen Gleichgeſinnten zu finden. Hätte ich es auch ſonſt wagen können, die Sendung zu übernehmen, die mich in Ihre beglückende Nähe führt?"

„Sie wußten alſo, daß wir uns zur evangeliſch-lutheriſchen Religion bekennen?" fragte überraſcht die Gräfin.

„Ich erfuhr es, bevor ich mein Vaterland verließ," verſetzte Dolmo, „und wie ich ſchon andeutete, trug weſentlich mein religiöſes Bekenntniß bei, mich gewiſſermaßen zum

Geſandten in einer höchſt wichtigen Angelegenheit zu erwählen.“

„Sie werden es unbeſcheiden finden, wenn ich durch die Frage, worin dieſe Angelegenheit beſtehe, mich zum Mitwiſſer Ihres Geheimniſſes zu machen wünſche. Und dennoch muß ich dieſe Frage thun, da nur durch perſönlichen Vortrag von meiner Seite Graf Michael einem Fremden zugänglich wird. Selbſt Briefe nimmt er nicht an, wenn er zuvor nicht im Allgemeinen von deren Inhalt durch mündliche Andeutungen Kunde erhält.“

„O es iſt kein Geheimniß, ſchöne Gräfin, das ich Ihrem Vater mitzutheilen habe,“ erwiederte der Pole, „trüge ich aber auch ein ſolches bei mir, wo könnte ich es wohl beſſer bewahren, als im Heiligenſchrein Ihres Herzens? So beredt auch dieſer Mund iſt, ſo verſchwiegen — ich bin überzeugt — kann er ſein, wenn er ein Geheimniß zu behüten hat.“

Dolmo erlaubte ſich bei dieſen Worten die ſchöne ſchmale Hand der jungen Gräfin bei den Fingerſpitzen zu erfaſſen und ſie ehrerbietigſt mit den Lippen zu berühren. Lächelnd ließ

ſich die Sarmatin dieſe Huldigung gefallen, indem ſie ſcherzend ſagte:

„Gut, gut, mein galanter Herr Landsmann, nur bitte ich, laſſen Sie alle Heiligenſchreine, mögen ſie nun wirklich Heiliges oder Profanes bergen, im Geſpräch mit meinem Vater weg, ſonſt prophezeihe ich Ihnen keinen glücklichen Ausgang für Ihre diplomatiſche Sendung. — Und nun, bitt' ich, weihen Sie mich ein klein wenig ein in Ihre Geheimniſſe, laſſen Sie uns aber dabei etwas ausruhen in dieſen ehrwürdigen Stühlen, die ehedem zwei hiſtoriſch gar merkwürdige Perſonen trugen."

„Dieſe Stühle?" ſagte Dolmo, indem er ſie an das Kamin ſchob. „Sie ſind alſo ſehr alt?"

„Wohl an vierhundert Jahre."

„Und wen trugen ſie damals?"

„Davon nachher. Erſt beichten Sie mir gefälligſt Ihr Geheimniß."

Das ſchöne Mädchen und der junge Pole nahmen einander gegenüber in den alterthümlichen Seſſeln Platz und Dolmo begann.

„Ich darf kurz sein, theure Gräfin,“ sprach er, „da Ihnen wahrscheinlich die Verhältnisse Ihrer Familie im Allgemeinen bekannter sind, als mir, dem Fremden, der nur aus Noth oberflächlich in dieselben eingeweiht wurde.“

„Das fängt wirklich ganz interessant an,“ lächelte das schöne Mädchen, „ich bin jetzt gefaßt auf die unglaublichsten Dinge.“

„Und doch habe ich Ihnen nur einfache, leicht faßliche Thatsachen mitzutheilen. Hören Sie denn. — In Ihrer weitverzweigten Familie befindet sich ein vermögender Mann, Namens Stanislas Sembronowski — “

„Ach, der liebenswürdige Verschwender, der kecke Gotteslängner, obwohl er sich rühmt, ein gläubiger Sohn der alleinseligmachenden Kirche zu sein.“

„Derselbe, gnädige Gräfin. Vor ein oder zwei Jahren hatte dieser zwar etwas leichtsinnige, aber talentvolle und geistreiche Mann das Unglück, in Folge zu großer Hinneigung zu verschwenderischem Leben unvermuthet unter Curatel gestellt und der eigenen Verwaltung seines Vermögens überhoben zu werden. Graf

Michael Sembronowski, Ihr Herr Vater, ward zum Verwalter desselben gerichtlich ernannt und Stanislas ein festes Jahrgehalt ausgesetzt — "

„Von dem mein liebenswürdiger Vetter, den ich nicht die Ehre habe zu kennen, recht stattlich leben kann; denn meines Wissens beläuft sich die Summe, die er jährlich zu verthun hat, auf 600000 polnische Gulden."

„Sie sind vortrefflich unterrichtet."

„Ich muß es wohl sein, da mein Vater gewohnt ist, seit Jahr und Tag mich als Secretär zu benutzen."

„Seitdem ist Stanislas ein anderer Mensch geworden — "

„Besser oder schlechter?" lächelte die Gräfin. „Das Gerücht sagt ihm schlimme Dinge nach und ich gestehe, daß ich gegen meinen Cousin etwas eingenommen bin."

„Er ist traurig, niedergeschlagen," fuhr der Pole fort, „und es scheint beinahe, als sollte der ehedem so lebenslustige Mann nicht mehr gar lange leben. Dies ist wenigstens seine eigene Meinung. Um nun nicht mit

dem Rufe eines Mannes aus der Welt zu gehen, dem nichts heilig gewesen sei, hat er sein vergangenes Leben streng durchmustert, zugleich aber auch den Ursachen nachgeforscht, die so unerwartet ihn der Selbstverwaltung seines Vermögens überhoben, und da fand sich denn Manches, was dem strengen Recht schnurstracks entgegenlief."

„Es wird dem Vetter schwer fallen, die Beweise dafür zu liefern."

Dolmo lächelte und klopfte an seine Brust.

„Die Beweise, daß Stanislas Unrecht, schreiendes Unrecht geschehen, trage ich bei mir. Ich werde sie dem Grafen Michael vorlegen, damit er sich überzeugt, daß es sich hier um Entdeckung einer furchtbaren Intrigue, um Verhinderung der Ausführung eines Verbrechens handelt, das mit überlegener Schlauheit begonnen worden ist!"

„Aber mein Gott, wie ist dies möglich!" sagte die Gräfin. „Stanislas vergeudete so ungeheure Summen, daß der Ruin seines Vermögens binnen wenigen Jahren mit Gewißheit vorauszusehen war, und mein Vater schritt erst

ein, nachdem unſere ganze Familie ihn wiederholt darum gebeten und die unwiderleglichſten Beweiſe der grenzenloſen Verſchwendung Stanislas' beigebracht hatte."

„Das Geſchlecht der Sembronowski iſt hintergangen worden."

„Dann müßte es unwürdige Mitglieder unter ſich zählen."

„Warum nicht lieber falſche Rathgeber, eigennützige, ſelbſtſüchtige Feinde?"

„Sie glauben?"

„Ich weiß!"

„Das beunruhigt mich," ſagte das junge Mädchen, „denn wenn mein Vater davon hört, wird es ihn tagelang in die finſterſte Stimmung verſetzen."

„Ich bedaure aufrichtig, daß ich wider Willen die Veranlaſſung dazu ſein muß. Dennoch, theure Gräfin, darf ich nicht nachgeben, da nicht blos Stanislas' Wohl und Wehe, ſondern die ſämmtlichen Beſitzthümer, das ganze Vermögen der Sembronowski, vor Allem und zuerſt auch das Ihres argloſen Vaters auf dem Spiele ſteht."

„Sprächen Sie nicht so zuversichtlich, Herr Graf, so würde ich Sie selbst für getäuscht halten.“

„Ich spreche die Wahrheit und kann sie beweisen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen zwei Worte leise zuflüstere, damit Niemand sie auffängt und weiter trägt.“

Dolmo beugte sich an das Ohr des schönen Mädchens und ließ sie langsam die geheimnißvollen Worte hören. Sie fuhr zusammen, als hätte ein Funke des elektromagnetischen Fluidums ihren Körper berührt, faltete die zarten weißen Hände und rief seufzend:

„Das ist entsetzlich! Das wird meinem unglücklichen Vater das Leben kosten!“

Ein feines Lächeln überlegener Kraft spielte um die Lippen des Polen, dem es gelungen war, mit zwei Worten ein ihm vor einer halben Stunde noch völlig unbekanntes Mädchen zum Spielball seines Willens zu machen. Er glaubte, vor der Hand weit genug gegangen zu sein und bemühte sich jetzt, der Bestürzten Trost zuzusprechen.

„Graf Michael kann von Allem, was in geheimſter Stille ſich zugetragen hat, unberührt bleiben," ſagte Dolmo, „wenn wir uns zuvor einigen und ihm überzeugende Gründe, ſprechende Thatſachen ſtatt langer Erörterungen vorlegen."

„Sie kennen meinen Vater nicht," ſprach das Mädchen geängſtigt. „Sein Argwohn gaukelt ihm die undenkbarſten Dinge vor, ſein Mistrauen ſieht in jedem Menſchen einen Feind, der ihm nach dem Leben trachtet, und läßt ihn in Maßregeln der Sicherheit die entſetzlichſten Verfolgungen erblicken. — Und dann, was begehren Sie? Welche Vorſchläge haben Sie ihm zu machen als Bevollmächtigter Stanislas'. — Denn in dieſer Eigenſchaft ſind Sie doch hier?"

„Der Name thut wenig zur Sache. Ich habe mich verbindlich gemacht, den Grafen Michael zu bewegen, daß er die Verwaltung von Stanislas Sembronowskis Vermögen dieſem wieder ſelbſt überlaſſe und die frühere Bekanntmachung, die ihn für einen Verſchwender erklärt, öffentlich widerrufe. Da ein ſolcher Widerruf nicht auf der Stelle erfolgen kann,

wünſcht Stanislas bis dahin ſeinen Jahrgehalt verdoppelt, damit er kein Mittel unverſucht laſſen darf, das zur Entdeckung der heimlich minirenden Feinde und ihrer Schliche führen kann.“

„Glauben Sie, ein derartiges Verfahren werde unſere Feinde für immer unſchädlich machen?“

„Unſchädlich? — Nein. Aber vorſichtig, ängſtlich, unſicher wird es ſie machen, und das genügt. Es gibt Ihrer Familie Zeit, ſich gegen neue Angriffe zu waffnen und immer kampffähig da zu ſtehen.“

„Wenn es aber ein Irrthum wäre, Herr Graf! — Wenn wir einer Geſellſchaft von ſo ausgebreiteter Macht Unrecht thäten und ſie dadurch uns zum unverſöhnlichſten Feinde machten?“

„Sie können dieſer Geſellſchaft nie Unrecht thun,“ ſagte lächelnd der Pole. „Ihre Schliche ſind in neueſter Zeit zu bekannt geworden, um zu wiſſen, daß ſie ihren Zwecken zu Liebe vor keinem Verbrechen zurückſchrickt. Und überdies ſoll ja auch Graf Michael nicht

eher handeln, als bis er alle Documente und Briefſchaften, die ich bei mir trage, genau geprüft hat. Ich werde ihn nicht drängen, er mag ſich Zeit nehmen, ſo lange er will."

Die Gräfin ſchien wieder Muth zu faſſen. Sie ſchlug ihre in feuchtem Glanz leuchtenden Augen auf und ſagte, dem Polen freiwillig die Hand reichend:

„Ich bitte, Graf, verlaſſen Sie mich nicht, bis dieſer Kampf überſtanden iſt. Das Wort Jeſuiten, das Niemand in meines Vaters Gegenwart ausſprechen darf, wird, fürcht' ich, einen erſchütternden Eindruck auf ihn machen."

„Muth, ſchöne Landmännin, Muth! Man ſagt ja von den Polinnen, daß ſie geborene Heldinnen ſeien. Sie machen ſicherlich keine Ausnahme, und erlauben Sie es mir, ſo werde ich bis zum Tode Ihr treueſter Paladin ſein!"

Dolmo wagte die Hand des liebenswürdigen Mädchens zu drücken, die, ohne daß er es zu bemerken ſchien, in der ſeinigen zitterte.

Die Gräfin ſtand auf und ſah nach der kleinen goldenen Uhr an ihrem Gürtel.

„Schon zwei Uhr vorüber," ſagte ſie. „Das iſt die Zeit, in der ich meinen Vater beſuchen darf, ohne ihn aufzubringen. Bis ein Uhr arbeitet oder betet er, dann gönnt er bis drei Uhr ſeinem ſtets trüben Geiſte einige Erholung, ſucht ſpäter zu ſchlummern und erſcheint um halb fünf Uhr ohne vorangegangene Einladung bei Tafel Er muß dann Alles bereit finden, denn er wartet nie. Iſt nicht ſchon aufgetragen, ſo entfernt er ſich ſtumm, wie er gekommen iſt, und faſtet bis zum nächſten Frühſtück. In dieſe Ordnung müſſen wir uns fügen, da der geringſte Verſtoß dagegen, wenn er ſich wiederholt, dem geiſtig und körperlich Leidenden die furchtbarſten Qualen verurſacht. Mein Vater iſt nämlich von Natur außerordentlich heftig und jähzornig. In Folge eines großen Familienunglücks hat er nun das Gelübde gethan, ſeine aufbrauſende Heftigkeit zu unterdrücken, und weil ihm ſolche Selbſtbeherrſchung unbeſchreibliche Ueberwindung koſtet, greift die verhaltene Wuth ſein erſchüttertes Nervenſyſtem an und bereitet ihm die entſetzlichſte Pein. — Iſt es Ihnen gefällig, die Briefe und Schriften

an meinen Vater, die Sie bei ſich führen, mir zu übergeben, ſo will ich ihn wenigſtens darauf vorbereiten und mit dem Gedanken ſich befreunden laſſen, daß ein Landsmann im Intereſſe unſerer Familie ſeine Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nimmt."

„Darf ich, gnädige Gräfin, Sie zuvor an Erfüllung Ihres mir vorhin gegebenen Verſprechens erinnern, ohne in Ihren Augen unbeſcheiden zu erſcheinen?" ſagte Dolmo, indem er mit vielſagender Handbewegung die Lehne ſeines Seſſels ergriff.

„Ach ja, ich beſinne mich," verſetzte die Gräfin mit traurigem Lächeln. „Ich wollte Ihnen etwas von den Perſonen erzählen, die ehedem hier lebten. — Seltſamer Zufall! — Es ſcheint vom Schickſal beſchloſſen zu ſein, daß immer nur unglückliche Familien in dieſen Mauern wohnen ſollen."

„Fühlen ſie ſich wirklich ſo unglücklich, weil Ihr Vater hypochondriſch iſt?"

„Faſt ſo unglücklich, wie jenes Mädchen, deſſen Porträt Sie dort ſehen."

„Wie jenes — Mädchen!“ sagte zaudernd der Pole. „So waren Sie also damals, als Sie dem Maler saßen, noch unglücklicher?“

„Ich? — Wer spricht von mir?“

„Verzeihung, Gräfin! — Als Sie vorhin eintraten, fanden Sie mich versunken in Betrachtung jener beiden Porträts. Der Anblick des schönen Mädchens machte den tiefsten Eindruck auf mich. Ich suchte in der Erinnerung flüchtiger Begegnungen und in den Falten meines Herzens, ob ich nirgend das Urbild fände, das zu jenem bezaubernden Gemälde gesessen haben könnte — da höre ich es hinter mir rauschen — bemerke Sie und — und glaubte allen ferneren Suchens in den Räumen meiner Gedanken überhoben zu sein.“

„Ein Beweis, wie leicht Männer sich täuschen lassen, wenn ihre Phantasie erregt ist,“ versetzte die Gräfin. „Mag es vielleicht wahr sein, daß einige Züge meines unbedeutenden Gesichtes Aehnlichkeit haben mit denen jenes Gemäldes, so bin ich doch nicht so ganz verblendet, zu glauben, daß ich auch nur ent-

fernt jener wahrhaft himmliſchen Schönheit ähnelte. — Waren Sie nie in Rom?"

„Nur wenige Tage. Der Wunſch, das Ziel meiner Reiſe zu erreichen, ließ mich nicht lange daſelbſt raſten."

„Sie ahnen alſo wirklich nicht, weſſen Porträt Sie vor ſich haben?"

„Ich geſtehe meine Unwiſſenheit."

„Aber der Name dieſes Schloſſes iſt Ihnen bekannt?"

„Man nennt es, glaub' ich, Petrella."

„Petrella, ja, der Familienſitz des alten edlen, jetzt längſt ausgeſtorbenen Geſchlechts der Cenci."

„Der Cenci?" wiederholte erbleichend der Pole. „Der Cenci! — Und jene Porträts —"

„Sind die treueſten Bilder des Grafen Cenci und ſeiner überirdiſch ſchönen Tochter, der beklagenswerthen Beatrice."

„Und in dieſem Hauſe der entſetzlichſten Verbrechen, die je verübt worden ſind, vermag Graf Michael zu leben, ohne die Geiſter der Cenci allnächtlich durch die mondbeleuchteten Hallen ſchweifen zu ſehen? An dieſen grauen-

vollen Ort wagt er seine Tochter in blühender Jugendschöne zu verbannen? — O das ist hart, das ist grausam!"

„Schelten Sie meinen armen Vater nicht," sagte die Gräfin mit demselben Schmerzenstone, der ihm schon bei der ersten Begrüßung aufgefallen war. „Er ist ein Büßender und um die Qual und Angst der Buße recht tief zu fühlen, hat er diesen Ort zu seinem Aufenthalt sich ausgesucht."

„Aber Sie, theure Gräfin! — Ihre Jugend, Ihr Frohsinn, Ihre Herzensruhe — müssen Sie nicht langsam zerdrückt werden zwischen diesen Mauern?"

„Ich bin sein Kind und folge dem Vater aus Liebe," sagte sie mit himmlischer Würde. „Meine Mutter konnte ihn nicht begleiten, da wir sie einige Wochen zuvor an der Pyramide des Cestius begraben hatten."

Die Blicke des Polen ruhten lange mit viel sagendem Ausdruck auf dem schönen Mädchen, das, ohne darauf zu achten, nach kurzer Pause das Gespräch wieder aufnahm.

„Darf man den Ueberlieferungen trauen, die ſich im Munde des Volkes von Geſchlecht zu Geſchlecht durch Jahrhunderte fortgepflanzt haben," ſagte ſie, „ſo bedienten ſich Vater und Tochter dieſer beiden Seſſel, wenn die Familie ſich Abends am Kamin verſammelte. In ſolchen Abendſitzungen ſoll die wunderbare Schönheit des zarten Kindes das ſchlechte Herz des verwilderten Vaters berückt haben, bis er den Lockungen des böſen Geiſtes nachgab und jenes Höllenſpiel begann, das die verzweifelte Tochter zum Vatermorde bewaffnete. Liegt nur einige Aehnlichkeit von dem alten Grafen Cenci in jenem Bilde — und die Sage behauptet, daß es fürchterlich treu ſei — ſo begreife ich, wie ein Kind, und wäre es lammfromm und engelsgut, vor ſolchen Blicken entweder in die tiefſte Schlucht der Gebirge fliehen oder die Mordwaffe als Nothwehr gegen den Verfolger ſchwingen kann."

„Die Erinnerung an die ſchauerliche That Beatrices hat ſich für ewige Zeiten hier, wo ſie geſchah, erhalten," fuhr die Gräfin fort. „Ich bin ein leidlich geſchulter Cicerone und

wenn Sie mich durch einige Zimmer begleiten wollen, kann ich Ihnen auch das Closet zeigen, wo das unglückliche Kind den schlummernden Wüthrich, den der unerforschliche Rathschluß Gottes ihr zum Vater bestimmt hatte, überfiel."

„Auch hier," sprach die Gräfin weiter, indem sie mit dem Polen durch mehrere Zimmer ging, „auch hier ebnete der Zufall dem Verbrechen die Bahn. Das Schlafzimmer des Grafen lag in der Mitte aller im Schlosse befindlichen Gemächer und hatte nach beiden Seiten Ausgänge in dieselben. Von einem schmalen, nur schwach erleuchteten Corridor führten Treppen sowohl in das Erdgeschoß wie zur obern Etage. Der Graf hatte Schlüssel zu allen Thüren, um seinen Zweck leichter erreichen zu können, es war daher ganz unmöglich für die Schloßbewohner, sich vor ihm zu verbergen und seinen Gelüsten zu entrinnen. Eigenhändig verschloß und verriegelte er alle Thüren, bis auf eine, die ihm im Fall der Noth den Rückzug deckte. Denn obwohl Herr und Gebieter über seine Familie, fürchtete er doch, es möchte irgendwo ein gedungener Mör-

der auf ihn lauern und aus ſicherem Verſteck ihm den Dolch in die Bruſt ſtoßen. Dieſe Thür mit dieſem Zimmer hier in Verbindung ſtehend, durch das wir jetzt in Cenci's Schlaf- und Todtenkammer treten, ward ſein Unglück. Durch ſie ſchlich ſich die Tochter, bevor der entſetzliche Vater es ahnte, in die Nähe ſeines Lagers, wartete, bis der vom Wein Erhitzte entſchlief und rief dann zum mitternächtlichen Werke ihre Genoſſen herbei."

Das Zimmer war ſchmal und lang. Ein breites Ruhebett mit halb vermoderten und zerriſſenen ſeidenen Decken ſtand an der Wand. Spinnengewebe hingen wie graue Wolken von Wänden und Decke herab und hüllten es in einen Nebelflor, der jetzt von den Sonnenſtrahlen wunderlich vergoldet wurde. Man ſah, daß ſeit Jahrzehnten wo nicht noch länger keine ordnende Hand in dies verrufene und verfluchte Gemach gekommen war.

„Hier gab Cenci ſeinen Geiſt auf," ſagte die Gräfin. „Jene Decken ſoll er in der Todesangſt zerriſſen haben."

Der Pole warf einen ſcheuen Blick darauf und zog ſich dann ſogleich wieder zurück.

„Sind Sie furchtſam, Graf?“ fragte Victoria, — wie wir die Gräfin nennen wollen, — indem ſie ihm folgte und die ſchweren Seidenvorhänge, welche die Stelle der Thür vertraten, hinter ſich zufallen ließ.

„Nicht doch, Gräfin, aber eines ängſtlichen Gefühls kann ich mich an Orten, wo grauſame Thaten geſchehen ſind, nie erwehren. Mir iſt's dann immer, als würde ich feſtgehalten und irgend ein ſchadenfroher Teufel machte ſich das ſataniſche Vergnügen, mich nach Herzensluſt zu foltern. Ich fühle in ſolchen Momenten die Schmerzen geiſtig ſo deutlich, daß ich nur mit Mühe leiſes Wimmern und lautes Jammern unterdrücken kann.“

„Das ſind Ahnungen eines dereinſt Ihnen bevorſtehenden großen Unglücks,“ ſagte die Gräfin ſcherzend, „hüten Sie ſich vor jeder That, die Ihr Gewiſſen nicht gut heißt!“

„Um Gottes Willen, Gräfin, treten Sie nicht in die Fußſtapfen der Caſſandra! Ich könnte verſucht werden, das unerhörteſte

Verbrechen zu begehen, nur, um Sie nicht Lügen ſtrafen zu müſſen!“

Sie waren inzwiſchen in das Empfangszimmer zurückgekehrt. Victorie bat nochmals um Ueberreichung der nöthigen Briefe und Documente für ihren Vater, und empfahl ſich darauf ihrem neuen Bekannten.

„Bei Tafel hoffe ich Sie wieder zu ſehen, Graf,“ ſagte ſie beim Fortgehen. „Inzwiſchen wird unſer vertrauteſter Diener Ihnen einige Zimmer anweiſen, und ſo weit dies in dieſem halb wüſten Schloſſe möglich iſt, für jegliche Bequemlichkeit die nothwendigſte Sorge tragen. — Auf Wiederſehen alſo.“

Dolmo oder wie wir ihn künftig mit ſeinem wahren Namen nennen wollen, Nicol Bogecz, der Sohn des galiziſchen Bauers und hoffnungsvolle junge Prieſter der Jeſuiten blieb allein zurück. Lange heftete er ſeine funkelnden Augen auf die Thür, hinter welcher das reizende Geſchöpf verſchwunden war, dann ließ er ſie ſinnend auf das Bild der Beatrice Cenci gleiten und ein entſetzliches Lächeln

machte auf ein paar Secunden ſeine einnehmenden Geſichtszüge erbeben. Es war, als ob der Griff einer Teufelsfauſt alle Muskeln des jungen Mannes ſchüttelte.

„Beatrice Cenci!“ ſprach er leiſe vor ſich hin. „Ja jetzt erinnere ich mich. Im Palaſt Barberini habe ich oft vor dieſem herrlichen Kopfe geſtanden. Nur die fehlende turbanähnliche Kopfbedeckung auf dieſem Bilde konnte es mich verkennen laſſen.“

Er machte einen Gang durch's Zimmer, die Hände in gewohnter Weiſe auf der Bruſt kreuzend und den Kopf ſenkend, und ſtellte ſich abermals vor das Gemälde. Seine Stirn runzelte ſich, die Augen ſprühten Feuer.

„Und ſie — ſie gleicht ihr dennoch!“ murmelte der Jeſuit. „Könnte es wohl Schickung des Himmels genannt werden, wenn ihr ein ähnliches Loos beſchieden wäre? —“

David trat ein.

„Die Zimmer für den Herrn Grafen ſind in Bereitſchaft geſetzt,“ ſagte der ergraute

Diener, ehrfurchtsvoll an der Thür ſtehen bleibend.

Nicol warf noch einen Blick ſündhaften Verlangens auf das bezaubernde Gemälde der Beatrice und folgte dem Diener des Hauſes.

Drittes Kapitel.

Michael Sembronowski.

Als Gräfin Victorie den verkleideten Jesuiten verlassen hatte, ging sie, die erhaltenen Briefschaften und Documente nachdenklich betrachtend, durch eine Reihe von zwölf Zimmern, die sämmtlich wohl erhalten, von denen aber nur einige wohnlich eingerichtet waren. Die meisten zeigten blos nackte Wände. Etwa in der Mitte dieser langen Flucht von Zimmern hatte das junge Mädchen zwei mäßig große Gemächer mit entzückender Aussicht zu ihrem Gebrauch eingerichtet. Diese waren mit all den kleinen Bedürfnissen, die nordische Bequemlichkeit und häuslicher Sinn liebt, reichlich versehen und verliehen den an sich unbehaglichen Räumen den Charakter süßer Trau-

lichkeit, den man in den Wohnungen südlicher Länder vergeblich sucht.

Am äußersten Ende dieser endlosen Zimmerreihe lag gegen Norden gekehrt der vom Grafen Michael bewohnte Theil des Schlosses. Obwohl diese Apartements bei weitem die unfreundlichsten im ganzen Castell waren, hatte sie Michael doch mit Absicht für sich ausgewählt. Er haßte das Sonnenlicht und auf dieser Seite belästigte ihn kein Strahl des weltbelebenden Gestirns. Hier war das Reich der Schatten, in deren feuchtem Düster Graf Michael sich allein wohl fühlte, wenn trübes lautloses Dahinbrüten so genannt werden kann.

Nicht zufrieden mit der natürlichen Dunkelheit, die nothwendig hier vorherrschen mußte, hatte sich der alte hypochondrische Mann sein gewöhnliches Wohnzimmer noch ganz schwarz austapezieren, die Decke schwarz malen, den Fußboden mit schwarzen Teppichen belegen lassen. Selbst Stühle und Tische waren schwarz, nur ein großer Wandspiegel in breitem goldnen Rahmen leuchtete seltsam in dieser künstlichen Nacht und machte einen wunder-

ſamen Effect bei erſtmaligem Beſuch dieſes Grabgemaches.

Michael Sembronowski verließ dieſen Raum nur, um mit ſeiner Tochter zu ſpeiſen, alle übrige Zeit des Tages und der Nacht blieb er zurückgezogen in ſeiner geſpenſtiſchen Einſamkeit und beſchäftigte ſich mit Lectüre und Gebet. Er nannte dies ſeine Buße.

Hier ſuchte Victorie, dieſe liebliche, graziöſe, zu vollendeter Schönheit aufgeblühte Mädchengeſtalt, den grämlichen Vater jetzt auf, um ihm die Nachricht von der unerwarteten Ankunft eines Landsmannes mitzutheilen und die empfangenen Briefe mit ihren ſo wichtigen Nachrichten abzugeben.

Es bedurfte keiner vorangehenden Anfrage, da, wie wir wiſſen, die Zeit gekommen war, in welcher der Graf Beſuche ſeiner Tochter annahm und erwartete. Victorie überſchritt daher ohne Zaudern die Schwelle. Sie überraſchte ihren Vater in einer höchſt wunderlichen Beſchäftigung, die jedoch für ſie ſelbſt nichts Auffallendes mehr hatte, da ſie längſt daran gewöhnt war. Der Graf ſtand nämlich etwa

in der Mitte des Zimmers an einem ſchwarzen Seile, das hier in Bruſthöhe ſtraff über das Zimmer ausgeſpannt war. Sein Geſicht war dem Fenſter zugekehrt, vor dem auf ſchwarzem Geſtell eine runde Scheibe von dunkelblauem Glaſe, mit in der Mitte ſich befindlicher ſehr kleiner runder Oeffnung ſtand. Durch dieſe Oeffnung, die kaum einen Viertelzoll im Durchmeſſer hielt, bemühte ſich Graf Michael aus einer Entfernung von acht Schritt Linſenkörner zu werfen.

Michael Sembronowski, der Senior der großen polniſchen Familie dieſes Namens war ein Mann von ſechzig Jahren, klein, hager und von ſchwächlicher Geſundheit. Er trug der Zimmerdecoration entſprechende ſchwarze Kleider von feinſtem Tuch und war überhaupt mit einer Sorgfalt gekleidet, die an gezierte Geckenhaftigkeit grenzte und die man bei jedem andern Manne lächerlich gefunden haben würde. An dem alten hagern Grafen machte ſie nicht dieſen Eindruck, viel eher konnte man ſich zu dem Geſtändniß bewogen fühlen, daß ſie ſchauerlich, unheimlich wirke.

Der Graf zeichnete ſich durch einen ſehr edel geformten Kopf aus, den völlig weißes Haar in reicher Lockenfülle bedeckte. Dem ſehr bleichen und abgemagerten Geſicht verlieh der ſtarke, mit größter Sorgfalt gepflegte ſchwarze Schnurrbart etwas Dämoniſches, und die ſtark gebogene große Adlernaſe gab ihm ein Raubvogel ähnliches Ausſehen.

Er hatte kleine, ſchön geformte Hände von ſeltener Weiße. Am Zeigefinger der Rechten blitzte ſein Wappenring, umgeben von einem Kranz koſtbarer Brillanten. Eine Tuchnadel von denſelben edlen Steinen in Kreuzesform war in die Enden der leicht verſchlungenen ſchwarzſammtenen Krawatte geſteckt.

Ohne ſich durch den Eintritt Victorie's ſtören zu laſſen, fuhr er in ſeiner ſonderbaren Beſchäftigung fort. Er hatte dieſes Spiel offenbar ſchon geraume Zeit getrieben, denn er warf mit erſtaunlicher Sicherheit drei, vier und mehr Linſen, ohne zu fehlen, durch die kleine Oeffnung in der Glasſcheibe, mißlang ihm aber ein Wurf, ſo geriethen alle Muskeln ſeines hagern todtenbleichen Geſichts in ein

ſolches Zucken, daß der nicht daran Gewöhnte vor Schreck darüber ohnmächtig werden konnte oder ſich entſetzt von dieſem ſchrecklichen Anblick abwenden mußte. In ſolchen Augenblicken ſchien alles Fleiſch im Geſicht des unglücklichen Grafen zu verſchwinden; man ſah die Form des nackten Schädels durchſcheinen und über dieſem fleiſchloſen Schädel die weißgelbe Haut krampfhaft zucken. Das Feuer ſeiner grauen Augen erleuchtete dieſe häufig wiederkehrenden Krampfanfälle mit wunderbaren Lichtern.

„Mein Vater,“ ſagte Victorie, einige Secunden dem Spiel ihres beklagenswerthen Vaters traurig zuſehend, „darf ich näher treten?“

Augenblicklich unterbrach der Graf ſeine Beſchäftigung, in die er ſo vertieft war, daß er Alles um ſich her vergaß und weder etwas Anderes ſah noch hörte.

„Näher, meine Tochter,“ ſagte er, ſeiner Tochter die Hand entgegenſtreckend, damit ſie dieſelbe an ihre warmen Lippen drücke. „Habe gewartet funfzehn Minuten — viel gelitten.“

„Vergebung, mein Vater, daß ich Ihnen Schmerzen bereitet habe! — Ich ward abgehalten.“

„Durch Gebet?“

„Nein, mein Vater.“

„Kein Grund dann — schlechte Ausflüchte.“

Und Michael kehrte seiner Tochter den Rücken zu, um auf's Neue den silbernen Teller zu ergreifen. Victorie folgte ihm.

„Noch etwas zu sagen?“ fragte er scharf, da er sah, daß sie sich nicht entfernte, was doch sonst immer geschah, wenn er das Gespräch kurz abbrach. „Werde den Qualen unterliegen, die mich peinigen,“ fügte er heftig hinzu, während einzelne Muskeln seines Gesichtes schon zu vibriren begannen, „muß schwierige Beschäftigung suchen, um zu vergessen. — Viel denken, viel beten oder viel sich abmühen. — Kennst meine Regel.“

„Wenn Sie mich anhören wollten, gütiger Vater, dann würde Sie das, was ich Ihnen mitzutheilen habe, sehr lebhaft beschäftigen.“

Graf Michael setzte den Teller wieder weg.

„Lebhaft?“ wiederholte er und ließ mit unglaublicher Geſchwindigkeit die Fingerſpitzen ſeiner linken Hand über die Knöchel der Rechten laufen.

„Ich habe mit einem Landsmanne, einem Polen geſprochen,“ ſagte Victorie mit gedämpfter Stimme und niedergeſchlagenen Augen.

„Warſt ausgegangen? — Im Thal?“

„Nein, mein Vater, im Schloſſe.“

„Im Schloſſe!“ ſchrie Michael auf und ſeine weißen Haare ſträubten ſich. „Im Schloſſe! — — Iſt er gefeſſelt?“

„Legt man Freunde, edle, ſich aufopfernde Freunde in Ketten?“

„Nein, nein — — aber im Schloſſe! — — O Gott, o Gott! — — Wenn's doch ein Feind, ein Rächer wäre!“

„Es iſt ein Freund, ich werd' es Dir beweiſen, mein Vater.“

„Die Angſt wird mich tödten.“

„Nicht doch, mein Vater. Höre mir nur recht aufmerkſam zu, und die Qual des Herzens wird keine Gewalt über Dich gewinnen.“

„Will's verſuchen — rede!“

„Kennſt Du den Grafen Dolmo aus Volhynien?“

„Gibt der Dolmo fünf — welchen meinſt Du?“

„Den Jüngſten.“

„Iſt jetzt ſechsundzwanzig Jahr alt. — Mittelgröße, ſchlank, blaſſes Geſicht, ſchwarzes Haar.“

„Du haſt ein bewundernswürdiges Gedächtniß, lieber Vater. Zug für Zug haſt Du den hübſchen jungen Grafen beſchrieben.“

„Wollte, könnte das Gedächtniß vertilgen,“ murmelte der alte Graf. „Iſt mein Elend, meine Hölle. — — Foltert mich ſeit dreizehn Jahren, als loderten Flammen in Herz und Hirn!“

„Nun dieſer junge Graf Dolmo kommt gradeswegs aus unſerm Vaterlande, hat unſern Verſteck aufgefunden und möchte Dich gern nach langer Zeit wieder einmal begrüßen.“

„Aus Neugier?“

„Vielmehr aus Ehrfurcht.“

„Lüge! — Weibereinfall! — Die Dolmo heucheln nicht.“

„Gut, so achten sie Dich mindestens als Polen und säumen nicht bedeutende Opfer zu bringen, um einem Landsmanne in der Stunde der Gefahr beizuspringen.“

„Soll heißen — ?“

„Daß Dolmo uns aufgesucht hat, um Dir sehr wichtige Nachrichten mitzutheilen.“

„Vaterländische?“

„Nachrichten, unsere Familie betreffend.“

„Gibt's Erbschaften?“

„Vielleicht bald, wenn Vetter Stanislas stirbt, was zu befürchten steht.“

„Stanislas krank? — Der Gotteslästerer — der Spieler — der Verschwender? — Schlechtes Leben, früher Tod. — Lauf der Welt von jeher gewesen.“

„Er leidet wenigstens sehr, weil er zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß man ihm zu viel gethan hat.“

„Zu viel? — Kein Sinn darin.“

„Weshalb nicht? — Wäre es nicht möglich, daß heimliche Feinde ihn angeschwärzt hätten, um seines großen Vermögens sich zu bemächtigen?“

„Ganz unmöglich. Ich bin Verwalter.“

„Sehr wahr, mein Vater, aber auch Du wirst nicht ewig leben, und dann — “

„Ersetzt mich ein Anderer.“

„Vielleicht ein Katholik,“ warf Victorie bedächtig ein.

Graf Michael sah sie erschrocken an. Dann sagte er in seiner kurzen Manier:

„Soll heißen?“

„Daß Katholiken, die unserm Hause feindlich gesinnt sind, den leichtsinnigen, aber gutmüthigen Vetter Stanislas zur Verschwendung verleitet, ihn sogar bestohlen haben, um ihn mit Grund als sinnlosen Schwelger und Vergeuder seines Vermögens denunciren zu können. Es war eine List der Jesuiten, die im Hintergrunde lauerten und diese Machinationen anordneten, damit sie genauere Einsicht nicht allein in die Vermögensverhältnisse des Vetters, sondern auch in die Deinigen gewinnen und ihre Maßregeln für zukünftiges Handeln darnach nehmen könnten.“

Michaels Gesichtsmuskeln erbebten noch heftiger, als das erste Mal. Er mußte sich

ſetzen, ſein feuriges graues Auge heftete mit durchbohrendem Ausdruck auf den engelreinen Zügen ſeiner Tochter.

„Mädchen, Mädchen," ſtotterte er nach längerer Pauſe, während der man ein ſtarkes Röcheln hören konnte, „wenn es ſo wäre — wenn die Verhaßten ſich rächen wollten!"

„Es iſt ſo," erwiederte Victorie feſt und furchtlos, da ſie wußte, daß ſie ihrem unglaublich reizbaren und ſchwer zu beherrſchenden Vater nur dadurch imponiren könne. „Hier ſind die Beweiſe, die Dolmo mir übergeben hat, damit Du ſie genau prüfen und Dich mit eigenen Augen überzeugen kannſt."

„Gib her, gib her!" rief Michael und ſtreckte vor Erwartung zitternd beide Hände ſeiner Tochter entgegen, die aus den Falten ihres ſchwarzen Shawls die bisher verborgen gehaltenen Papiere hervorzog.

Graf Michael löſte mit dem Ungeſtüm eines neugierigen Kindes ſchnell die Siegel mehrerer Briefe, wagte jedoch nicht, den Inhalt derſelben zu durchforſchen. Jede Spur von Furcht war

aus seinen Zügen verschwunden; sie drückten nur große Aufregung, gespannte Erwartung aus.

„Dolmo soll bleiben," sagte er zu Victorie, die verschiedenen Papiere betrachtend. „Will ihn sprechen — ausführlich mit ihm reden. — Soll im Gebet Gott danken, daß durch seine Gnade das Complot noch zu rechter Zeit entdeckt wurde!"

„Deine Genehmigung erwartend, bester Vater," erwiederte Victorie, „habe ich dem jungen Grafen, so wie seinem Bedienten auf unbestimmte Zeit einige Zimmer anweisen lassen."

„Gut so — hast das gut gemacht, meine Tochter," sagte Michael, die Wange Victorie's sanft streichelnd. „Werde das nie vergessen, auch nicht in meinen Leiden. — Nur ein Bedienter, sagst Du?"

„Ein einziger begleitet den Grafen."

„Ist wenig — verstößt gegen unsere nationale Sitte. — Zu Wagen?"

„Nein zu Pferde, oder vielmehr, um keine Unwahrheit zu sagen, Beide ritten Maulthiere, die, wie David mich versichert, sehr angegriffen sein sollen."

„Wollte ohne Aufsehn reisen — aus Klugheit. — Hat Recht daran gethan.“

„Ich darf also den Grafen Deiner Gewogenheit und Freundschaft versichern?“ fragte Victorie sanft.

„Darfst mehr, gutes Kind — darfst ihm sagen, daß ich mit ihm speisen will. — Aber nicht warten lassen!“

„Dein Wunsch wird ihm so heilig sein, wie mir. — Also auf Wiedersehen, mein Vater.“

Graf Michael hielt dem anmuthigen Mädchen seine Hand mit der Majestät eines gnädig gesinnten Königs zum Kusse hin, und Victorie säumte nicht, diesmal mit wahrhaft dankbarer Verehrung ihren reizenden Mund länger als gewöhnlich darauf ruhen zu lassen.

Kaum hatte Victorie das Zimmer ihres Vaters verlassen, so durchlas dieser eigenthümliche Mann, dem schweres Mißgeschick und theils verschuldetes theils unverschuldetes Unglück einen schwer zu enträthselnden Charakter aufgedrückt hatten, alle ihm vorgelegten Papiere mit der besonnenen Ruhe und überlegenen Geistesklarheit eines alten Diplomaten. Hätte ihn die in

denſelben verhandelte Angelegenheit weniger gefeſſelt, ſo würde er Alles ungeduldig, zornig, vielleicht unter Krampfanfällen bei Seite geſchoben haben, denn die geiſtige Anſtrengung hätte der heranſchleichenden Zerſtreuung nicht die Spitze bieten können. Und dieſe fürchtete er allein im Leben. Das Unbeſchäftigtſein war die Furie, deren glühenden Geißelhieben er erlag, ſobald ſie ſich an ihn drängte. Graf Michael Sembronowski gehörte unter die wenigen Menſchen, die noch an ein Gewiſſen glauben und deſſen ſtrafende Richterſtimme fürchten. Und er war von ſo empfänglicher Gemüthsart, bei aller ihm eigenen Energie, ja unbeugſamer Willensſtarrheit ſo nervös reizbar, daß die innere Stimme, deren Ruf wir Gewiſſensbiſſe nennen, ihn mehr erſchütterte und tiefer beugte, als die geſteigertſten körperlichen Leiden. Eines ſchweren Unrechts ſich bewußt, ſagte er ſich mit voller Klarheit, daß er jenen geheimnißvollen Ruf des in uns lebenden Richters verdient habe; allein es ſtand nicht mehr in ſeiner Macht, das begangene Unrecht wieder gut zu machen. Er bereute es von Herzen, er flehte

den Himmel um Erbarmen, um Vergebung an; er that Gutes, so weit es sich mit seinen strengen religiösen Ueberzeugungen vertrug, aber Alles vermochte die Stimme seines Gewissens nicht zu beruhigen, viel weniger zum Schweigen zu bringen.

Die Leiden Michaels wurden zu wahrhaften Höllenqualen, je mehr er sich vor ihnen fürchtete. Weder Tag noch Nacht ließ ihm die sorgfältig genährte Nemesis Ruhe. Er fühlte buchstäblich ein Feuer in sich, das immer brannte, einen Wurm, der ewig bohrte und wühlte. Unter diesen namenlosen Qualen litten Geist und Körper gleichermaßen. Er magerte ab bis fast zum Skelett und sein von Natur so edel geformtes Haupt, sein schönes, männlich kühnes Gesicht nahm jenen Schädelausdruck an, dessen wir schon Erwähnung thaten.

Mehr aus Verzweiflung als aus natürlichem Bedürfniß stürzte sich Graf Michael in anstrengende, seine ganze Aufmerksamkeit immer nur auf einen Punct concentrirende Thätigkeit. Studien, religiöse Uebungen, die in seiner Gemüthsstimmung bald zu ascetischen Büßungen

ausarteten, endlich in Stunden, wo geistige Ermüdung Ruhe erheischte, Spiele, die seinen Gedanken keine Zeit zu Abschweifungen ließen, linderten die Leiden seiner Seele, und so kam es denn, daß dieser Mann sich eine Lebensordnung schuf, die dem Uneingeweihten barock erscheinen mußte, wo nicht zu der Meinung veranlaßte, der Graf leide an einer sonderbaren Art von Wahnsinn, dessen Heilung man nicht versuche, weil sie durchaus unschädlich sei und Niemand belästige, als den, der sie übe und höchstens die um ihn beschäftigte Dienerschaft.

So war der Mann, in dessen Händen sich jetzt die Documente befanden, welche die Unschuld Stanislas Sembronowski's darthun und den Beweis führen sollten, daß staatskluge Jesuiten den ersten Anlaß gegeben und zu Verfolgung geheimer Pläne dahin gewirkt hätten, den Baron für einen Verschwender erklären zu lassen und die Verwaltung seines großen Vermögens in andere Hände zu legen.

Wir überlaſſen den tief beſchäftigten Mann jetzt ſeinen ernſten, folgenreichen Forſchungen und wenden uns wieder dem jungen Polen zu, der unter der Maske eines galanten Edelmannes die ſtrenge Erziehung des Jeſuiten ſo geſchickt zu verbergen wußte.

Viertes Kapitel.

Das Mittagsmahl.

Nicol Bogecz, deſſen Aeußeres ganz dem Typus eines vornehmen Polen entſprach, war ſechsundzwanzig Jahre und einige Monate alt. Von Natur reich begabt, ehrgeizig, des Lebens Unbedeutendheit verachtend und nach einflußreicher Stellung begierig, hatte die Erziehung der Jeſuiten trotz ihrer Strenge und des blinden Gehorſams, den ſie fordert, dem Jünglinge doch behagt, um ſo mehr, als die Protection ſeines reichen und angeſehenen Pathen, Alexanders Mierslewski, ihm die Zuneigung ſeiner Vorgeſetzten von Anfang an ſicherte und die Gewißheit gab, daß er nach beendigten Studien ſogleich im Intereſſe des Ordens zu einer Miſſion verwendet werden würde, die ihm

Gelegenheit geben konnte, ſeine geiſtige Ueberlegenheit, ſein beſonnenes Handeln, ſein geſchmeidiges Hineinleben in jedes Verhältniß auf das Glänzendſte zu zeigen.

Der Zufall fügte es beſonders glücklich, daß gerade in jene Zeit, wo die Leiter des großen jeſuitiſchen Bildungshauſes in Rom eine den Fähigkeiten des jungen Bogecz entſprechende Stellung ſuchten, die uns bekannten inhaltsſchweren Nachrichten aus Deutſchland, Polen und Galizien eintrafen. Die in Folge derſelben gemachten Entdeckungen erheiſchten Eile und raſche Entſchließung, die zu faſſen man auch nicht lange Anſtand nahm. Es galt vor Allem den Mann aufzuſuchen, der ein ſo großes Vermögen beſaß, daß eine in heimlicher Gährung begriffene Nation eine Staatsumwälzung zu unternehmen wagte, wenn durch Einſatz jenes Vermögens die zu verwendenden Geldſummen aufgebracht werden konnten. Eine derartige Bewegung zu unterſtützen mußte Ehrenſache für den Orden ſein, da ſie vom eifrigen Katholiken ausging und zum großen Theil gegen die Uebergriffe der griechiſchen Kirche,

sowie gegen das aufklärende Element des deutschen Protestantismus gerichtet war. Und zuletzt mußte es der Eitelkeit, dem Scharfsinn der Gesellschaft schmeicheln, wenn es ihr gelang, entweder einen fanatischen Pietisten so zu umgarnen, daß er freiwillig in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehrte oder, war dies nicht zu bewerkstelligen, ihn wenigstens um einige Millionen ärmer zu machen, um dies nicht zu verachtende weltliche Gut zum Heil der Christenheit Wucher tragen zu lassen.

Ghiberti, einer der scharfsinnigsten Köpfe unter den Jesuiten Roms, überschlug in seinem weltumfassenden Geiste alle Folgen, die ein solcher Sieg über die mancherlei Feinde des Ordens und seines Einflusses auf die Fortbildung des katholischen Kirchenprincips haben könne und müsse, und traf die geeigneten Anstalten, den friedlichen Kampf zu beginnen. Sein Augenmerk fiel sogleich auf Nicol Bogecz. Dieser junge Mann kannte Polen, war hinlänglich vertraut mit den einflußreichsten Adelsgeschlechtern, ihren Neigungen und Abneigungen. Ihm konnte es nicht schwer fallen bei

einiger Selbſtbeherrſchung den bigotten Pietiſten zu ſpielen und dadurch ſich in das Herz des alten Sembronowski einzuſchmeicheln. Hätte man nur erſt feſten Fuß gefaßt im Hauſe des grämlichen Sonderlings, dann konnte man alles fernere Handeln leicht nach den Umſtänden modeln. Nur um eine ſchickliche Veranlaſſung, ſich in dem entlegenen Schloſſe des Grafen einzuführrn, war man noch verlegen. Alle darauf bezüglichen Vorſchläge fanden nicht allgemeine Billigung, da ſie mehr oder weniger angreifbare Seiten darboten. Da traf unvermuthet Stanislas Sembronowski in Rom ein, dieſer leichtſinnige, lebensluſtige, geſinnungsloſe Abenteurer. Grade ſolch ein Charakter hatte gefehlt, um alle Pläne Ghiberti's zu zeitigen. Eine einzige Unterredung mit Emanuel genügte, ihn genau mit Stanislas' Lage bekannt zu machen, und dieſe Lage war es, auf welcher er den künſtlichen Bau ſeiner gewagteſten Intrigue aufführen wollte.

Es hielt nicht ſchwer, den frivolen Baron zur Anfertigung von Briefen und andern Schriften zu bewegen, die im Sinne Ghiberti's

verfaßt waren. Was man damit beginnen wolle, galt dem unpatriotiſchen Polen gleich, da er für dieſe Gefälligkeit bedeutende Summen erhielt und außerdem noch nach Paris reiſen durfte, wohin er ſich längſt geſehnt hatte. Ueberreich mit Geld verſehen und den Augen ſeiner argwöhniſchen Landsleute entrückt, war es ihm völlig gleichgiltig, ob Polen unterging oder ſich erhob. Er war geborgen, konnte ſorgenlos leben und brauchte ſich von ſeinen ſchönen fanatiſchen Patriotinnen nicht mehr hofmeiſtern laſſen.

Mit bewundernswürdiger Beſonnenheit und kaltem Verſtande ordnete Ghiberti die Miſſion Nicols nach Petrella an. In geheimer Audienz erhielt der gewandte, viel verſprechende junge Mann ſeine Inſtructionen, die ihm volle Freiheit ließen, den Umſtänden gemäß, doch immer nur im Intereſſe und zur Ehre des Ordens, zu handeln. Dann wurden die künſtlich angefertigten und geſchickt verfälſchten Briefſchaften und Documente ihm übergeben, ſeine Perſon ward in einen vornehmen modernen Polen umgewandelt, ein unter-

geordneter Zögling der Geſellſchaft ihm als Diener mitgegeben und ſo der wunderliche Miſſionär, der proteſtantiſche Jeſuit unter Loyola's und der heiligſten Jungfrau gnädigem Schutze in die wilde Gebirgswelt der Abruzzen entſendet.

Nicol Bogez trat dieſe Reiſe mit großem Vergnügen an, nicht etwa, weil er ſich viel Amuſement und luſtige Abenteuer davon verſprach, ſondern weil er überzeugt war, daß er ſeine Befähigung zu Durchführung einer kirchlichpolitiſchen Intrigue glänzend werde bethätigen und dem Orden, für den er ſchwärmte, einen ungewöhnlichen, nicht genug anzuerkennenden Dienſt werde leiſten können.

Wir kennen ſein Eintreffen in Petrella, ſeinen Empfang daſelbſt, ſeine Unterredung mit der ſchönen jugendlichen Victorie. Sonderbarerweiſe hatte ihm Ghiberti nicht geſagt, daß Michael eine Tochter beſitze, noch weniger, daß dieſe Tochter an Schönheit den meiſten Frauen, die er geſehen hatte, überlegen war. Hier hatte ſich der Geiſt, die Milde, die Sanftmuth eines Engels verbunden mit der lieblichen Anmuth

und Bescheidenheit einer Grazie in den Körper einer Venus verpuppt.

Es kann unsern Lesern nicht entgangen sein, daß die Begrüßung Victorie's im alterthümlichen Schlosse der Cenci Nicol ungewöhnlich überraschte und fast um seine hier so nöthige Fassung brachte. Die blendende Schönheit der jungen Gräfin und die mit solcher Schönheit so wenig harmonirende Traurigkeit machten vielleicht zum ersten Male in seinem Leben das Herz Nicol's erbeben. Die ruhige Ergebung rührte ihn wenigstens für den Augenblick, und er fühlte etwas Menschliches, eine Regung von Mitleid oder Theilnahme in seinem eiskalten Innern. Das Gespräch mit der jungen Gräfin und das naive Zutrauen, das sie dem Landsmanne schenkte, nahm ihn für sie ein, beschäftigte angenehm seinen Verstand und rührte auch an die in ihm verborgen liegende Eitelkeit. Der Wunsch, sich diesem schönen Mädchen angenehm, ja unentbehrlich zu machen, dämmerte unklar in seinem Herzen auf. Es dünkte ihn recht piquant, als Leiter einer großartigen politischen Intrigue

nebenbei auch privatim noch eine kleine Liebesintrigue anzuknüpfen, und dieſer Reiz der Piquanterie vermehrte ſich noch bei dem Gedanken, daß ein ſo frivoles Spiel, ein ſo lüſternes Getändel mit dem Herzen eines unſchuldigen Mädchens ſeinem Prieſtergelübde ſchnurſtraks entgegenlaufe.

Uneinig mit ſich ſelbſt treffen wir den Abkömmling des armen galiziſchen Bauers auf ſeinem Zimmer. Er ſitzt am Fenſter und betrachtet die leuchtende blaue Himmelskuppel, die auf den phantaſtiſch ausgezackten und wunderbar ſchön gebogenen Felſenknäufen der Apenninen ruht. Aus fernen Schluchten klingt das Geläut weidender Ziegen, ein paar ſchöne Altſtimmen ſingen im Wechſelgeſange eines jener tiefpoetiſchen feurigen Lieder, die im Volke entſtehen und ſpurlos wieder vergehen. Aus dem Thale herauf, das roſige Sonnennebel mit farbigem Glitzern erfüllen, ſchallt das melodiſche Rauſchen des Iris. Eine Ruhe, ſo tief und hehr, daß ein einfaches Menſchenherz davor zurückſchrecken könnte, liegt über der erhabenen Gebirgslandſchaft und

versetzt den Geist in die ersten Tage der Schöpfung zurück, wo das Firmament von lebenden Wesen noch nicht bevölkert war.

In Nicols Augen spiegelt sich aber nicht das Entzücken, das erhabene Naturscenen in jedem gefühlvollen Menschen hervorrufen. Sein funkelnder Strahl blickt nach Innen und sucht in den Irrgängen seiner Seele einen Ausweg für Gedanken, die ihn ängstigen und dennoch angenehm beschäftigen.

„Sollte Ghiberti nichts davon gewußt haben?“ sagte er zu sich, den Kopf in seine hohle Hand stützend. „Es wäre doch seltsam, wenn ihm dies entgangen wäre! —— Und war er davon unterrichtet, warum gab er mir dann keinen Wink? Warum sagte er nicht mit kurzen dürren Worten: So ist es, so hast Du Dich zu verhalten? — Es fehlt doch wahrlich nicht an Vorschriften, wie man gehen, stehen, leben, wie man blicken, denken und sprechen soll, weshalb also eine mehr wegfallen lassen, wenn diese eine grade wichtige Folgen haben kann? — —“

Er ſtand auf und durchſchritt nachdenkend das Zimmer, einen Kreis darin beſchreibend. Dann bog er ab und trat grade in die Mitte. Er lächelte.

„Wenn ich mich nun," ſagte er, mit ſeinen klugen Augen die Malerei an den Wänden überfliegend, „in dieſem gefährlichen Intriguenſpiel ebenſo zum Mittelpunkte machte, wie ich jetzt der Mittelpunkt des eben beſchriebenen Kreiſes bin, was würden ſie wohl ſagen in Rom? — Laß ſehen! — — Bleiben wir Sieger durch meine Liſt, meine Gewandtheit, mein ſicheres Verfahren, ſo darf ich im Orden auf Beförderung hoffen. — Man wird mich zu neuen wichtigen Miſſionen verwenden — ich werde mich unentbehrlich machen und bei möglichen vorkommenden Fällen berückſichtigt werden. Kleine Uebertretungen des Geſetzes bei ſo großen Erfolgen überſieht die Geſellſchaft großmüthig. — Ich hätte demnach nichts, gar nichts zu befürchten. Wenn aber — halt!"

Nicol verließ den Kreis und ging kreuz und quer mehrmals auf und nieder. An die

Marmorbekleidung der Thür gelehnt, fuhr er in seinem Selbstgespräch fort:

„Das würde der Sache allerdings eine andere Wendung geben. — Hm. — — Sollte mich der Orden auf die Probe stellen, meine Charakterfestigkeit prüfen wollen? — Ist es so gemeint, dann — was dann? — Auf dieses dann glaube ich, würde selbst der heilige Ignatius keine Antwort zu geben wissen. — Ich denke aber, ein gescheidter Kopf läßt sich so leicht nicht fangen und macht es im schlimmsten Falle, wie es so eben meinen Beinen beliebte. Er geht kreuz und quer durch Dick und Dünn und kommt so nach einiger Zeit glücklich aus dem Labyrinth heraus. — Wer weiß auch, ob sich die Intrigue nicht so gestalten läßt, daß zu ihrem Gelingen die zierliche Fee wesentlich benutzt werden muß? — Ich müßte doch ein Stümper sein, wenn es nicht Auswege gäbe, dies einzuleiten! — Und dann? — Ah dann, dann deckt der Ruhm des Ordens Alles zu mit seinem glänzenden Gewande!" — .

Nicol wechselte die Kleider, um bei Tafel als vollkommener Cavalier zu erscheinen. Dann

rief er Hubert, deſſen Wohnung ſeinen eigenen Zimmern ſchräg über lag.

„Wie Du Dich hier zu benehmen haſt, weißt Du im Allgemeinen,“ ſagte der Jeſuit. „Vor Allem biſt Du Proteſtant, lutheriſch orthodox und etwas kopfhängeriſch, wenn Du merkſt, daß die Dienerſchaft dieſes gräflichen Narren dazu hinneigt. Nimmt Einer oder der Andere Partei für Ronge und ſeine Anhänger, ſo biſt Du für ſeine Anſicht. Am meiſten hüte Dich vor aller Bekreuzung und Anrufung der Heiligen. Fragt man nach mir, ſo bin ich wunderbar fromm, ein Ausbund von Tugend und der beſte, ſanfteſte und freigebigſte Herr. Meine Tugend und Frömmigkeit magſt Du beſonders herausſtreichen, wenn Du Gelegenheit haſt, die Gräfin Victorie zu ſprechen. Es kommt viel darauf an, daß ſie mir vertraut, dann wird auch der Alte ſich leichter gängeln laſſen. Uebrigens halte Dich zu jeder Stunde bei Tag und Nacht reiſefertig, denn Du wirſt wahrſcheinlich mehrmals den Weg von hier nach Rom und zurück meſſen müſſen, ehe ich das Schloß verlaſſen kann. Und ich

gehe nicht aus dieſen Mauern, bis ich mein Ziel erreicht habe. Darnach richte Dich.“

„Sie ſollen keine Urſache haben, über mich Klage zu führen.“

„Vergiß auch nicht, wenn Du im Beiſein Anderer mit mir ſprichſt, immer recht devot zu erſcheinen. Unſere dummen Landsleute ſind einmal daran gewöhnt und glauben, ein Graf oder Baron ſei ein ganz anderes Stück Menſchenfleiſch, als Bürger und Bauer.“

„Es ſoll geſchehen, Herr Graf.“

„So iſt's gut; nun geh'. Es iſt vier Uhr vorüber, mithin die Stunde nahe, wo in dieſem halb bezauberten, halb geſpenſtiſchen Schloſſe geſpeiſt wird. Die Gräfin hat mir verſprochen, mich rufen zu laſſen, damit ich ja nicht zu ſpät bei Tafel erſcheine und dadurch ihren geſtrengen Herrn Vater, den alten Griesgram, erzürne. Amuſire Dich inzwiſchen bei den Dienern und ſuche alle Geheimniſſe des Hauſes und ihres Gebieters zu erlauſchen. Abends, bevor Du zur Ruhe gehſt, kommſt Du nochmals zu mir, um — mich zu entkleiden oder vielmehr Rapport zu erſtatten. Sei alſo ja aufmerkſam.“

„Ich wünsche dem gnädigen Herrn Grafen guten Appetit.“

„Laß Dir's wohl schmecken, Freund Hubert.“

Bald darauf erschien David und lud den Grafen im Namen seiner schönen Gebieterin zur Tafel. Der treue Diener geleitete Nicol in die Zimmer Victorie's, die ihn freundlich empfing und sich von dem liebenswürdig plaudernden Landsmann in den lichten prächtig decorirten Speisesaal führen ließ.

Dieser Speisesaal lag gleichweit entfernt von den Zimmern des Grafen, wie von jenen, die Victorie bewohnte. Im Gegensatz zu den übrigen Gemächern des Schlosses, die alle ein mehr oder weniger düsteres Aussehen hatten, war diese Räumlichkeit sehr heiter ausgeschmückt. Darstellungen aus der Mythologie, zwar keine Meisterwerke, aber doch recht wackere Leistungen geschickter Maler, bedeckten die Wände, und am Fries war eine sehr glückliche Nachahmung jener reizenden Fabel angebracht, welche die Vermählung von Amor und Psyche darstellt, und die Raphaels zarter Pinsel in der

Farneſina mit ſo hinreißendem Zauber ausgeführt hat.

Victorie machte ihren Gaſt auf dieſe Gebilde der ſchalkhafteſten Dichterphantaſie aufmerkſam und erzählte ihm von den Wundern Roms und namentlich von den unermeßlichen Kunſtſchätzen in den Paläſten theils lebender, theils ausgeſtorbener edler römiſcher Familien. Nicol hörte mit Aufmerkſamkeit und ſo meiſterlich geheucheltem Erſtaunen zu, daß die Gräfin wohl glauben mußte, ſie habe es mit einem ganz friſchen Neulinge zu thun.

„Leider,“ ſagte ſie am Schluſſe ihrer begeiſterten Lobpreiſung Rom's, „leider vertrieb mich die trübe Gemüthsſtimmung meines armen Vaters nach dem Tode der Mutter aus dieſem Himmel! Er fand alle Gebilde der Kunſt abſcheulich, heidniſch, frivol, und weil er ſelbſt keinen Genuß davon hatte, ſo verbot er auch mir auf's Strengſte den Beſuch jeder Gallerie. Nicht einmal die Gemälde von heiligen Gegenſtänden, wie die Verklärung Raphaels, ein Bild, aus deſſen Atmoſphäre doch wirklich alle Gemeinheit, alles Sinnliche und Frivole von

ſelbſt flieht; ſelbſt dies erhabenſte Kunſtwerk des genialſten Malers aller Zeiten verdammte der Bedauernswerthe und nannte mich ein Kind der Hölle, wenn ich es gegen ſeine Vorwürfe in Schutz nahm. Ach ja, Herr Graf," ſchloß Victorie, „ich habe wohl bisweilen recht viel zu leiden gehabt, faſt ſo viel, daß ich manchmal recht an mich halten mußte, um nicht zu vergeſſen, wem ich als Gegner gegenüberſtand."

„Sie theilen alſo nicht die ſtrengen Grundſätze des Grafen Michael?" fragte Nicol, „und würden eine heiterere Anſicht des Lebens gern zu der Ihrigen machen und in dieſes abgelegene Felſenſchloß einführen?"

„Es wird mir nie einfallen, Herr Graf, meinem Vater mich zu widerſetzen. Auch habe ich kein Recht, ſeine religiöſen Ueberzeugungen, die Ergebniſſe langjährigen Nachdenkens ſind, zu ſchmähen. Ich will nur andeuten, daß es mir ſchwer gefallen iſt, mich ohne Widerſpruch in das bei uns herrſchende beſchauliche Leben zu finden, und daß es mir noch jetzt Mühe koſtet, allen, auch den harmloſeſten Freuden dieſer Welt zu entſagen. Aber ich werde über

die weltlichen Begierden des Herzens ſiegen und zur Freude meines Vaters ihm ähnlich werden."

„Gott bewahre!" rief Nicol im Ernſt erſchrocken aus. „Das hieße ja ein Leben führen, trauriger und freudloſer als die ſcrupulöſeſte Nonne der ſtrengſten Ordensregel. Zwar kenne ich Ihren Herrn Vater noch nicht und weiß mithin auch nicht, wie groß ſeine Abneigung gegen alles Weltliche ſein mag, aber ſchon das, was ich aus Ihrem Munde gehört habe, theure Gräfin, ſchon das ſagt mir, daß Graf Michael die Gebote Gottes gar zu ſtreng erfüllt ſehen will."

„Still!" flüſterte Victorie. „Mein Vater nähert ſich. — Laſſen Sie ſich nicht merken, daß wir ein ſo lebhaftes Geſpräch mit einander gehabt haben."

Nicol gab durch ein Zeichen ſeine Zuſtimmung und Victorie öffnete die nächſte Zimmerthür, um dem heranſchleichenden Greiſe die Hand zu reichen und zu ſeinem an der Tafel bereit ſtehenden Sitze zu geleiten. Während ſie dies mit kindlicher Zärtlichkeit that, zeigte ſie auf den Polen und ſagte:

„Ich ſtelle Dir hier den Herrn Grafen Dolmo, unſern Gaſt, vor, von dem ich ſchon heut einmal mit Dir geſprochen habe.“

Michael erfaßte jetzt die Stuhllehne und hielt ſich daran feſt. Nicol bemerkte, daß die erſchreckend hagere Geſtalt des Greiſes zitterte. Sein Geſicht glich einer Todtenmaske, in deren Augenhöhlen glänzende Blitze funkelten. Ohne dem Fremden eine Verbeugung zu machen oder ihn freundlich willkommen zu heißen, ſah er ihn ein paar Secunden lang mit ſolcher Aufmerkſamkeit an, daß Nicol kaum die ſengende Gluth der auf ihn gerichteten Blicke ertragen konnte. Dann fragte er ſcharf:

„Graf Dolmo, der Jüngere?“

Nicol machte eine bejahende Verbeugung.

„Zweiter Sohn von Alarich Dolmo?“

Abermals verbeugte ſich der Sohn des galiziſchen Bauers.

„Polniſch verlernt?“

Victorie warf dem Jeſuiten einen flehenden Blick zu und Nicol verſetzte:

„O nein, Herr Graf Michael von Sembronowski. Blos in Gegenwart eines ſo ver-

dienſtvollen und viel geprüften polniſchen Veterans konnte ich auf einige Augenblicke verſtummen."

„Kommen aus Volhynien?" examinirte Graf Michael weiter, den verkleideten Jeſuiten keine Secunde lang aus den Augen laſſend. Nicol mußte ſeine ganze Beſonnenheit und Willenskraft zuſammen nehmen, um ſich keine Blöße zu geben.

„Aus dem Lande meiner Väter," ſagte er.

„Wie gereiſ't?"

„Ueber Warſchau, Krakau, Brünn, Wien und Trieſt nach Venedig, von da —"

„Was für Stimmung in Polen?" unterbrach ihn Michael.

„Auf eine ſo allgemein geſtellte Frage kann ich keine Antwort geben, da ja —"

„Verſtehe, verſtehe," fiel der Graf ihm abermals in's Wort. „Woran denkt ruſſiſch Polen?"

„An die Knute und Sibirien —"

„Preußiſch Polen?"

„An die Freiheit und die Mittel, ſie zu erlangen."

„Galizien?“

„An die glorreiche Vergangenheit des polnischen Volkes und an die ferne oder nahe Zukunft, wo es die neu erkämpften Siegesfahnen bei den alten vermoderten im Dome zu Krakau wird aufstellen können.“

„Wollen also revoltiren meine Landsleute? — Sollen's thun, zuvor aber geſcheidt werden.“

Graf Michael ſchlug dabei mit ſeiner kleinen, faſt weiblich zarten Hand auf die Lehne ſeines Seſſels, daß das morſche Holz knackte, ſchob ihn ſeitwärts und ſetzte ſich.

„Platz nehmen,“ ſagte er, immer in etwas ärgerlichem oder doch mürriſchem Tone, „tüchtig zulangen, trinken, ſchwatzen und nicht mehr an Polen denken — baſta! Wünſche guten Appetit, Graf Dolmo.“

Nicol war von dieſem wunderlichen Empfange ſo überraſcht, daß ihm der Appetit etwas verging. Er hatte einen Kopfhänger erwartet und ſah einen Bramarbas vor ſich, der Augen hatte wie ein Adler und Fragen ſtellte wie ein Criminalrichter, dem es Freude

macht, seine Delinquenten zu verwirren. Er konnte sich schwer darein finden und kam sich vor, wie eine Person im Mährchen, die plötzlich in ein bezaubertes Schloß entführt worden ist. Heimlich warf er einen fragenden Blick auf Victorie, die ihm allein über dies auffallende Betragen des Grafen Aufschluß geben konnte. Victorie sah ihn freundlich an und lächelte.

Jetzt verwünschte Nicol den Einfall Ghiberti's, ihm diese Reise aufzutragen, denn er fürchtete, daß an den Wunderlichkeiten dieses Halbverrückten die Klugheit und Zurückhaltung auch des geschmeidigsten Geistes scheitern werde. Indeß raffte er seine ganze Besonnenheit zusammen, überblickte im Geiste seine Rolle und wartete nun ruhig die Angriffe des Grafen ab. Sprechen mochte er nicht, da er durchaus nicht wußte, welchen Ton er anschlagen sollte. Mit dem Pietismus wagte er nicht vorzurücken, denn der Graf schien grade nicht seine pietistische Stunde zu haben, und ein politisches Gespräch anzufangen, wozu allerdings einige Gelegenheit vorhanden war,

getraute er ſich auch nicht, da er ja von den politiſchen Sympathieen und Antipathieen des Grafen ſo gut wie gar nichts wußte. Er befolgte deshalb den Befehl Michaels buchſtäblich und ſprach Speiſe und Trank mit wahrem Fanatismus zu.

Eine Zeit lang ließ ſich der Graf dieſes hamſterartige Eſſen gefallen, obwohl er ſelbſt ſehr wenig und dies Wenige mit großer Vorſicht genoß. Bisweilen wechſelte er einige Worte mit ſeiner Tochter, die von dieſer nur kurz beantwortet wurden. Der heilige Laurentius auf dem Roſt konnte nicht mehr gelitten haben, als Nicol bei dieſem Mittagsmahle. Selten mochte das Debût eines Jeſuitenzöglings, der ſich die Sporen zu verdienen in die Welt trat, mit größeren Schwierigkeiten verknüpft geweſen ſein.

„Freut mich, wenn's ſchmeckt," ſagte Graf Michael nach etwa viertelſtündigem Stillſchweigen in ſeiner malitiös trockenen Manier, „aber nicht eſſen, wie ein Bauer, eſſen wie ein Mann von Bildung. — Macht gefälligeren Eindruck."

Nicol ließ Gabel und Messer unwillkürlich sinken. Er kam sich vor wie ein Schulknabe. Der schauerlich-stechende Blick aus den grauen Augen dieses wunderbaren Greises magnetisirte ihn. Victorie konnte ein muthwilliges Lächeln nicht ganz unterdrücken. Der Pole merkte es und schwor ihr im Herzen dafür Rache.

„Haben mir Briefe gebracht," nahm Graf Michael abermals das Wort, da sein bestürzter junger Gast durchaus keinen Anknüpfungspunct für ein Gespräch finden zu können schien, „Briefe von Wichtigkeit. — Wo sind sie her?"

Nicol athmete wieder auf. Sein Muth, seine Energie kehrten ihm zurück. Er warf sich in die Brust und erwiederte höflich, aber fest:

„Aus Polen und der Schweiz."

„Von meinem Vetter Stanislas?"

„Von Baron Stanislas Sembronowski, Herr Graf."

„Kennen ihn?"

„Nur flüchtig."

„Ist ein loser Finke."

„Man erzählte ſich viel von ſeinen Abenteuern.“

„War ein Verſchwender!“ ſagte Graf Michael barſch und ſchlug dabei mit flacher Hand heftig auf den Tiſch.

„So glaubte man, doch hofft der Baron dieſen Glauben für immer entkräften zu können durch die Briefe und Documente, die ich die Ehre hatte, Ihnen, Herr Graf, durch die Hände Ihrer Fräulein Tochter zu überreichen.“

Der alte Graf ſchleuderte einen ſeiner vernichtendſten Blicke auf Nicol und rief mit erhobener Stimme:

„Alle ächt?“

„So ächt, wie ſie mir übergeben wurden,“ verſetzte Nicol unbefangen und ohne die Farbe zu wechſeln.

Michael ſenkte den Kopf und wackelte mit den Lippen. Der Pole ſuchte abermals durch einen fragenden Blick auf Victorie ſich Muth und Aufſchluß über den ganz unerforſchlichen Charakter des Greiſes zu holen. Er las aber in dieſen taubenſanften Augen nur die Bitte, Geduld zu haben und nicht aufzubrauſen. —

Nach etwa drei Minuten richtete ſich der Graf wieder auf und ſetzte ſein in Form eines Frage- und Antwortſpiels gefaßtes Geſpräch mit Nicol fort.

„Kennt Graf Dolmo die Jeſuiten?“

„Ich bin ſo glücklich, als ſtreng erzogener Proteſtant mit dieſen gefährlichen klugen Leuten nie in Berührung gekommen zu ſein.“

„Gibt viele Jeſuiten in Polen, ſehr viele! — Iſt jeſuitiſcher Adel da! — Hat die Nation in's Unglück gebracht, weil kein Glauben und keine Treue bei dieſen Menſchen. Kann die Jeſuiten nicht leiden — baſta! — Victorie, Waſſer!“

Victorie goß ſogleich ein Glas ein und hob es dem Vater zum Munde, da die Hand des Greiſes in Folge der Aufregung heftig zitterte.

„Die Jeſuiten haben mich, haben unſer ganzes Geſchlecht, haben Polen betrügen wollen. — Will dafür ihr Feind ſein.“

„Ihre Anſchläge ſcheinen allerdings gefährlich zu ſein,“ bemerkte Nicol, „und könnten, wenn ihnen nicht entgegen gearbeitet

würde, leicht den Ruin Ihres glorwürdigen Stammes herbeiführen."

„Werde mich rächen!" rief der Greis und die Muskeln seines bleichen Gesichts begannen gräßlich zu zucken.

„Vater, lieber Vater, schone Dich!" bat Victorie und legte ihre durchsichtig zarten Finger dem Grafen auf die edle hohe Stirn. „Bei ruhiger Ueberlegung wird sich das Alles bestens ordnen lassen."

„Bleiben da, Graf Dolmo — bleiben lange da — muß viel mit Ihnen sprechen."

„So lange Sie es erlauben, Herr Graf, wird der Aufenthalt in Ihrem Schlosse mir Genuß und Ehre in gleichem Maße gewähren."

„Dem Stanislas soll geholfen werden," sagte Michael, „zuvor aber viel zu denken, zu überlegen, zu rechnen. Können Graf Dolmo rechnen?"

„Ein wenig für's Haus," lächelte Nicol.

„Sollen mir helfen, und dann die — — — —" Er knirschte mit den Zähnen und ballte die Faust. Dann schüttelte er wie mißbilligend den Kopf, murmelte unverständliche Worte,

ſpielte mit den Fingern und fuhr jäh in die Höhe.

„Beten,“ ſagte er demüthig, faſt ängſtlich. „Habe mich vergeſſen — wollen herzlich und inbrünſtig beten. — Du weißt Victorie.“

Und zu Nicols nicht geringem Erſtaunen kniete der alte Mann unmittelbar neben dem Tiſche nieder, Victorie that ein Gleiches und der Jeſuit war gezwungen, dem Beiſpiele ſeiner Wirthe zu folgen. Und nun betete das ſchöne Mädchen mit herzergreifender Innigkeit einen jener poetiſchen Bußpſalmen Davids, mit denen einſt der ſündhafte König der Juden ſeine eigne Seele geißelte und auf den Weg des Rechts zurückzuführen ſuchte. Selbſt der Jeſuit ward von dieſem Gebet in ſolchem Munde gewaltig erſchüttert und auf kurze Augenblicke dem Plane entrückt, zu deſſen Verwirklichung er nach Petrella gekommen war. —

Unmittelbar nach Beendigung des Gebets war Graf Michael ein ganz Anderer geworden. Seine Blicke waren matt, ſeine Züge ſchlaff, Körper- und Geiſteskraft ſchienen zu gleicher

Zeit von ihm gewichen zu ſein. Er grüßte Nicol blos mit der Hand und zog ſich von Victorie geleitet, in die Einſamkeit ſeines ſchwarzen Zimmers zurück.

„Ein räthſelhafter Mann, vor dem man auf ſeiner Hut ſein muß,“ ſagte der Jeſuit und ſchlug den entgegengeſetzten Weg nach ſeiner Wohnung ein.

Bayerische Staatsbibliothek München

Fünftes Kapitel.

Jeſuitismus.

Wir treffen ihn hier einige Stunden ſpäter im Geſpräch mit ſeinem Begleiter Hubert. Es iſt Nacht, das alte weitläuftige, finſtere Schloß wie ausgeſtorben. In keinem Fenſter des umfangreichen Gebäudes flimmert der Schein eines gaſtlichen Lichtes. Mit dieſem lebloſen Schloſſe harmonirt die melancholiſche Oede der Natur, die ebenfalls grabesſtumm ihre coloſſalen Felſenmauern rund um die unheimliche Stammburg der Cenci aufthürmt.

Nicol arbeitete, als Hubert vorſichtig in das Zimmer ſeines Herrn trat. Dieſer bemerkte ſein Kommen und ſchob die Papiere, mit denen er beſchäftigt war, zurück.

„Nun, iſt Alles dem Schlaf in die Arme geſunken?“ fragte der Jeſuit. „Wenigſtens höre ich ſchon ſeit einer halben Stunde keinen andern Laut, als den Schrei der Dohlen, die auf den Mauerzinnen niſten.“

„'s Iſt ſo ſtill, daß es einem gruſelt.“

„Biſt Du furchtſam?“

„Nicht mehr, wie jeder vernünftige Menſch, der an Chriſtum und die Heiligen glaubt. Es wäre aber kein Wunder, wenn's einem in dieſen endloſen Gängen, wo jeder Tritt zehnfach wiederhallt und ein leiſes Geflüſter zum lauten Geplärr zankender Stimmen wird, unnatürlich kalt überrieſelte.“

„Es iſt auch möglich, Hubert, daß es hier umgeht.“

„Sie glauben?“

„Ich vermuthe ſo etwas. — Du mußt nämlich wiſſen, daß wir in einem altberühmten Verbrecher- nnd Mörderhauſe leben. Was es Scheußliches, Unnatürliches, Gottverfluchtes auf Erden gibt, das iſt in dieſer Burg verübt worden. Nach den Lehren unſerer Kirche können die Vollbringer dieſer Verbrechen ihre

Schandthaten noch nicht abgebüßt haben, ihre Seelen müssen daher noch im Fegefeuer schmachten. Da wäre es denn sehr wahrscheinlich, daß sie bisweilen in der Nächte Schweigen den Ort besuchten, wo sie im Leben sündigten, und solltest Du also ein Rauschen und Schlürfen hören, oder schattige Gestalten an den glitzernden Fenstern vorüberschlüpfen sehen, so brauchst Du Dich nicht zu wundern. Schlage ein Kreuz, sprich Dein Gebet und verhalte Dich ruhig. Den Gerechten schädigt kein irrender Geist."

Hubert, der zu den blind gehorsamen Menschen gehörte, die wenig Geist, aber sehr viel Gutmüthigkeit besitzen und ihrer Ergebenheit wegen zu gewissen Zwecken vorzugsweise zu verwenden sind, fand die Befürchtungen seines Herrn vollkommen begründet und prägte sich seine Worte fest ein.

„Mir soll gewiß kein Geist etwas anhaben," sagte er, „und wenn er schwärzer wäre als der Teufel selber, denn im Gebet steh' ich meinen Mann."

„Bete also, wenn Dir was Verdächtiges begegnet, jetzt aber laß hören, was die Leute hier für Ansichten haben."

„Herr Graf," verſetzte Hubert, der ſich gefliſſentlich in der ihm aufgetragenen Rolle übte, „es ſind unterſchiedliche Menſchen in dieſem Schloſſe, die nicht alle einerlei Gedanken haben. Ketzer ſind ſie Alle, das hab' ich ſchon los, aber es ketzert Jeder auf ſeine eigene Manier, und das iſt das Unterhaltende dabei."

„Um ſo beſſer für Dich, mein Freund. Unterhalte Dich ſo gut Du kannſt, nur ſpionire auch tapfer."

„Kopfhänger ſind die Wenigſten," ſagte Hubert, „vielleicht nicht Einer. Sie thun aber ſo, wenn ſie den Herrn ſehen oder wenn er ſeine Laune hat, wie ſie ſprechen."

„Der Graf iſt ein ſehr complicirter Charakter, ſcheint es."

„Außerordentlich complicirt! In früheren Jahren ſoll er überaus wild und rabiat geweſen ſein. Damals war von Beten nie, von Fluchen dagegen immer die Rede. Seit der verunglückten warſchauer Revolution hat ſich das aber geändert und der Graf iſt anfangs hinfällig und dann ſo ſucceſſive fromm und endlich ein Erzpietiſt geworden."

„Ueber den Untergang der Revolution, bei der er ſelbſt gar nicht betheiligt war?“

„Seine Hände muß er doch ſo oder ſo im Spiele gehabt haben, denn als die Ruſſen Warſchau eingenommen hatten und als Sieger den Rebellen das Meſſer an die Kehle ſetzten, ward dem Grafen ſehr übel bei der Sache. An Hals und Kragen ſollt's ihm ſelbſt zwar nicht gehen, denn er war nur ſo aus der Ferne Helfer und Rathgeber geweſen, aber ſein vieles Geld, das rein polniſches Gepräge zeigte, wollten ſie in's Ruſſiſche umſchmelzen, wenn er nicht unter der Hand die ſchlimmſten Rädelsführer ausliefern hülfe. — Das war nun ein Verlangen, dem er vernünftigerweiſe und als Menſch nicht willfahren konnte, allein arm, verachtet, wohl gar unter die Zobelfänger geſchickt wollte er nicht ſein, der Tochter wegen, wie er ſagte, die damals noch ein kleines Kind war. Und ſo ließ er es denn geſchehen, daß die ruſſiſchen Schergen ſeinen eigenen Sohn, der unter den Rebellen in großem Anſehen ſtand, ertappen, gefangen nehmen und unter ruſſiſches Gericht ſchleppen durften. Freilich, der Graf

hatte nicht geglaubt, daß ſein Verrath ſo ſchreckliche Folgen haben würde! Er hoffte den Gefangenen loszukaufen, was ihm von den Ruſſen auch zugeſagt worden ſein ſollte, allein, wie ſie den jungen Grafen erſt in Händen hatten, war davon nicht mehr die Rede. Er ward wie der elendeſte Bauer geknutet und auf Lebenszeit in die Sibiriſchen Bergwerke geſchickt. Unterwegs aber erdroſſelte er einen ſeiner Wächter mit den Ketten, worauf er mit tauſend und einem Knutenhiebe todtgeprügelt wurde. — Seitdem verfiel der Alte in Tiefſinn, fing an zu beten, als müßte er's für Geld thun, und ward zuletzt ſo fromm, daß ihn die Leute manchmal für ein Biſſel verrückt halten. Auch ſoll er bisweilen ganz verwunderliche Streiche machen."

„Ich habe davon gehört. Was halten die Diener ſonſt von ihm?"

„Sie rühmen ihn als einen ſanften und wohlthätigen Herrn, aber blos gegen Proteſtanten. Die Katholiken haßt er ſchlimmer, als Türken und Heiden, wünſcht ihnen alles nur mögliche Böſe und würde ſich freuen, wenn ſie von Peſt oder Hungersnoth Alle dahingerafft würden."

„Zur Strafe für dieſe frevelhaften Wünſche ſoll er ſelbſt katholiſch werden und künftig den Ketzern daſſelbe Böſe wünſchen, ja ſogar zufügen.“

„Hm,“ ſagte Hubert, „ich will grade nicht behaupten, daß es unmöglich ſei, aber es wird ſehr ſchwer halten und erſtaunlich viel Zeit koſten.“

„Du vergißt, daß es keine Unmöglichkeiten gibt, wenn der General befiehlt!“

Hubert verbeugte ſich und ſchwieg.

„Wie ſteht der Graf mit ſeinen Verwandten?“ fragte Nicol.

„Schlechter als es zu wünſchen iſt. Er hat auf Grund einer teſtamentariſchen Clauſel das Vermögen der ganzen Familie mit Ausſchluß des dem Baron Stanislas zugehörenden nach und nach ganz an ſich zu bringen gewußt, ſo daß alle noch lebenden Glieder der katholiſchen Linie dem Elende Preis gegeben, Einige ſogar dem Hungertode nahe ſind. So hofft er ſie zum Uebertritt zur proteſtantiſchen Kirche zu zwingen.“

„Schade, daß dieſer energiſche Mann auf Seiten unſerer Gegner ſteht! — Er hat Talent, er muß gewonnen werden.“

„Ein junger Maler in Rom iſt ganz abſcheulich von dem Grafen behandelt worden. Seitdem hat er ſich, um aller Nachfrage zu entgehen, in das Gebirge geflüchtet.“

„Die Geſchichte mit dem Maler Lodovico und die darauf folgende Flucht des Grafen ſind mir genau bekannt. — Haſt Du ſonſt noch etwas erfahren?“

„Nichts weiter, als daß Gräfin Victorie von Allen angebetet wird. Sie muß ein Engel an Herzensgüte ſein, wie ſie eine Göttin an Schönheit iſt.“

„Haſt Du dieſe Bemerkung ſelbſt gemacht?“

„Wenn Sie nichts dagegen haben, Herr Graf, ſo habe ich mich bis jetzt auf meine Augen ziemlich verlaſſen können.“

„Dann erwarte ich, daß Du Gräfin Victorie wie eine Göttin nur aus der Ferne anbeteſt.“

„Ich kenne meine Gelübde, Herr Graf.“

„Ich kenne und halte ſie! — Gute Nacht für heut. Wir bedürfen Beide der Ruhe,

wenn wir mit ungeschwächten Kräften Morgen auf's Neue an unser schweres Tagewerk gehen wollen. — "

Wider Erwarten ließ sich zu ungewöhnlich früher Stunde am nächsten Morgen David bei Nicol melden. Der alte Diener kam im Auftrage seines Gebieters und ersuchte den Grafen Dolmo um die Gefälligkeit sich zu seinem Herrn bemühen zu wollen. Graf Michael ließ sich entschuldigen, daß er nicht persönlich seinem verehrten Gaste die Aufwartung machen könne, da seine körperliche Gebrechlichkeit ihn daran verhindere.

Nicol beeilte sich, dieser Einladung Folge zu leisten. Er durfte hoffen, den Grafen in guter Stimmung zu treffen und von kluger Benutzung günstiger Momente hing Alles ab.

Zehn Minuten später meldete David den Grafen Dolmo bei seinem Gebieter.

Nicol betrat zum ersten Mal das Wohnzimmer Michaels, dessen Decoration er mit gleichgiltigem Auge betrachtete, obwohl sie ihn frappirte.

Graf Michael saß hinter einem schwarz behangenen Tische, den eine hell brennende

Lampe von großem Werth, denn sie war von gediegenem Silber, blendend erleuchtete. Er las andächtig in der Bibel, seine kleinen weißen Hände über dem Buche faltend. In dieser Beschäftigung ließ er sich durchaus nicht stören. Nicol mußte sich gedulden, bis der alte Pole seine Morgenandacht beendigt hatte und ihn mit freundlichem Wink begrüßte.

David trug einen bequemen Lehnstuhl an den Tisch und Nicol mußte dem Grafen gegenüber Platz nehmen.

„Guten Morgen, Graf," sagte Michael. „Hoffe, daß Sie auch beten am Morgen. — — Hat Gott wohl einen Dank verdient für gnädig gewährten Schutz in der Nacht. — Sind ihn nicht werth — sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollen. — Kennen Sie den Spruch, Graf?"

„Ich freue mich, mit voller Ueberzeugung sagen zu können, daß ich eine strenge, in den unverfälschten Grundsätzen der Reformation wurzelnde religiöse Erziehung genossen habe."

„Wünsche, daß Sie es zu schätzen wissen. — Geht nichts über Religion — ist ein Stecken

auf allen Wegen — hilft uns den sündenbeschwertesten Kopf und Leib über die rauhesten Erdenpfade fortschleppen, bis sie in die Grube stürzen. — — Habe schlecht geschlafen diese Nacht — war geärgert, sehr geärgert — bin gequält worden von mehr als tausend Teufeln! Haben Sie schon mit Teufeln verkehrt, Graf?"

„Mit düstern, selbst furchtbaren Gedanken habe ich oft gerungen, allein der Gnade, mit Teufeln zusammen zu treffen, bin ich noch nicht von Gott gewürdigt worden."

„Wissen dann auch nicht, was Hölle ist! — Aber sind noch jung, werden es noch erfahren, wenn die Sünden wie Berge über Ihr Haupt emporragen!"

„Ich werde Gott täglich bitten, daß er mich so schweren Prüfungen nicht unterwerfen wolle, damit meine Schwachheit ihnen nicht erliege."

„Hilft nichts, Graf — beten hilft erst, wenn der Sündenpfuhl bis zum Munde reicht. — Gebet ohne Herzensangst ist kein Gebet — blos leeres Geplärr — nichtige Lippenübung. Küssen ist besser."

„Nur öffnet es bisweilen der Sünde die Thür," bemerkte Nicol.

„Ist der Welt Lauf, wird Niemand ändern. — Menschen lieben sich gern, weil's Gott so will — soll das also nicht hindern, Niemand wehren wollen. — Darum Cölibat, Klosterwirthschaft, Papstthum Unsinn! — Ist mir der Teufel lieber als der Papst — ist ehrlicher, und wenn ich mich mit ihm raufe, muß er sich's gefallen lassen und darf nicht 'mal mucksen. — Trete ich aber dem Papst auf die Pantoffeln, so gibt er mich dem heiligen Michael, seinem vergoldeten Kerkerknecht, in Verwahrung."

Diese Auslassungen waren Nicol gar nicht unangenehm. Sie verriethen ihm, daß der bigott protestantisch gesinnte Graf in seiner Jugend ein den Freuden und Lüsten der Welt ergebener Mensch gewesen sei, dem es auf ein paar lustige Fehltritte mehr oder weniger nicht angekommen sein mochte. Diese vielleicht frivole Vergangenheit ließ auf Nachsicht schließen, wenn Jüngere denselben Versuchungen sich willig hingaben. Und was seinen Haß gegen

das Papſtthum betraf, ſo ſchien ihm dieſer mehr künſtlich erregter Groll als wirklich tief eingewurzelter Widerwille und Abſcheu gegen katholiſches Weſen und Kirchenregiment zu ſein, ja es kam ihm ganz ſo vor, als ſträube ſich der Graf mit Händen und Füßen gegen eine gefeſtete Kirchenform, die ihm in ſeiner geiſtigen Verfaſſung doch einzig und allein Linderung ſeiner Schmerzen verſchaffen und ſein ewig belferndes Gewiſſen einſchläfern konnte. Deshalb hütete er ſich, dem heftig Werdenden zu widerſprechen. Er überlegte vielmehr während dieſer Bemerkungen, die ihn immer tiefer in das todtwunde Herz des Grafen blicken ließen, wie er es anzufangen habe, um den proteſtantiſchen Pietiſten unvermerkt in den katholiſchen Fanatismus hineinzutreiben.

„Iſt der Grund zu Baron Stanislas' Unglück," ſetzte der Graf nach kurzem Schweigen hinzu. „Wäre Stanislas Proteſtant, hätte von dem Allen nichts geſchehen können. — Sollte übertreten — muß ihm geſagt werden."

„Man hält ihn für gar zu weltlich geſinnt," warf Nicol ein, „als daß man wagen

möchte, ihm einen ſolchen Vorſchlag zu machen. Baron Stanislas iſt Atheiſt — Heide — Alles, was Sie wollen, nur nicht Chriſt, nur nicht ein Gott gefälliger Menſch!"

„Muß dazu gezwungen werden."

„Wie! — Sie wollten es unternehmen, einen von der Peſt der Afteraufklärung durch und durch vergifteten Menſchen in kurzer Friſt zu einem ſtreng gläubigen Proteſtanten umzuſchaffen?"

„Halte es für möglich, ja; durch Gebet."

„Durch Gebet! — Aber er wird ſich nicht darum bekümmern."

„Wird ſchon müſſen. — Schaffen ihn hieher — ſperren ihn ein — geben ihm nur Gebetbücher und ſchlechte Koſt — wird ſchon zu Kreuze kriechen."

Dieſe neue Methode, einen Weltmann von den lockerſten Grundſätzen bekehren zu wollen, lockte beinahe ein Lächeln des Spottes auf Nicols Lippen. Er beherrſchte ſich jedoch und erwiederte mit tiefſtem Ernſt:

„Damit würde nur immer nicht viel geholfen, wenigſtens der geheime Einfluß der ihn

beherrschenden Jesuiten nicht beseitigt sein. Und wie man diese ganz und für immer entferne, das ist doch eigentlich die Hauptfrage, scheint mir. Diese Entfernung ist nothwendig, wenn Ihrer ganzen Familie nicht große Gefahr drohen soll, denn der Plan, das Vermögen der Sembronowski auf eine oder die andere Weise an sich zu bringen, liegt doch klar zu Tage nach dem sehr detaillirten Inhalt zweier Briefe aus Bern, die Sie empfangen und gewiß mit Aufmerksamkeit gelesen haben."

„Freilich, freilich, das ist die Hauptsache," versetzte der Graf, „und doch kein Ausweg, kein leicht zu überblickender."

„Es sind mir über Nacht und schon auf der Reise einige Gedanken durch den Kopf gegangen, die ich Ihnen mit Ihrer Erlaubniß, Herr Graf, mittheilen und zur Prüfung vorlegen möchte. Möglich, daß sie dazu dienen, andere anzuregen und daß gemeinsame Berathung darüber uns doch einen Weg zeigt, den wir mit einiger Hoffnung auf Erfolg betreten dürfen, ohne dem Feinde eine Blöße zu zeigen."

„Wäre gut, wenn sich's thun ließ," sagte der Graf. „Beten wir erst zusammen und dann reden Sie."

Graf Michael ergriff abermals die Bibel, schlug sie auf gut Glück auf und begann mit salbungsvoller Stimme ein Kapitel aus den Klageliedern Jeremiä vorzulesen. Der Inhalt dieses Kapitels paßte zwar nicht im Geringsten auf die Lage, in der sich die beiden Rath haltenden Männer befanden, allein das störte den im und für's Gebet lebenden Polen nicht, und so mußte denn auch Nicol gute Miene dazu machen, was dem in der Schule der Verstellung groß gezogenen Jesuiten glücklicherweise nicht schwer fiel.

Nach beendigter Vorlesung gab der Graf seinem Gaste durch einen Blick zu erkennen, daß er nunmehr seine Mittheilungen erwarte; Nicol ließ sich nicht zweimal dazu auffordern.

„Ohne Zweifel," sagte er, „kennen Sie das begüterte galizische Grafengeschlecht Miersslewski, oder sind vielleicht gar mit ihm verwandt?"

„Bin ziemlich nahe verwandt, leider!“

„Ein Sproſſe dieſes Geſchlechts iſt von den Jeſuiten erzogen worden, wie ich aus ſicherer Quelle weiß, ſelbſt Prieſter dieſes Ordens und mit Stanislas ſehr genau bekannt.“

„Derſelbe, mit dem er in der Schweiz und den Bädern Süddeutſchlands ſo viel Geld todtſchlug.“

„Sie erinnern ſich deſſen noch? Um ſo beſſer. Hören Sie denn weiter. — Jener Mierslewski war es, der die Briefe ſchmiedete, die Sie veranlaßten, Ihren Verwandten als Verſchwender erklären zu laſſen.“

„Waren aber doch ein Herz und eine Seele mit einander.“

„Scheinbar, vor der Welt, in der Geſellſchaft. In Wahrheit haßte wenigſtens Mierslewski den Baron maßlos, weil er die Schüler und Jünger Loyola's verſpottete, ſie feige, ſchleichende Schelme genannt und laut geäußert hatte, es werde nicht beſſer in der Welt, bis der Letzte dieſer Scheinheiligen verkehrt aufgehangen worden ſei.“

„Hat Recht, der gute Junge — iſt ein nutzloſes ſchlechtes Geſindel.“

„Es liegt in der Natur des Menſchen,“ fuhr Nicol fort, „daß er ſich gegen Anfeindungen vertheidigt, für Beleidigungen rächt. Miersleweski kannte die empfindlichſte Seite Stanislas Sembronowski's und griff ihn von dieſer Seite an. Verkürzung der Geldmittel, durch deren reiche Verwendung er ſich das Leben angenehm machte, mußte bei ſeinen Neigungen ein Todesſtoß für ihn ſein, und ſein freundlicher Feind führte ihn. Er gebrauchte dabei die Vorſicht, ihm ſtets zur Seite zu bleiben und ſich nichts merken zu laſſen. Vielmehr gab er ſich die größte Mühe, Sie, Herr Graf, bei Ihrem Couſin zu verläumden.“

„Werde mich rächen — werde der falſchen Schlange den Kopf zertreten!“

„Es wäre nun meine Meinung, der auch andere Freunde, die ich darüber ſprach, ihre Billigung gaben, unſere ſo klugen Gegner mit gleichen Waffen anzugreifen und zwar durch dieſelbe Perſon, die uns ſo empfindlichen Schaden zufügen wollte.“

„Deutlicher, deutlicher!“

„Wir müssen jenen Mierslewski zu gewinnen, in unser Interesse zu ziehen suchen.“

„Ihn? — Einen Jesuiten? — Wo denken Sie hin!“

„Mir scheint das nicht sehr schwierig zu sein.“

„Wäre unmoralisch!“

„Politisch wollen Sie sagen, Herr Graf. In der Politik gibt es keine Unmoralität.“

„Schlechte Grundsätze — tragen Gewissensbisse ein.“

„Nicht immer und nicht Jedem, Herr Graf. — Wenn Sie Vollmacht geben wollten, so wäre ich bereit, einleitende Schritte zu treffen, bei denen weder Sie noch ich betheiligt sein würden.“

„Erst hören,“ sagte Michael Sembronowski und rückte über die ihm unangenehmen Vorschläge verdrießlich unruhig in seinem Sessel hin und her.

„Stanislas bereut sein überlustiges Leben,“ fuhr Nicol fort, „wie Sie bereits wissen. Reue bei Katholiken führt gewöhnlich zum

Kloſter, man könnte daher dem Baron unter den Fuß geben, daß, wenn er Aenderung ſeiner Lage wünſche, er den Wunſch äußern müſſe, in ein Kloſter zu gehen, irgend einem Orden anzugehören. Weltleute von vornehmer Geburt und höherer Bildung werden in ſolchem Falle gewöhnlich Jeſuiten."

„Sehe keinen Nutzen davon."

„Und doch liegt er auf der Hand. — Stanislas ſteht in dem Augenblick, wo er dem Orden anzugehören beginnt, unter Niemandes Curatel, als der des Ordensgenerals, iſt mithin factiſch unumſchränkter Gebieter über ſein Vermögen. Eine Zeit lang würde die Verwaltung formell allerdings noch fortgeführt werden, ſobald aber Stanislas in Beſſerung und Reue verharrt, wozu ihn ſchon die Klugheit nöthigen würde, gelangt Alles wieder in ſeine Hände und die heiligen Väter hätten nichts mehr damit zu thun. In dem Glauben, ſo große Schätze bei einem ihrer Brüder zu wiſſen, würden ſie arglos den Beſitzer nach Belieben damit ſchalten und walten laſſen, und dieſer ließe ſich ja alsdann ſehr leicht zur An-

fertigung eines Teſtamentes beſtimmen, worin er Sie ſelbſt, Herr Graf, oder Ihre liebenswürdige Tochter zum Univerſalerben einſetzte. Schimpfen die heiligen Väter, ſobald es bekannt wird, ſo lachen wir ſie aus. Haben wir ſie doch aus dem Felde geſchlagen und zwar, wie mich dünkt, durch ein politiſch vollkommen erlaubtes Manöver."

„Iſt aber doch Betrug."

„Höchſtens Betrug durch einen der Ihrigen. Sie haben dann nicht uns, nicht Stanislas, ſondern die Principien anzuklagen, die ſie predigen."

Die Augen des alten Michaels funkelten.

„Liegt Wahrheit darin," ſagte er aufgeregt, „würden durch ſich ſelbſt geſtraft! — Das iſt erlaubt, das iſt chriſtliche Moral. — Wollen's ſo machen."

„Sie genehmigen alſo meinen Vorſchlag?"

„Von ganzem Herzen."

„Dann würde ich rathen, daß Sie nicht gar lange zauderten, in dieſem Sinne Ihre Vorbereitungen zu treffen."

„Sehr gut bemerkt, aber — Graf — ich kann nicht ſchreiben und Victorie — will ſie nichts von dieſem Handel wiſſen laſſen. — Paßt nicht für ein Mädchen.“

„Verfügen Sie über mich — mit Vergnügen bin ich Ihr Secretär.“

„Angenommen, wackrer Junge,“ rief Graf Michael zutraulich und reichte ſeinem Verbündeten die Hand. „Wollen Sie auf der Stelle ſchreiben? — Aber wie nun? — An wen?“

„Haben Sie keinen zuverläſſigen Freund in Rom, den Sie als Vermittler zu Stanislas ſchicken können, oder glauben Sie, daß der Baron Ihnen zu Liebe den Schritt ohne Weiteres thun würde?“

„Will nicht, daß mein Name dabei genannt wird — will blos die Erlaubniß geben. Schreiben Sie in meinem Namen und adreſſiren Sie den Brief meinethalb an den Baron ſelbſt oder an einen Ihrer zuverläſſigen Bekannten.“

„Wenn Sie es zufrieden ſind, werde ich das Schreiben an Stanislas durch Vermit-

telung der ..... Gesandtschaft an ihn gelangen lassen. Das ist ein sicherer und ganz unverfänglicher Weg."

„Genehmigt! — Jetzt schreiben, dann vorlesen."

Nicol schrieb nun, wie Graf Michael es wünschte, reichte das Schreiben dem Greise zur Ansicht und erhielt dessen Erlaubniß, es in der beliebten Fassung fortschicken zu dürfen.

„Wünschen Sie, daß ich es bei Ihnen couvertiren soll oder darf ich dies auf meinem Zimmer thun?"

„Nach Ihrer Bequemlichkeit. — Aber wem es anvertrauen?"

„Da ist bald Rath geschaft. Ich habe einen außerordentlich treuen Diener, dem ich jedes Geheimniß anvertrauen kann, ohne daß er es verräth. Er ist in seiner Weise klug, findet sich überall leicht zurecht, lebt sehr mäßig und befleißigt sich immer der größten Eile. Hubert kann also unsern Courier abgeben und mit den erhaltenen Antworten zurückkehren."

„So sei es, und nun beten, daß Alles gelingen möge!"

Nicol war gezwungen, abermals ein paar lange Pſalmen mit anhören zu müſſen. Dann entließ ihn der Graf, wie es ſchien, ſehr aufgeheitert und mit ſeinem jungen Gaſt überaus zufrieden.

Nicol ſiegelte den zum Schein geſchriebenen Brief nebſt einigen Zeilen an Ghiberti ein, übergab das Schreiben mit den nöthigen mündlichen Aufträgen dem reiſefertigen Hubert und hatte das Vergnügen, den treuen Gefährten noch lange vor Mittag den Pfad in die Gebirge einſchlagen zu ſehen.

„Der erſte Sieg wäre gelungen," ſprach der Jeſuit lächelnd, „möchten die übrigen eben ſo leicht zu erkämpfen ſein! — Fleißiges Beten, denk' ich, ſoll helfen."

Sechstes Kapitel.

Priesterpolitik.

Wir überspringen jetzt einen Zeitraum von mehr als zwei Monaten, und knüpfen den Faden unserer Geschichte im Februar wieder an, indem wir den Leser bitten, uns nach der Hauptstadt der katholischen Christenheit zu begleiten.

Hier breiten sich über einen Theil der Höhen des Janiculus, jetzt Monte Gianicolo geheißen, die weitläufigen Gärten und Wiesen der Villa Pamfili aus. Ihre schattigen Gänge unter rauschenden Immergrüneichen, ihre reizenden Pinienwäldchen, deren durchsichtig zarte graziös aufgespannte Fächerkronen im Meer der dunkelblauen Lüfte sich wiegen; die spielenden Wasserkünste, bald versteckt unter

Waldgruppen, bald auf lichten Höhen ihre ſilbernen Strahlennetze in die Goldfluth auswerfend, die alltäglich Jahr aus Jahr ein um dieſe Hügelborde ſchäumt, endlich die entzückende Ausſicht auf Rom, die Campagna und das Gebirg in Süd und Oſt machen ſie nächſt der Borgheſiſchen Villa zu einem der beſuchteſten Spaziergänge in der Nähe der Hauptſtadt. In den ſchönen Tagen des Octobers, den heiterſten des ganzen Jahres, von den weichſten Lüften des Südens geküßt, jubelt hier das römiſche Volk unter Spiel und Tanz, und beim Erwachen des Lenzes freut ſich Jung und Alt der üppig aufſproſſenden Blüthenwelt, die mit duftigem Farbenteppich dieſe Wieſen, Felder, Gärten und Waldſtrecken bedeckt.

Es war Sonntag. Die letzte Meſſe in der hochgelegenen Kirche San Pietro in montorio ging zu Ende und die verſammelte Menge zerſtreute ſich nach verſchiedenen Seiten hin. Manche ſtiegen den gepflaſterten Weg hinunter, der nach Trastevere führt, Andere bogen rechts ab und ſchlugen den Pfad nach

dem großen Waſſerbaſſin der Acqua Paola ein, das ganz Trastevere, den Vatican und die Springbrunnen auf dem Petersplatze, ſo wie einen großen Theil der eigentlichen Stadt reichlich mit dem köſtlichſten Waſſer verſorgt. In fünftheiligem Strome ſtürzt ſich die gewaltige Waſſermaſſe aus gewölbten Marmorhallen in das tiefe Baſſin, das es durch unterirdiſche Röhrenleitungen nach verſchiedenen Seiten hin vertheilt.

Die Meiſten, welche dieſe Richtung einſchlugen, wanderten nach der genannten Villa, da der wolkenloſe warme Tag einen köſtlichen Abend verhieß.

Nahe bei dieſer Kirche ſteht im Hofe ein kleiner Tempel von den graziöſeſten Formen und den ſchönſten Verhältniſſen. Er rührt von Bramante her und ſchmückt die Stelle, wo der Legende nach Petrus den Kreuzestod erlitt. Bei der großen faſt abgöttiſchen Verehrung, welche das römiſche Volk dem angebetetſten Apoſtel und dem Gründer des päpſtlichen Stuhles widmet, wird, namentlich an Sonn- und Feſttagen, dieſer Tempel häufig

beſucht und wirft den Kloſterbrüdern, die abwechſelnd zu Führern und Erklärern dienen, nicht unbedeutende Summen ab. Vorzüglich zahlreich verſammeln ſich Gläubige und blos Neugierige am Schluſſe der Meſſe, um mit größerer Muße ſowohl das kleine Meiſterwerk der Baukunſt, als die Stätte zu betrachten, wo der feuereifrige Apoſtel ſeinen Glauben mit dem Tode büßte.

An dem erwähnten Sonntage bemerkte man unter der buntgemiſchten Menge Neugierige auch zwei Männer von vornehmem und edlem Anſtande, die den Erklärungen des Mönches ſehr aufmerkſam zuhörten, ſelbſt aber keine Frage an ihn richteten, was andere Beſchauer häufig thaten. Ihrem Geſichtsſchnitte zufolge konnte man ſie für Italiener, vielleicht ſogar für Römer halten. Sie waren Beide von etwas über Mittelgröße, ſchlank und ſehr blaß von Farbe, hatten ſchwarzes Haar und ſchwarze Augen, und trugen ſich ganz wie vornehme Römer. Sogar der feine Mantel, den der Römer auch an warmen Tagen im Frühling und Herbſt bei Spaziergängen nur

ſelten daheim läßt, fehlte nicht und war in tadelloſem Faltenwurfe über die linke Schulter geſchlagen.

Beide Männer folgten dem Zuge der Menge nach Villa Pamfili. Hinter dem Pauliniſchen Waſſerbehälter begannen ſie ein lebhaftes Geſpräch in einer Sprache, die ſelten ein Vorübergehender verſteht. Sie unterhielten ſich nämlich in reinſter hochdeutſcher Mundart, nur mit etwas fremdartigem Accent.

„Hat unſer Schützling neuerdings nichts von ſich hören laſſen?“ fragte der Schmächtigere ſeinen Begleiter. „Ich bin ſehr begierig, wie der junge Mann ſeine Aufgabe löſen wird.“

„Ich bin es nicht weniger, Graf Miersleweski,“ erwiederte der Gefragte. „Seine Lage erheiſcht die größte Klugheit, die feinſte Umſicht, die ſchmiegſamſte Nachgiebigkeit und die vollkommenſte Verläugnung ſeiner ſelbſt. Obwohl es für einen begabten Zögling unſerer Geſellſchaft keine beſſere Erziehung geben kann, als die gewiſſenhafte Vollziehung unſerer Vorſchriften; unter ſolchen Verhältniſſen dürften ſich

doch nur sehr Wenige finden lassen, die einer so schwierigen Aufgabe gewachsen wären. Ich baue sehr auf Ihren Landsmann, Herr Graf, deren Erwerbung wir eigentlich nur Ihrem Scharfsinn zu verdanken haben, und es freut mich, daß ich Ihnen abermals gute Nachrichten mittheilen kann."

„Es sind also Briefe angekommen, Herr Secretär?"

„Heut Morgen. Hubert hat diesmal den abscheulichen Weg in zwei Tagen zurückgelegt. Mit Telegraphen würde man aus jenen Gebirgswildnissen nicht viel raschere Kunde erhalten können."

„Und was schreibt mein kluger Pathe?"

„Daß er binnen drei oder vier Monaten die Bekehrung des alten Sünders vollenden zu können glaubt. Graf Michael Sembronowski ist bereits in kirchenhistorische Studien vertieft, die ihm Nicol angerathen hat, vorgeblich, um ihn in seinen ketzerischen Ansichten zu bestärken, eigentlich aber, um den zu Gewissensscrupeln so sehr hinneigenden alten Mann irre in seinen Ueberzeugungen zu machen, seine

Seele zu beunruhigen, ſein Gemüth zu verdüſtern. Seit etwa vierzehn Tagen treibt der Graf dieſe Studien und Nicol kann nicht genug die Umſtimmung des geiſtig Kranken rühmen, deſſen Gewiſſen durch die früheren, ſo wirkſamen Gebetsübungen ſich gar nicht mehr beſchwichtigen laſſen will. Schon kann der hinfällige alte Mann ohne unſern gewandten Zögling, der den Pietiſten meiſterhaft geſpielt hat, nicht mehr leben. Tag und Nacht will er ihn um ſich oder wenigſtens in ſeiner Nähe haben, und fangen die Scrupel ihn an zu peinigen, ſo muß Nicol Bogecz mit ihm disputiren. Daß nun ſolche Disputationen die Unruhe eher ſteigern als vermindern, dürfen wir von einem ſo erleuchteten Kopfe wohl erwarten. — Ha, ha, ha, ha, dies fromme Opferlamm ſoll ſein reiches Vließ noch freiwillig und mit den beweglichſten Bitten uns darbringen zu — fernerer Aufbewahrung!"

Alexander Mierslewski ſtimmte in das heitere Lachen Ghiberti's — denn er war es, der die vorigen Worte ſprach — von Herzen ein.

„Wir dürfen die kühnsten Pläne entwerfen, wenn dieser Anschlag gelingt," versetzte er, „denn nicht allein, daß wir durch unsere Vermittelung, den Polen Geld zu ihren revolutionären Zwecken zu verschaffen, uns eine neue politische Wirksamkeit sichern, die in jetziger von so vielen Parteien zerrissenen Zeit schwer zu erringen ist, bekommen wir durch die Bekehrung des alten Grafen auch mehr als das Doppelte unserer Vorschüsse für immer in unsere Hände."

„Mir ist nicht bange vor diesem durch consequente Geduld zu erringenden Siege, mein Freund," erwiederte Ghiberti, „weit mehr Sorge verursacht mir die Gährung unter Ihren Landsleuten. Daß sie nothwendig sei, will ich weder zugeben noch bestreiten, daß sie sich aus historischen Gründen rechtfertigen läßt, kann möglich sein, daß sie aber mit größter Vorsicht eingeleitet, fortgeführt, zum Ausbruch gebracht werden muß, wenn sie gelingen soll, ist gewiß, und diese Ruhe des Geistes, diese Klarheit des Urtheils, diesen umfassenden Blick aller Verhältnisse, gegenwärtiger, vergangener

und zukünftiger, traue ich auch dem begabteſten Ihrer Landsleute nicht zu. Dahin gehörten jetzt Männer unſeres Charakters."

Mierslewski ſchien etwas beleidigt durch den Ausfall des Italieners auf den unbeſonnenen Charakter der Polen im Allgemeinen. Ein Schatten lag auf ſeiner Stirn, als er jetzt Arm in Arm mit ſeinem Freunde in die breiten ſchattigen Alleen der Villa trat, die von vielen Gruppen glücklicher Menſchen durchſchwärmt wurden. Unter dem ſchwärzlichen Laub der Immergrüneichen leuchteten gleich verſteckten Lichtfunken die jungen hellgrünen Blätter und gaben dieſen prächtigen Laubgängen einen eigenthümlich anmuthigen und feſtlichen Charakter.

„Meines Wiſſens," ſagte er, „iſt unſere Geſellſchaft durch ſehr tüchtige und zuverläſſige Männer grade jetzt in dem zerriſſenen Polen vertreten."

„Das beſtreite ich nicht, mein Freund, ich ſage nur, die oberſten Leiter dieſer politiſchen Angelegenheit ſind nicht ruhig, nicht vorſichtig genug."

„Unſere Emiſſäre werden ſicher bedeutend auf ſie einwirken."

„Bedeutend? — Ich hätte Luſt, dies zu beſtreiten und zwar aus folgenden Gründen. Alle nach Polen geſandten Emiſſäre ſind entweder Polen oder Franzoſen, mithin an und für ſich ſchon Partei, aufgeregt, heftig, den augenblicklichen Gewinn bleibendem Erfolg vorziehend oder dafür haltend. Damit will ich beiden Nationen weder guten Willen, noch tüchtige Geſinnung, noch endlich moraliſchen Werth abſprechen, allein mit allen dieſen Eigenſchaften zuſammen macht man noch immer keine Revolution, die Stich hält.“

„Und was glauben Sie, das außerdem noch dazu erforderlich iſt?“

„Ruhe und — um mich eines heidniſchen Ausdruckes zu bedienen — olympiſche Heiterkeit. Schade, daß es nicht zwanzig, dreißig geborene Italiener in unſerer Geſellſchaft gibt, die polniſch verſtehen und ſprechen. Auf der Stelle müßten ſie abreiſen und ihre Wirkſamkeit in jenem Lande beginnen. Für Anzettelung von Aufſtänden iſt kein Menſch ſo geeignet in Europa, wie der Italiener. Mag er innerlich nur Gluth und Flamme ſein, äußerlich, in ſei-

nem Betragen, seinem Sprechen hält ihn doch Jedermann für kalt. Er lächelt am freundlichsten, wenn er über den gräßlichsten Vernichtungsplänen brütet; er spricht nie feiner, nie graziöser, als wenn er sich bewußt ist, den Feind rettungslos umgarnt zu haben. Und nur diese Politik, mein Freund, kann Polen retten, kann Ihr Vaterland wirklich wieder herstellen."

„Sie scheinen zu vergessen, Herr Secretär," erwiederte Mierslewski, „daß man die so eben von Ihnen angedeutete Politik bei dem neu zu organisirenden Aufstande befolgen will. Laut Beschluß der Patrioten, der uns vor einiger Zeit zuging, soll ja nicht Dolch, nicht Gift geschont werden —"

„Ah bah!" fiel Ghiberti ein. „Grade darin sehe ich den Beweis, daß Ihre enthusiastisch für den Umsturz der Regierung eingenommenen Patrioten das innerste Wesen, die belebende, leitende Seele der Politik nicht besitzen. — Was Gift und Dolch! — Gift und Dolch waren Waffen des faustrechtlich gesinnten Mittelalters. Unsere Condottieri bedienten

ſich derſelben mit Fug und Recht, denn ſie thaten damit weiter nichts, als daß ſie die Geſinnung der Zeit in roher wilder That zur Erſcheinung brachten. — Aber im neunzehnten Jahrhundert? — Ich bitte Sie, wie mögen ruhige Männer im Ernſt ſich überreden, daß man durch Anwendung ſolcher Mittel einem Volke neue Lebenskraft einflößen könne! — Unſre Zeit will auch im Kampf das Compliment des Culturmenſchen, und wenn man ſich feindlich begegnen will, ſo maſſacrirt man ſich unter Höflichkeitsverſicherungen und in Handſchuhen."

„Revolutionen koſten immer Blut, und Polen iſt zu lange gemißhandelt worden, als daß es bei einer allgemeinen Erhebung glimpflich mit ſeinen Unterdrückern umgehen ſollte."

„Begehre ich das? Kann ich das wollen, Freund? — Mit nichten! — Aber ich muß wünſchen, daß man ſich vorſehe."

„Sie haben neue Depeſchen erhalten," ſagte Mierslewski. „Auch mir ſind erſt heut am Morgen wichtige Briefe überbracht worden, die ſehr befriedigend lauten."

„Nun ja," versetzte Ghiberti, „ich bin allerdings beschickt worden mit Berichten unserer Emissäre, und ich will nicht läugnen, daß eben diese neuesten Nachrichten, so günstig sie aussehen, mich beunruhigen und mich glauben machen, die polnischen Angelegenheiten seien nicht in den geschicktesten Händen."

„Ghiberti!" rief Mierslewski, den Arm des Römers lebhaft drückend. „Sie sind mein Freund, mein Bruder — verschweigen Sie mir nichts, da es ja nicht unwahrscheinlich ist, daß wir vereint zum Besten meines Vaterlandes handeln können."

„Lassen Sie uns die Anlagen verlassen," sagte Ghiberti. „Dort unter den breiten Aesten jener Korkeiche, wo man die Villa mit ihren Pinienwäldchen so schön übersieht, und die Stadt, vom Gebirg wie von smaragdenem Rahmen umschlossen, zu unsern Füßen liegt, halb eine festlich geschmückte stolze Königin, halb ein in Lumpen einherschreitender Bettler, dort läßt sich's mit Bedacht über Fragen sprechen, die das Heil der Völker, das Wohl der Kirche und mithin die Beherrschung der

Welt betreffen. Die größten Gedanken, deren spätere Anwendung auf Ausbildung unserer Gesellschaft ich mich rühmen darf, überraschten mich unter jener Eiche, wie der Flügelschlag des Heiligen Geistes, und auch unser hochwürdigster General weiß von ähnlichen Einflüssen zu erzählen."

Als die beiden Männer den bezeichneten Baum, einen der schönsten, die es in der Umgegend Rom's giebt, erreicht hatten, lagerten sie sich an dem Stamme desselben, den Blick auf Stadt und Fluß, auf die Trümmer der Cäsarenpaläste, auf die Grabmonumente der Appischen Straße und auf das in violettes Purpurlicht getauchte Albaner Gebirg gerichtet.

„Warum fürchten Sie für mein Vaterland?" fragte Mierslewski.

„Diese Frage ist zu viel umfassend, lieber Freund, um sie mit Eins beantworten zu können. Auch fürchte ich eigentlich nicht für Polen, ich habe nur Bedenken, und weil ich diese nicht aussprechen kann, ängstigen sie mich."

„Hier dürfen Sie es, Ghiberti, hier belauscht Sie Niemand."

„Niemand, als mein Verſtand," verſetzte der Secretär.

„Sie haben kein Herz mehr, Ghiberti!"

„Mein Herz liegt unter Verſchluß der Ordensgelübde. Es iſt gut aufbewahrt und ich fühle mich von ſeinen unbequemen Schlägen nicht mehr beunruhigt."

„Nun ſo ſprechen Sie, ohne den Verſtand auf Ihre Worte hören zu laſſen! — Bei einiger Selbſtbeherrſchung läßt ſich dies Experiment ausführen."

Ghiberti ſann einige Secunden nach, ſein großes, tief liegendes Auge auf das Bild der majeſtätiſchen Stadt heftend, deren Geräuſch bis auf das Geläut einiger Glocken völlig verſtummt war.

„Ja," ſagte er dann, „das iſt es! Die Polen ſind kein Volk, es gibt unter ihnen nur Adlige und Leibeigene oder Leibeigenen vergleichbare elende, arme, unwiſſende Frohnbauern. Wie alſo kann man von einer polniſchen Nation ſprechen!"

Mierslewski lächelte.

„Weshalb nicht?“ verſetzte er. „Wenn der vierzehnte Ludwig von ſich und Frankreich ſagen konnte: „l'etat c'est moi,“ wird doch wohl eine Gemeinſchaft von vielen tauſend begüterten Edelleuten daſſelbe Recht dazu haben.“

„Nimmermehr! Ein Einziger kann, wie Ludwig XIV. es wirklich that, das Wort zur Wahrheit machen, eine Vielheit ſtürzt mit ſolcher Maxime ſich und den Staat zugleich. — Wiſſen Sie, mein Freund, daß Ihr Polen jetzt an den Bauern zu Grunde gehen kann?“

„Pah — ſie ſind dumm, ohne Kraft, ohne Willen.“

„Um ſo gefährlicher können ſie werden! — Oder wäre es Ihnen unbekannt geblieben, daß es Abſicht iſt, ſie diesmal bei der Revolution weſentlich zu betheiligen?“

„Ich bin vollkommen unterrichtet. Erſt der letzte Brief von meinem ſehr zuverläſſigen und ausführlichen Correſpondenten, dem Pater Joſeph auf meines Bruders Schloß — es iſt derſelbe Mann, dem wir die Verhaftung und Entfernung des Barons Sembronowski zu verdanken haben — ſpricht mit Anerkennung

von dieſem wichtigen Schritt und bemerkt, daß ſich die Folgen bereits zeigen.“

„Er iſt ein enthuſiaſtiſcher Pole, obwohl einer der Unſern. — Keine Einrede, Herr Graf — ich werde es Ihnen beweiſen. — Auf welche Weiſe hat man die rohe Maſſe der Bauern dem Adelsintereſſe zu gewinnen verſucht? Haben Sie Kunde davon?“

„Die zuverläſſigſte. — Emiſſäre vertheilten Schriften, geeignet, den Bauer aufzuklären, ihm einen Begriff ſeiner Lage und der Vortheile beizubringen, die mit einer Aenderung derſelben verknüpft ſein müßten.“

„Wenn man's ſo hört, klingt's ganz einfach, ganz unverfänglich, geht man aber der Sache auf den Grund, ſo entdeckt man nur zu bald das Unſichere, ja Gefährliche dieſer unvorſichtigen Bauernaufklärung.“

„Sie ſehen Geſpenſter.“

„Schatten fürchtete ich nie, nur zu helles Licht konnte mir bisweilen Augenſchmerz verurſachen.“

„Nun?“

„Die polniſchen Bauern ſind von franzöſiſchen Emiſſären bearbeitet worden, und das iſt ein nicht wieder gut zu machender politiſcher Mißgriff! Man hat dieſen Halbwilden, die kaum wiſſen, was Beſitz heißt, welche Macht im Gelde liegt, und die ſeit Jahrhunderten niemals darüber nachdachten, woher es wohl komme, daß einige Tauſende ſehr reiche, vornehme, mächtige Herren, Millionen aber arme, ſchmutzige Bauern ſeien, man hat dieſe Halbwilden, ſag' ich, zu Mitwiſſern eines Geheimniſſes gemacht, mit dem ſie ſo unvorſichtig umgehen werden, wie unverſtändige Kinder mit Feuer! Leſen Sie dieſe Bauernſprüche."

Mit dieſen Worten zog Ghiberti ein Papier aus der Taſche und gab es dem Grafen. Es enthielt eine Abſchrift jener aufrühreriſchen, in bibliſche Sprache eingekleideten Sätze, die wir zuerſt in der rauchigen Hütte des Bauers Bogecz kennen lernten.

Mierslewski las ruhig, doch mit ſichtbarem Erſtaunen dies wichtige Document. Er kannte es noch nicht.

„Nun?“ fragte Ghiberti, als es ihm der Graf wieder zurückgab. „Finden Sie dies auch politisch?“

„Nein, das ist übereilt — ein Fehler zu feurig schlagender Herzen.“

„Sie sprechen das Wort selbst aus — es ist ein polnischer Fehler.“

„Und leider wird es zu spät sein, jetzt noch dagegen wirken zu können.“

„Most in Fässern muß man ungestört gähren lassen, Freund!“ sagte Ghiberti. „Arbeitet er sich aus, so gibt's einen guten Wein, sprengt er die Reifen, so verursacht sein allzustarker Geruch Schwindel, Ohnmacht und Tod. — Hoffen wir, daß die Fässer sich gut halten und nicht vor beendigter Gährung zerplatzen werden.“

Mierslewski beunruhigte diese Mittheilung ernstlicher, als der Secretär glaubte; denn da Graf Alexander die Polen kannte und nur zu gut wußte, mit welcher Barbarei, welchem Hohne polnische Große bisweilen ihre Bauern behandeln, so durfte er von einem Mißverstehen dieses Bauernaufrufes allerdings gefährliche

Auftritte erwarten. Ghiberti aber, den die polniſche Revolutionsfrage zwar ſehr beſchäftigte, doch nur, inſofern das Gedeihen und Wachſen jeſuitiſcher Macht darin verwickelt war, ließ ihm nicht lange Ruhe. Die Augen ſeines Geiſtes ruhten auf dem Weltganzen und wenn an dieſem ungeheuren Körper bald da bald dort einzelne Flecken des Ausſatzes ſichtbar wurden, ſo konnten dieſe ihm höchſtens ein Achſelzucken entlocken. Und einem ſolchen Ausſatzflecken verglich Ghiberti die ganze polniſche Angelegenheit, falls ſie den Erwartungen, die man von ihr hegte, nicht entſprechen ſollte.

„Die guten Franzoſen und Ihre in Paris lebenden Landsleute," fuhr er fort, den Platz unter der Korkeiche verlaſſend, „haben ſich eingebildet, es müſſe, weil dieſer Popanz jetzt unter ihnen, in der Schweiz und in einigen Gegenden Deutſchlands ſpukt, jegliches Volk damit zu ſchrecken oder zu ködern ſein. Sie behandeln den Communismus, denn dieſer liegt jenem Aufruf zu Grunde, wie eine neue Religion, an die man glauben, für die man kämpfen und ſterben müſſe, und er iſt doch

zur Zeit weiter noch nichts, als ein Problem, das Verſchiedene ſehr verſchieden löſen wollen, ohne doch die Kraft dazu zu beſitzen. Mit all' dieſen neuen Erfindungen, die eigentlich bloße Hitzblattern der Zeit ſind, geht es, wie mit Giften, deren Wirkungen man nicht genau kennt. Wer ſich ihrer bedient, ſetzt immer ſein Leben, wenigſtens ſeine Geſundheit ein. Der ruhige Geiſt freilich lacht darüber und braucht auch die gefährlichſten Zeitgifte als Arkana. Ich hoffe, der Communismus ſoll unſerer Geſellſchaft ſolche Dienſte leiſten."

„Und doch ſind Sie ein Feind deſſelben?"

„Ich will ihn auch nicht etwa verbreitet wiſſen," ſagte Ghiberti, indem er an der Seite ſeines Freundes den lebhaften Gruppen des Volkes ſich wieder näherte, „das würde gegen alles höhere Intereſſe unſeres Ordens wie gegen die geiſtige Miſſion deſſelben verſtoßen. Warum aber ein an ſich Schlechtes, Verwerfliches unbedingt verdammen, wenn es ſich zu Erreichung großer Zwecke benutzen läßt?"

„Ohne Zweifel hat der General ſeine eigenthümlichen Anſichten Ihnen mitgetheilt."

„Wir haben gegenseitig unsere Meinungen über diese bedeutende Frage, die noch eine große Rolle in der modernen Staatsentwickelung spielen dürfte, ausgetauscht und unsere Gedanken darüber berichtigt und ergänzt. Der hochwürdige Pater ist ein so eminenter Geist, daß seinem Scharfsinn kein Atom entgeht oder unwichtig erscheint. Er belauscht das Athmen der Welt und weiß zu jeder Stunde, ob sie gesund oder krank ist, ob Symptome eines Ausschlages oder eines Fieberanfalles vorhanden sind. Und darum sind auch all seine Schritte so sicher, so wohl überlegt und so folgenreich, und wahrlich ein lächerlicherer Vorwurf, als der ist, den unsere Feinde ihm und der Gesellschaft machen, daß sie nämlich zeitwidrig sei, gibt es nicht. Der Jesuitismus als die vollendetste Ausbildung aller geistigen Fähigkeiten unter den modelnden und mäßigenden Gesetzen weiser Formen war stets zeitgemäß und wird immer zeitgemäß bleiben, weil er den Wünschen der Zeit entweder zuvorkam oder diese nach seinem Willen lenkte. Und so mögen sich denn unsere Feinde in Gottes

Namen heiser schreien und die wüthendsten Philippiken gegen uns halten, in der Sicherheit unserer Kraft und klaren Ruhe lachen wir der kindischen Tobsucht und erweitern mehr und mehr unsere Macht."

„Selbst durch Benutzung des Communismus."

„So ist es! — Sie kennen die ärgerliche Angelegenheit mit dem heiligen Rock. Der unklug angeordnete Spektakel brachte eine Hand voll ketzerisch gesinnter Menschen in Harnisch und rief ein Schisma hervor, wie es deren hunderte in der Kirche gegeben hat und vielleicht noch hunderte geben wird. Die kurzsichtigen Narren draußen in Deutschland nennen den Lärm eine neue Reformation und lassen es, wie bei all' dergleichen Anlässen, weder an großen Worten noch kräftigem Schimpfen fehlen. Es ist ihnen auch wirklich gelungen, einige tausend indifferente Menschen, meistentheils aus der niedrigsten Klasse, zusammen zu treiben und mittelst dieser Schaar geistiger Bettler, dem Auskehricht der Kirche, an dem nichts gelegen ist, haben sie versucht eine

ſogenannte neue Kirche, die ſie großprahleriſch genug die „deutſchkatholiſche" nennen, zu gründen. Das Oberhaupt der alleinſelig-machenden Kirche kann in ſolchen Fällen nicht klüger handeln, als wenn es ſchweigt und nur unter der Hand ſeine Maßregeln trifft. Im Mittelalter würde der Bannſtrahl ſolche Rotten ſchnell vernichtet haben, in unſern Tagen wirkt die geheime Machination mehr und ihrer haben wir uns alſo zu bedienen."

„Um ſo mehr, als die Gegner der römiſch-katholiſchen Kirche die Anwendung der nämlichen Mittel nicht mehr verſchmähen."

„Ein Beweis, daß ſie in allen Dingen von uns lernen müſſen. — Doch um auf die Hauptfrage zurückzukommen, ſo iſt bei der in Deutſchland entſtandenen neuen kirchlichen Bewegung beſonders die radical-politiſche Seite derſelben in's Auge zu faſſen. Dieſe allein iſt für uns wichtig, dieſe allein müſſen wir feſthalten, Alles andere kann uns gleichgiltig ſein. — Hören Sie weiter. — Seit ſechs bis acht Monaten, ja ſeit einem Jahre, wenn man will, ſprechen die Berichte aller

in Deutſchland thätigen Emiſſäre von den reformatoriſchen Bewegungen in der proteſtantiſchen Kirche. Dieſe Bewegung hat bereits ihre Führer und Redner und durch dieſelbe eine gewiſſe Form gewonnen. Sie will ſich zu einem Syſtem ausbilden, das, wenn es gelänge, einen Staat in der Kirche begründen, die Kirche in ihrer alten Bedeutung aber vollkommen ſtürzen würde. Die Macht der Prieſter, auch in der proteſtantiſchen Kirche noch vorhanden, ſoll für immer gebrochen, der Prieſter zum Diener herabgewürdigt werden. Die Geſammtheit der Laien, alſo die Gemeinde will Geſetzgeberin, Vorſteherin, Herrſcherin ſein! — Wie immer, wo die alte Heiligkeit des chriſtlichen Kirchengebäudes geſchändet worden iſt, ſtehen entartete, atheiſtiſch geſinnte Prieſter an der Spitze dieſer Bewegung, die ſich den Namen „Lichtfreunde“ gegeben haben. Im Princip nun treffen dieſe „Lichtfreunde“ mit den neuen Schismatikern im Schooß der römiſchen Kirche ſo ziemlich zuſammen. Das Politiſche überwiegt das Religiöſe in beiden Geſellſchaften, und dieſes Politiſche, das keinem

Staat, keiner Regierung behagen kann, hat von der rechten Seite betrachtet ein so malitiös verdächtiges Aussehen, daß mit geringer Vorspiegelung sich im Auge des Betrachtenden eine bestimmte Farbe hervorbringen läßt, die einen häßlichen Schimmer von sich gibt."

Mierslewski lächelte verschmitzt.

„Ich errathe die Politik unseres Ordens," sagte er, „und beuge mich in Demuth vor dem weitsehenden Geiste unseres gemeinsamen Oberen."

„Dieser Obere zählt besonders auf thätige Unterstützung seines mit bewundernswürdiger Klugheit angelegten Planes durch Ihre Verbindungen, Herr Graf, unter dem hohen Adel Deutschlands."

„Die lichtfreundlichen Bestrebungen müssen als staatsgefährliche bei den Regierungen verdächtigt werden!"

„Und zwar als von einer Partei ausgehend," setzte Ghiberti hinzu, „die radicalen Umsturz alles Bestehenden um jeden Preis will und den Communismus zugleich als Grundlage ihres neu zu erbauenden Staatsgebäudes

wie als Religion predigt. — Sie begreifen, welche furchtbare Consequenzen sich daraus ziehen lassen und in welche Angst alle monarchischen Regierungen durch die bloße Ahnung der Möglichkeit eines solchen in der Tiefe des Volksbewußtseins aufdämmernden Gedanken versetzt werden müssen."

„Nicht vom Stuhle Petri, von den Thronen weltlicher Fürsten herab wird diesmal der vernichtende Bannstrahl zucken — " rief triumphirend Mierslewski.

„Und uns Platz machen," fügte Ghiberti lächelnd hinzu, mit seinem rechten Arm einen weiten Kreis in der Luft beschreibend.

„So stürzt man seine Feinde durch ihre eigene Unklugheit!"

„Und so benutzt man das von den Zeitreibungen bereitete Gift als Arzenei, um unbequeme Feinde unschädlich zu machen oder — ganz zu beseitigen."

„Darum Heil dem Communismus!"

„Heil ihm in Deutschland!"

„Und in Polen?"

„Wollen die Heiligen über ihm wachen!"

„Es wird geſchehen, wenn die Congregation, bei der ja alle Nationen und alle Welttheile vertreten ſind, in ihren Beſchlüſſen einig, klug, vorſichtig iſt, die Vergangenheit ehrt, die Gegenwart kennt, die Zukunft durchſchaut und weder durch Zuflüſterungen zaghafter Freunde noch durch das drohende Geſchrei wüthender Feinde ſich in Verfolgung ihrer großen heiligen Zwecke einſchüchtern läßt.“

„Es wird dafür geſorgt werden, mein Freund,“ ſagte Ghiberti, „und dann können wir immerhin wieder auf ein halbes Jahrhundert ruhig unſere Wege gehen. — Doch laſſen Sie uns abbrechen und in italieniſcher Zunge uns von gleichgiltigen Dingen unterhalten. — Ich bemerke unter jenem luſtigen Menſchenſchwarme, der mit Lorbeerzweigen geſchmückt uns entgegenkommt, einige Deutſche, und, irre ich nicht, auch meinen lebensluſtigen Schützling, den Maler Lodovico, dem wir ſo großen Dank ſchuldig ſind, ohne daß er etwas davon ahnt. Das iſt noch ein unverdorbenes, offenes Gemüth, dem ein fröhliches Leben mit geſunden Sinnen über Alles geht. Dabei re-

ligiös, ein geschickter Künstler, ein treuer Freund. So müßte die ganze Menschheit sein, wenn die Welt sich leicht sollte regieren lassen. — Und wahrhaftig, da kommt auch sein Mädchen, die reizende Teresella! — Sie werden zugeben, Freund, daß der blonde Deutsche Geschmack besitzt und sich eins der schönsten Mädchen Rom's zur Geliebten ausgesucht hat. — Wenn uns der Maler bemerkt, bin ich Monsignore Camuccini."

Unter Jauchzen und Gesang, in tanzartigen Wendungen und Sprüngen tobte der lustige Schwarm, zumeist aus Trasteverinern mit ihren geschmückten Schönen bestehend, an den verkleideten Priestern vorüber. Lodovico war zu sehr in das Glück des seligen Augenblicks vertieft, als daß er auf fremdartige Umgebungen, die ihn nur stören konnten, hätte achten sollen. Er gewahrte seinen freigebigen Gönner nicht.

Schon war der Zug vorüber, als Ghiberti sich von hinten am Kleide fest gehalten fühlte. Er kehrte sich um und sah in das verwilderte Gesicht eines jungen Menschen, der als Stutzer gekleidet war.

„Was willst Du?“ fragte er den trotzig aussehenden Burschen.

„Hilfe gegen geschehenes Unrecht.“

„Kennst Du mich?“

„Ich glaube.“

„Dann weißt Du mich zu finden.“

„Werden Sie mir auch Gehör schenken?“

„Du heißt?“

„Tommaso.“

„Ah! Tommaso aus Trastevere. Ich sah Dich vergangenem Herbst in der Villa Borghese mit einem sehr schönen Mädchen die Saltarella tanzen.“

Der junge Mensch ward bleich, seine Lippen bebten.

„Die Treulose!“ murmelte er. „Sie warf sich einem Fremden an den Hals. Aber ich werde mich rächen!“

„Nicht ohne meine Erlaubniß, Tommaso! Das lustige Paar steht unter meinem besonderen Schutz.“

„Vielleicht verliert sich die gute Meinung, die Sie von dem Deutschen haben, ein wenig, wenn Sie dies in Empfang nehmen wollen.“

Der Stutzer zog mit raſchem Griff einen großen Brief aus der Taſche, deſſen Siegel erbrochen war, und überreichte ihn Ghiberti.

„Von wem?“ fragte der Jeſuit. „Und wie biſt Du zu dieſem Schreiben gekommen?“

Tommaſo lächelte tückiſch, grüßte die Prieſter und ſprang mit den Worten:

„Wann wir uns wiederſehen!“ in den melodiſch rauſchenden Pinienhain, unter deſſen ſchlanken Stämmen der luſtige Schwarm bereits auseinander geſtoben war.

Ghiberti ſah dem kecken Burſchen ein paar Sekunden lang forſchend nach, dann ſteckte er den erhaltenen Brief gelaſſen zu ſich, legte den Arm wieder in den des Grafen und verließ heiter plaudernd die Villa.

Siebentes Kapitel.

Ghiberti.

„Wenn ein Mann erſcheint, der ſich Tommaſo nennt," ſprach am nächſten Morgen Ghiberti zu ſeinem alten zitternden Bedienten, „ſo meldet Ihr mir ihn ungeſäumt."

Der erwartete Stutzer kam aber nicht. Ghiberti würde nun jedenfalls nach ihm geſchickt haben, wäre ſeine Wohnung ihm bekannt geweſen, da er ſich aber dieſer Kenntniß nicht rühmen konnte, ſo mußte er geduldig warten. Es vergingen zwei, drei, vier Tage, die ganze Woche verſtrich und Tommaſo ließ ſich noch immer nicht blicken. Selbſt am Ende der zweiten Woche harrte der unruhig werdende Secretär vergeblich wie am erſten Tage auf den verwegen ausſehenden Burſchen, und als

auch die dritte Woche mehr als zur Hälfte abgelaufen war, sah er sich endlich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, einen Weg, den er gern vermieden hätte, einzuschlagen, um des Trasteveriners habhaft zu werden. Er war nämlich entschlossen bei Lodovico Erkundigungen einzuziehen. Kannte dieser auch selbst nicht den Aufenthaltsort seines Feindes, so konnte er doch ohne Zweifel durch Teresella's Verbindungen denselben auskundschaften.

Ghiberti hatte sich schon zu diesem unangenehmen Gange gerüstet, als die ersehnte Meldung von der Ankunft des längst Erwarteten an ihn gelangte. Es war, als hätte Tommaso gewußt, wie viel dem Secretär an seinem Erscheinen gelegen sei, und wie lange er ihn warten lassen könne, ehe er die Geduld dieses nur nach reiflichster Ueberlegung handelnden Mannes erschöpfe.

Ghiberti ließ den Trasteveriner rufen und befahl seinem Diener, sich zu entfernen.

„Du hast sehr lange auf Dich warten lassen, Tommaso," redete er den trotzigen Gesellen an. „Nach Deinen Gebehrden und

Worten bei unſerer Begegnung in Villa Pamfili zu ſchließen glaubte ich, es ſei Dir mehr an einer geheimen Unterredung mit mir gelegen."

„Nicht mehr, wie Ihnen, Excellenz. — Aber ich halte Wort, wie Sie ſehen, denn da bin ich."

„Warum kamſt Du nicht früher?"

„Ich hatte nicht Zeit."

„Nicht Zeit? — Du haſt nur zu viel Zeit, Tommaſo, darum iſt Deine Seele ſo verwildert, wie Dein Haar."

„Kümmern ſich Ew. Excellenz nicht um meine Seele! Der weiß ich, wenn's nöthig iſt, vortrefflich beizukommen. — Hat ſie Durſt, ſo weihe ich ihr ein paar Foglietten des beſten Frascataners; will ſie jauchzen und jubeln, ſo kann ſich Tommaſo rühmen, noch niemals vergebens ſeine Blicke auf die Anwohnerinnen des Gianicolo geworfen zu haben, und ſitzt ſie traurig und geduckt wie eine Wachtel im Schlamme ihrer Sünden, nun bei der wunderthätigen Madonna von Ara celi, was beim Bacchus ſollten denn die Prieſter vor Langerweile in ihren Beichtſtühlen anfangen, wenn

ſie nicht von Zeit zu Zeit ein recht räudiges Schaaf von Kopf zu Fuß mit der ſcharfen Bürſte der Buße und Strafe abzuſcheuern hätten! — Es iſt Sache der Kirche, wie ſie uns weiß und rein kriegt, als kämen wir eben aus Mutter Leibe — ich meines Theils habe mich nie viel darum gekümmert."

„Sorge Dich auch ferner nicht darum, mein Sohn, trage aber ſo oft wie möglich Deine Anliegen den Dienern der Kirche vor, und es wird Dir wohl gehen hier und dort!"

„Dort? — das kann ſein, ich habe keine zuverläſſige Kunde davon, was aber das Hier anbelangt, ſo wär's wirklich dem heiligen Antonius, meinem Schutzpatrone, ein Leichtes, mir das Gute künftighin in etwas reichlicheren Portionen zukommen zu laſſen."

„Glaube und hoffe, mein Sohn, und Dir wird geholfen werden!"

„Hm, könnten mir Ew. Excellenz nicht etwas Hilfe auf Abſchlag vorausgeben?"

„Es kommt auf Dich an."

„Das höre ich gern. — Was alſo muß ich thun?"

„Mir ohne Umſchweif die Wahrheit ſagen.“

„Bei wie vielen Heiligen wollen Sie, daß ich ſchwören ſoll?“

„Ich begnüge mich mit Deinem Handſchlag, da ich Dich für einen Mann und zwar für einen Römer halte.“

„Bei Sanct Peter, ein Römer ſo ächt, wie der große Cäſar! — Hier meine Hand.“

Ghiberti legte nur die Fingerſpitzen ſeiner Rechten in die Hand des Trasteveriners. Dann ſagte er:

„Wie kamſt Du zu dem Briefe, den Du mir in der Villa Pamfili auslieferteſt?“

„Ich fand ihn.“

„War er erbrochen?“

„Glauben Ew. Excellenz, ich ſei ein ſo gemeiner Schelm, wie die Juden? Mit dem Dolche breche ich einem Feinde wohl die Bruſt auf, wenn mir das Blut zu Kopfe ſteigt, an Briefen aber — o pfui! — vergreife ich mich nicht!“

„Du haſt ihn aber geleſen.“

„Da er zufällig in ſchlechtem Italieniſch geſchrieben war, verführte mich der Name deſſen,

an den er gerichtet ist, zu dieser Ungebührlichkeit."

„Kennst Du den Schreiber?"

„So wenig wie seine Mutter, bei der heiligen Agnes!"

„Aus welchem Grunde übergabst Du mir jenen Brief?"

Tommaso lächelte.

„Wenn ich die Wahrheit sagen soll, Ew. Excellenz, deshalb, weil ich dem deutschen Hunde, der mir Teresella abspänstig gemacht hat, damit zu schaden hoffte."

„Es ist Sünde, unsern Nebenmenschen Böses zuzufügen oder zu wünschen."

„Unsern Nebenmenschen! — Ich bitte Ew. Excellenz, wer spricht hier von Nebenmenschen! — Signor Lodovico ist mein Feind und ein Ketzer obendrein!"

„Dein Feind mag er sein, doch ist er jedenfalls ein besserer Christ, als Du. Ich sage Dir daher, laß von jetzt an den deutschen Maler in Ruhe! Gib alle Rachegedanken auf — vergiß Teresella! — Das Mädchen war Dir nicht bestimmt."

„Cazzo!“ knirſchte der Trasteveriner und zerknitterte vor Ingrimm ſeinen Hut. „Hätte ich ſie nur an jenem Abend mit meinem Meſſer durchbohrt!“

„Du beträgſt Dich ſehr unbeſonnen, Tommaſo,“ ſprach Ghiberti, „durchaus nicht, wie man von einem Abkömmlinge der Catonen erwarten ſollte. — Ja, immer ſieh mich an, es iſt meine feſte Ueberzeugung. — Auch kenne ich Deinen Stammbaum ſo genau, wie Du ſelbſt und möchte gern einen tüchtigen Menſchen, der ſeiner glorreichen unſterblichen Ahnen würdig iſt, aus Dir machen. — Hätteſt Du wohl Luſt, mir zu gehorchen, in meine Dienſte zu treten? — Du ſollſt es gut haben und an nichts Mangel leiden. Auch die Arbeit — ich verſpreche es Dir — ſoll Dich nicht drücken.“

„Zum Prieſter tauge ich nicht,“ verſetzte Tommaſo unſchlüſſig und verlegen.

„Dein Haarwuchs wäre auch zu dicht zur Tonſur,“ verſetzte Ghiberti ſpöttiſch, „deshalb möchte ich Dir einen ſolchen Vorſchlag gar nicht machen. Aber Du ſchlenderſt gern in den Straßen umher bei ſchönem Wetter, Du ſpielſt

leidenſchaftlich Domino und Morra, Du verplauderſt mit vielem Vergnügen täglich einige Stunden auf Kaffechäuſern und in Oſterien. Alles das nun ſollſt Du künftighin umſonſt und ſo lange es Dir behagt thun können, wenn Du mir dafür eine Gegenleiſtung verſprechen willſt."

„Zum Beiſpiel?"

„Genau auf die Geſpräche der Fremden zu hören, wenn ſie mit dem Leſen auswärtiger Zeitungen beſchäftigt ſind."

„Diavolo, die Fremden ſprechen dann nur nicht Italieniſch, Ew. Excellenz!"

„Es thut nichts — den Sinn erräthſt Du doch aus ihren Gebehrden — ihren Blicken. — Sie pflegen ſich ja unſere Zeichenſprache in kurzer Zeit anzugewöhnen. — Und überdies verſtehſt Du Franzöſiſch, eine Sprache, deren ſich die Fremden verſchiedener Nationen ſehr häufig bedienen. Den Inhalt dieſer Geſpräche im Allgemeinen haſt Du mir jeden Morgen mitzutheilen."

„Wird das nicht langweilig ſein, Excellenz?"

„Im Gegentheil, es wird Dich binnen wenigen Tagen sehr unterhalten, Du wirst dabei nicht nur die Sprache besser lernen, sondern auch mannichfache Kenntnisse einsammeln, von denen Du jetzt kaum eine Ahnung hast. So dienst Du mir, nützest der Kirche und bildest Dich zu einem Manne aus, dem es nie mehr im Leben an Glück, Ehre und — Liebe fehlen kann. Also Muth, Tommaso!"

„Weil Sie es wünschen, Excellenz, und weil ich außerdem ein verlorener Mensch wäre, will ich's versuchen."

„Ich bin befugt, Dir für diesen guten Vorsatz im Namen des heiligen Vaters sechzig Tage Ablaß zu ertheilen. Gehe in Frieden und unterdrücke alle Rachegedanken gegen Lodovico und Teresella!"

Tommaso gelobte dies durch wiederholten Handschlag und verließ in ungewöhnlich ernsthafter und friedlicher Stimmung das Vorzimmer Ghiberti's, dessen sonderbare Aufträge ihm viel zu denken gaben. —

In seine stille, von allem Weltgeräusch abgeschlossene Wohnung wieder zurückgekehrt,

ſuchte der Secretär den von Tommaſo erhaltenen Brief wieder vor. Derſelbe rührte von Baron Stanislas Sembronowski her und war an den Maler gerichtet, der ihn auch empfangen hatte. Wahrſcheinlich war er dem fröhlichen Künſtler bei ſeinen Luſtwandelungen durch die Villa am Arm der ſchönen Tereſella entfallen, wo ihn der immer um das Paar herumſchleichende Tommaſo leicht hatte finden können.

Der Inhalt dieſes Briefes konnte Bedenken erregen, denn Baron Stanislas meldete ſeinem Vetter Lodovico aus Paris, wo er ſich gegenwärtig herumtrieb, er habe in Erfahrung gebracht, daß ſeine Gönner in Rom nichts Gutes mit ihm vorhätten und daß er deshalb auf ſeiner Huth ſein und nicht jedem freundlichen Geſicht trauen möchte! Beigefügt waren noch eine Menge Beiſpiele von Verführungen unerfahrener junger Leute, die auf ähnliche Weiſe geködert worden und ſpäter in's Elend gerathen ſein ſollten. Unverholen deutete er auf die Jeſuiten hin, wobei er mit klaren Worten ausſprach, daß auch ihm von dieſem Geſindel ſehr annehmbare Vorſchläge gemacht worden wären,

daß er aber lieber darben, als jener abscheulichen Brüderschaft in die Hände fallen wolle. Endlich theilte er dem Maler in zerknirschten Ausdrücken mit, wie er sich, geblendet von glänzenden Anerbietungen und um schnell wieder frei zu werden, in Rom habe verleiten lassen, Briefe zu schreiben, an denen kein wahres Wort sei, und die jedenfalls zu irgend einem schlechten Streich gegen ihren gemeinsamen reichen Verwandten, den Grafen Michael, benutzt werden sollten. Sein Gewissen lasse ihm nicht länger Ruhe, weshalb er dem Vetter seine schlechte leichtsinnige Handlung gestehe, damit er sich erkundigen und im Fall der Noth dem Grafen beispringen möge. Ein so großer Freundschaftsdienst würde ihm gewiß die Zuneigung des grämlichen Mannes, so wie dessen reiche Unterstützung erwerben.

Für Ghiberti mußte die Ueberlieferung dieses Briefes von unschätzbarem Werth sein. Zu seiner Freude konnte ihn der Maler höchstens einen Tag lang besessen haben, wie aus Datum und Poststempel hervorging, und so durfte er hoffen, den möglicherweise in der

Seele des argloſen Deutſchen aufkeimenden Verdacht noch zeitig genug zu erſticken. Hätte er nur auch errathen können, wer den leichtfertigen Weltmann Stanislas auf ſo richtigen Weg geleitet und der ſo nahen Verwirklichung ſeiner wichtigſten Pläne entgegengearbeitet haben mochte. All ſein Denken und Forſchen führte ihn hier auf keine Spur, die er mit einiger Wahrſcheinlichkeit auf Erfolg hätte verfolgen können.

Lodovico mußte vor Allem gewarnt und beruhigt werden, und Ghiberti's Geiſtesgewandtheit fiel es nicht ſchwer, eine Geſchichte zu erfinden, die dem Maler glaubwürdig erſcheinen mußte. Ohnehin durfte er vermuthen, daß Stanislas' Worte keinen bedeutenden Eindruck auf den Maler machen würden, da er den Baron während ſeines Aufenthaltes in Rom als einen geſinnungsloſen, aufſchneideriſchen Menſchen kennen gelernt hatte.

Ghiberti beſuchte gleich am Tage nach Empfang des Briefes ſeinen Schützling. Dieſer lebte ein ſchönes heiteres Künſtlerdaſein auf der Villa, deren Räume ihm durch Vermit-

telung Cammuccini's eingeräumt worden waren. Mit Fleiß und Talent arbeitete Lodovico an Wiederherſtellung der Porträts, die ihm meiſterlich gelang. Täglich beſuchte ihn hier Tereſella, unterhielt ihn mit ihrem fröhlichen Geplauder, liebkoſ'te ihn und wußte von ihrer Einrichtung Wunderdinge zu erzählen; denn die beiden jungen Leute waren überein gekommen, nach beendigter Reſtauration der Bilder ſich prieſterlich einſegnen zu laſſen.

Lodovico empfing den vornehmen Gaſt, der ſo gut deutſch ſprach und die altdeutſchen Maler ſo trefflich zu würdigen verſtand, mit einer gewiſſen herzlichen Ehrfurcht, die ſeinem ganzen Weſen etwas Kindliches verlieh.

Camuccini war, wie immer, der leutſeligſte Mann, der verſtändigſte Kunſtfreund, der milde nachſichtige Beurtheiler menſchlicher Eigenheiten und Schwächen. Er traf Tereſella bei dem Maler. Die ſchöne Tochter Rom's kniete neben der Staffelei und ſetzte nach Lodovico's Angabe mit der liebenswürdigſten Zierlichkeit Farben auf eine gereinigte Palette. Sie wollte aufſpringen, als ſie den vornehmen

Mann eintreten ſah, deſſen wahren Charakter ſie eben ſo wenig als ihr Geliebter kannte. Camuccini winkte aber ſo freundlich, ſie ſollte ſich nicht ſtören laſſen, daß die Schöne lieblich erröthend in ihrer Beſchäftigung fortfuhr.

„Ein Künſtlerpaar, wie es ſein ſoll,“ ſagte Camuccini lächelnd, indem er hinter Lodovico's Stuhl etwas zur Seite ſtehen blieb. „Die Grazien ſelbſt, wenn ſie noch lebten, müßten über ſo ſchöne geiſtige Einigkeit zweier feurig liebender Seelen ſich freuen. — Du ſiehſt heut doppelt ſchön aus, Tereſella — wahrſcheinlich eine Folge des geſtrigen luſtigen Nachmittags.“

Das Mädchen erröthete noch mehr und wagte kaum aus ihren großen Gluthaugen einen verſtohlenen Blick auf ihren Geliebten zu werfen.

„Monſignore ſcheinen allwiſſend zu ſein,“ antwortete ſtatt Tereſella der Maler. „Wir haben uns wirklich einen vergnügten Nachmittag in Villa Pamfili gemacht. Die Luft war ſo würzig, die Blumen ſo lockend, der Himmel ſo göttlich blau! Waren Monſignore auch in der Villa?“

„Ich ging blos vorüber. Das fröhliche Leben veranlaßte mich einen Blick unter die Laubgänge zu werfen und da fiel mir die graziöse Figur dieser kleinen schalkhaften Zauberin sogleich in die Augen. Ich wollte Euch nur nicht stören, sonst würde ich Euch angeredet und mich einige Zeit unter die fröhlichen Gruppen gemischt haben."

„Ach hätten es doch Monsignore gethan!" seufzte Teresella, mit ihren schmalen bräunlichen Fingern ein Häufchen des brennendsten Roth aus der Farbenblase auf die Palette drückend. „Sie hätten uns damit vielleicht großes Unglück ersparen können."

„Euch Unglück ersparen?" wiederholte Camuccini. „Nun das muß ich gestehen, wenn Ihr noch von Unglück sprecht, so möchte ich wirklich einmal die Gesichter zweier Glücklichen sehen. Im Himmel können die keine Aufnahme finden, weil bei so überschwenglichem Ausdruck größten Herzensjubels alle Engel melancholisch werden müßten! — Kinder, Kinder, seid nicht undankbar!"

„Und dennoch hat Tereſella Recht, Monſignore,“ ſagte Lodovico ebenfalls ſeufzend und mit einiger Heftigkeit einen neuen Ton miſchend. Seine Geſichtszüge drückten Verlegenheit, Furcht und auch Entrüſtung aus.

„Nun was hat es denn gegeben, meine Lieben, wenn es einem aufrichtigen Freunde erlaubt iſt, zu fragen? Haben Sie Streit gehabt, Lodovico?“

„Nicht im Geringſten.“

„Oder habt Ihr Euch beim Tanzen die Füße verſprungen?“

„Ich will es Ihnen nur kurz ſagen, Monſignore,“ fiel Tereſella lebhaft ein. „Lodovico hat einen Brief, einen recht ſchuftigen Brief verloren, der ihm viel Verdruß machen kann, wenn er in eines Feindes oder nur ſchadenfrohen Menſchen Hand geräth.“

„Mit Briefen ſoll man ſtets vorſichtig umgehen. Es ſind gefährliche Begleiter auf luſtigen Spaziergängen. Gewiß ein Brief aus Deutſchland?“

„Ach, Monſignore,“ erwiederte Lodovico, Palette und Malerſtock aus der Hand legend

und verlegen bald auf ſeinen mit Farben befleckſten Kittel, bald auf das Porträt ſehend, „ich befinde mich wirklich in einer recht bedauernswerthen Lage, da der Verluſt jenes Briefes weniger mich, als — —“

„Nun als?“

„Als Monſignore,“ fiel Tereſella ein, „auf die ſchändlichſte Weiſe verleumdet! Erfahren müſſen Sie es einmal, mag kommen, was will, und da ſoll es denn ohne langes Stottern und Bedenken heraus!“

„Mich? — Ein Brief an Signor Lodovico ſoll mich verleumden?“ ſagte Camuccini ungläubig. „Das wäre ja faſt, als wollte der Bauer den Sonnenſchein ſchmähen, in deſſen wärmendem Licht ſeine Saaten reifen.“

„Freilich iſt es ſo, Monſignore,“ erwiederte Lodovico, „und dennoch hat man dieſen Frevel gewagt! Dennoch hat man ſich erfrecht, mich vor Ihnen zu warnen und Ihnen die ſchlimmſten Dinge Schuld zu geben!“

„Ach das iſt ſpaßhaft, mein Freund,“ ſagte Camuccini ſehr heiter. „Bitte, erzählen Sie mir doch die Sache genau, denn nun ich

perſönlich dabei betheiligt bin, muß ich mich wider Willen zum Mitwiſſer dieſes ſchrecklichen Geheimniſſes aufdringen."

„Nun ſo hören Sie denn, Monſignore! — Am Sonnabend, alſo vorgeſtern, erhalte ich einen Brief aus Paris, die Adreſſe war richtig, die Handſchrift kannte ich nicht. Nur fiel es mir auf, daß ich auf dem Siegel mein Familienwappen bemerkte. Ich öffnete alſo den Brief, ſah zuerſt auf die Unterſchrift, und finde da den Namen „Stanislas Sembronowski." Sie erinnern ſich gewiß noch dieſes Mannes, mit dem Sie eines Tages hier zuſammentrafen."

„Dunkel, nur dunkel. — Aber fahren Sie fort."

„Denken Sie ſich mein Erſtaunen, meine Entrüſtung, als ich leſe, daß dieſer lockere, verſchwenderiſche und läſterliche Menſch, der ſich leider meinen Verwandten nennen darf, mich vor Ihnen warnt und Sie als ein Werkzeug der Jeſuiten bezeichnet, das zu Gott weiß welchen Zwecken mir Unterſtützung verſchafft hätte, um mich ſpäter elend zu machen! Wahrſcheinlich um ſeiner abſcheulichen Anklage mehr

Gewicht zu geben, beſchuldigt er ſich ſelbſt eines entſetzlichen Verbrechens — der Verfertigung falſcher Briefe im Auftrage der Jeſuiten, gerichtet — denken Sie ſolchen Wahnſinn — gerichtet an meinen pietiſtiſchen Oheim, um dieſem ſein Vermögen abzuſchwatzen!"

„Und das ſchreibt Ihnen Baron Sembronowski ſo glatt und blank, ohne es weiter zu begründen?"

„Mit bloßen Lamentationen über ſeine Leichtgläubigkeit."

„Und mich bezeichnet er namentlich als bei dieſer Betrügerei betheiligt?"

„Ganz unumwunden."

„Der Menſch muß nicht bei vollem Verſtande ſein! — Aber ſolcher Wahnſinn kann gefährlicher werden. — Was gedenken Sie zu thun?"

„Ich? — Mein Gott, was kann ich thun! — Mich abſchließen von den Menſchen, um nicht mehr von der Schlechtigkeit dieſer Welt berührt und verletzt zu werden."

„Und dieſen Brief haben Sie verloren?"

„Auf dem Wege zur Villa oder in der Villa ſelbſt. Unſer Suchen iſt fruchtlos ge-

blieben. Man muß ihn gefunden haben oder der Wind hat ihn verweht. Leider ging nur gestern kein Wind!"

„Könnte man für gewiß annehmen," sagte Cammuccini, „daß jener Brief von den vielen Menschen zertreten, mithin vernichtet worden sei, so dürfte man die Sache auf sich beruhen lassen, da aber dies nicht anzunehmen ist, muß durchaus etwas geschehen. Das sind Sie Ihrer Ehre, das bin ich meiner Redlichkeit, meinem unbefleckten Rufe schuldig. Oder halten Sie mich für einen Heuchler und solcher Schandthaten fähig, wie sie Ihr unwürdiger Namensvetter mir andichtet?"

„Wie können Monsignore von mir so etwas denken! — Vom ersten Augenblicke an, wo ich das Glück hatte, mit Ihnen bekannt zu werden durch Vermittelung meines gutmüthigen Landsmannes, von jenem Augenblicke an war ich Ihnen mit Herz und Seele, mit Gut und Blut ergeben, und das soll, mein' ich, so bleiben, bis meine Hand mit dem Herzen zugleich erkaltet! — Darüber brauchen wir weiter kein Wort zu verlieren."

„Es war auch Lodovico's feſter Wille,“ ſetzte Tereſella hinzu, „Monſignore dieſes verläumderiſche Schreiben auszuantworten, und es betrübte uns Beide tief, daß ein unglücklicher Zufall uns hinderte, dieſen guten Vorſatz zur That werden zu laſſen.“

„Betrübt Euch nicht weiter, liebe Kinder,“ ſprach Camuccini, „ich ſehe, daß Ihr ehrlich handeln wolltet und es kann mir nicht einfallen, Euch zu zürnen, weil ein böſer Zufall Euch daran verhinderte. Indeß muß durchaus etwas geſchehen. Denn es liegt dieſem Briefe ohne Zweifel eine verſteckte feindliche Abſicht zu Grunde. Baron Sembronowski, deſſen Geſtalt mir immer lebhafter vor die Seele tritt, mag von eigennützigen Rathgebern zur Abfaſſung dieſes Briefes veranlaßt worden ſein in der Hoffnung, irgend etwas damit zu erlangen. Mir ſcheint, als habe er eine nie wieder zu ſühnende Feindſchaft zwiſchen Ihnen und Ihrem Oheim herbeiführen und Sie deshalb veranlaſſen wollen, durch trotziges Ausſprechen eines Verdachtes den Ihnen feindlich geſinnten Mann noch mehr gegen Sie aufzubringen.

Was nun auch immer der Zweck des Schreibens geweſen ſein mag, wir müſſen ihm begegnen. Es fragt ſich, ob Sie mir freie Hand laſſen wollen?"

„Mit größtem Dank, Monſignore, würde ich ein ſolches Anerbieten annehmen," verſetzte Lodovico. „Ich bin ſehr wenig geübt in Behandlung weltlicher Angelegenheiten, zumal ſolcher, die ich nicht klar durchſchauen kann. Und außerdem ſtört mich Alles von Außen unangenehm auf mich einwirkende in Ausübung meiner Kunſt, verdüſtert meine Gedanken und raubt mir den klaren Blick, der zu künſtleriſcher Auffaſſung und Geſtaltung ſo unerläßlich iſt."

„Mit Ihrer Genehmigung, lieber Lodovico, würde ich dann einem meiner vertrauten Freunde in Paris Auftrag geben, ſich nach dem Lebenswandel Ihres Herrn Vetters zu erkundigen, ſeinen Umgang zu beobachten, über ſeine politiſchen Verbindungen ſich möglichſt genaue Kenntniß zu verſchaffen. Lautete die Antwort ſo, daß man fernere Umtriebe des gefährlichen Mannes beſorgen müßte, ſo

würde es Ihrer eigenen ruhigen Existenz wegen räthlich sein, den Baron überwachen und nach Befinden auch verhaften zu lassen."

„Mir scheint," erwiederte Lodovico, „der gute Vetter, mit dem mich der Zufall hier zusammenführte, indem er im Cafe del Greco meinen Namen hörte und sich mir als einen Baron gleiches Namens vorstellte, mag in seinem sorglos lustigen Leben mit dem geistigen Capital nicht ökonomischer umgegangen sein, wie mit dem ererbten väterlichen Vermögen. Wenigstens hat er mir eine lange Geschichte erzählt von feindlichen Umtrieben und Verwaltung seiner großen Mittel durch den Grafen Michael; — von der Aussicht, die er habe, wieder eigenmächtig darüber verfügen zu können, und was dergleichen Redensarten mehr waren. Läugnen läßt sich nicht, daß er sehr bedeutende Summen bei seiner Abreise aus Rom besaß. Vielleicht hatte er wirklich dem Oheim Geld abgelockt, vielleicht auch dessen Credit benutzt, und auf seinen Namen gezogen. Jetzt mag er mit den erhaltenen Geldern fertig ein und durch irgend ein keck ersonnenes

Manöver neue Subsistenzmittel sich verschaffen wollen."

„Irgend eine Veranlassung ähnlicher Art mag zu Abfassung des verleumderischen Briefes ihm die Feder in die Hand gegeben haben," sagte Cammuccini. „Lassen Sie uns deshalb handeln, damit er die Thorheit nicht weiter treibt und einen unerfreulichen Scherz in verhängnißvollen Ernst verwandelt. Noch ist nichts verloren. Selbst in dem schlimmsten Falle, daß ein Mensch, der Lesen und schlechten Gebrauch von dem Gelesenen machen kann, den Brief gefunden hätte, wäre gegenwärtig noch nichts versäumt. Bis zu Ihrem Oheim im Gebirge — nicht wahr, dorthin hat er sich auf irgend ein altes Castell zurückgezogen? — kann in so kurzer Zeit Niemand gelangen, und Sie selbst haben gewiß auch nicht Lust, dem grämlichen Manne die verlangten mißlichen Entdeckungen zu machen."

„Gott soll mich bewahren!" rief der Maler mit leisem Entsetzen aus. „Ich will froh sein, wenn ich den frommen Wütherich nie mehr von Angesicht zu Angesicht sehe!"

„Sie legen also Ihr Schicksal, so wie das Ihres saubern Vetters in meine verrätherischen Hände?“ fragte Camuccini mit feinem Lächeln.

„Ohne allen Vorbehalt, Monsignore,“ erwiederte Lodovico lustig. „Der närrische Kauz in Paris wird vielleicht dadurch klüger, und ich werde mich jedenfalls heiterer dabei befinden. Nur — versteht sich —“ setzte er mit komischem Ernst hinzu, „bedinge ich mir aus, daß es dem Baron nicht an Hals und Kragen geht!“

„Mein Ehrenwort darauf, daß er so sicher und ungestört leben soll, wie Sie und ich! — Haben Sie Dank für Ihre Aufrichtigkeit.“

Camuccini küßte den Maler beim Abschiede nach römischer Sitte, und die beiden Liebenden überließen sich vor Freude über die glückliche Wendung dieser für sie so höchst ärgerlichen Angelegenheit der lautesten Ausgelassenheit.

Ghiberti aber arbeitete an diesem Tage bis gegen Mitternacht und schickte noch vor Tagesanbruch drei Couriere ab, von denen Einer nach Paris, der Zweite nach Polen und der

Dritte nach Subiáco ging. Dieſer Letzte hatte den ſtrengſten Befehl, den von Petrella herunterkommenden Boten in dieſer Gebirgsſtadt zu erwarten, ſeine Depeſchen in Empfang zu nehmen und ihm dafür die neu erhaltenen auszuliefern.

Antwort auf dieſe letzten ſehr ausführlichen Befehle trafen Ende März, wenige Tage nach Tommaſo's wunderlicher Anwerbung in Rom ein. Der zuverläſſige Hubert überbrachte ſie ſelbſt. Ihr Inhalt verklärte das Geſicht Ghiberti's und ließ im Hochgefühl der Freude ſeinen Lippen die Worte entſchlüpfen:

„Der Sieg iſt unſer. — Binnen einem Monat liegt das Schickſal der Welt und ihre Neugeſtaltung in unſern Händen!“

Achtes Kapitel.

Nicol Bogecz.

Die höchsten Gipfel der Apenninen und die steilen, in zahllose Klüfte zerspaltenen Felsenwände der Abruzzen waren noch mit tiefem Schnee bedeckt, der unter den feurigen Küssen der Morgen- und Abendsonne purpurn erglühte und, wenn schon alle Thäler von den Schatten der Nacht erfüllt wurden, noch lange im dunkeln Blau des Aethers leuchtete.

Diesem wunderbaren, immer von Neuem berauschenden Alpenglühen sahen Victorie und Nicol von einem schmalen Söller des Schlosses, wie solche vor den meisten Fenstern angebracht waren, freudig bewegt allabendlich zu. Niemand störte sie um diese Stunde in ihren Unterhaltungen, und sie hatten sich so viel zu

ſagen! Denn der lange Aufenthalt des jungen liebenswürdigen Polen, der alle Vergnügungen der Welt freiwillig aufgegeben hatte, um einem ſchwer gebeugten Greiſe die Ruhe des Herzens wieder zu verſchaffen, mußte auf das junge Mädchen, die nun ſchon ſeit Jahren ganz allein mit dem geiſtig Kranken gelebt hatte, einen tiefen Eindruck machen. Anfangs begegnete die ſchöne Gräfin ihrem Landsmanne mit großer Zurückhaltung, aber ſtets mit Achtung, und ſo wenig ſie auch in den erſten Wochen mit ihm ſprach, ein warmes inniges Gefühl tiefer Dankbarkeit konnte ſie in ihren Worten nicht verwiſchen.

Als ſie ſpäter bemerkte, wie der traurige Zuſtand ihres leidenden Vaters von Tag zu Tag ſich beſſerte, wie er wieder Theil nahm an allgemeinen Geſprächen und ſeine ſchroffen religiöſen Anſichten milderen Platz machten, da überkam Victorie eine ſelige innere Freudigkeit, die glückverkündend aus ihrem Auge leuchtete und in dem Zauber ihrer Sprache wehte. Das furchtbare Weh, um ſo erſchütternder, als ſie es ſchweigend in ihr Herz

verſchloß, und die unnennbare Trauer, die früher ihre Sprache in ſchwarze Todtenſchleier hüllte, wich jetzt den ſüßeſten Jubeltönen und verkündigte das hohe Glück, das in dem reinen Herzen dieſes himmliſchen Weſens ſich eingeniſtet hatte.

Victorie war zu ſehr Naturkind, um ihre Gefühle dem Manne verbergen zu können, dem ſie dieſe ungeahnte Verwandelung zu verdanken hatte. Sie ſprach Nicol erſt nur mit Blicken, ſpäter mit kurzen, ſcheu ihren Lippen entfliehenden Worten aus, was ſie fühlte, und erſt als längerer Umgang ſie vertrauter mit ihm machte und ſein harmloſes Weſen, ſeine liebenswürdigen Aufmerkſamkeiten, ſein ſtetes Vorſorgen ſie ermuthigten, erſt dann ließ ſie ihr Herz von dankenden Worten überſtrömen.

Nicol wies dieſe Zeichen kindlicher Dankbarkeit als ihm nicht zukommend beſcheiden zurück, ſprach viel von den Pflichten der Nächſtenliebe und benahm ſich der jungen Gräfin gegenüber ſtets zart und artig. Daß er ihr huldige, konnte Victorie nicht lange verborgen bleiben, dieſe Huldigungen ihres Landsmannes waren

aber so ehrfurchtsvoll, so ganz im Sinn edelster Ritterlichkeit, daß sie sich nicht davon belästigt, eher erfreut, ja beglückt fühlte. Lange wagte sie nicht tiefer in ihr Herz zu blicken, weil sie eine Entdeckung fürchten mochte, vor der sie bang und süß erbebte, und als sie in Folge von Aeußerungen, die Nicol gegen sie ausgesprochen, sich doch dazu veranlaßt fand, konnte sie nicht umhin, sich unter glücklichem Seufzen zu gestehen, daß sie den Grafen, der sie und ihren Vater gerettet hatte, schwärmerisch liebe.

Bald nachdem sie sich in stiller Kammer dieses Geständniß abgelegt hatte, überraschte sie Nicol oder Graf Dolmo, wie ihr das schon einige Male begegnet war, vor dem Porträt der Beatrice. Früher pflegte sie sich unbemerkt zurückzuziehen und den in tiefe Betrachtungen Versunkenen nur von Ferne unter Herzklopfen zu belauschen. Diesmal aber siegten Uebermuth und Schelmerei über die jungfräuliche Zaghaftigkeit ihres Herzens, und auf den Zehen sich hinter den jungen Priester schleichend, klopfte sie ihn unvermuthet sanft auf die Schul-

ter. Nicol kehrte sich überrascht um und sah in das von heiliger Glückesahnung verklärt geröthete Gesicht der Gräfin.

„Man muß Sie wirklich warnen, armer Mann," sagte sie mit drohend erhobenem Finger, „sonst haben Sie noch das entsetzliche Unglück, daß Sie sich sterblich in ein Bild verlieben, vor dem Sie fliehen sollten, wie vor einem Gespenst!"

Die Gewißheit eines hohen seltenen Glückes, die einsame Stunde, die eigene Schwäche, die längst seinen Willen gebrochen, machten Nicol kühn. Er umfing die schlanke Gestalt, zog sie ungestüm an sich und schloß ohne zu sprechen ihren rosigen Mund mit versengenden Küssen. Ein unbewachter, seliger Augenblick entriß Beiden das Geständniß ihrer Liebe und ohne an die Folgen so raschen Handelns zu denken, gelobten sich die Glücklichen unter den beiden verhängnißvollen Porträts ewige Liebe und Treue! —

Ob den geweihten Priester sein übereiltes Handeln später bei ruhiger Ueberlegung reute, wissen wir nicht. Sein Betragen gegen Vic-

torie, die ihm verlobte, mit dem ganzen Zauber ihres Liebreizes ſich hingebende Braut zeugte vom Gegentheil. Doch wäre es denkbar, daß die Wichtigkeit ſeiner Sendung und kluge Berechnung ſeiner Lage ihm zu fortgeſetzten Liebesverſicherungen veranlaßte, mit denen er um ſo weniger kargte, als ſie ihm von Herzen gingen und ihm das Heucheln einer Ruhe und Leidenſchaftsloſigkeit erſparten, die er Victorie gegenüber nicht beſaß.

Graf Michael war ſcharfblickend genug, um an der Umwandlung ſeiner Tochter das immer vollere Erblühen ihrer Liebe zu dem Gaſte zu bemerken. Es lag aber gar nicht in ſeinen Plänen, die Verbindung ſeines einzigen geliebten Kindes mit einem Sprößlinge der begüterten Familie Dolmo zu verhindern, und ſo ließ er den jungen Leuten freien Spielraum, um die entſtehende Neigung zur alles verzehrenden Flamme anzufachen.

Inzwiſchen war es Nicol durch conſequente Verfolgung ſeines von Anfang an entworfenen Planes gelungen, den pietiſtiſch geſinnten Grafen, deſſen krankhafte religiöſe Richtung, wie

wir wiſſen, blos Folge eines ſtürmiſch anklopfenden und auf andere Weiſe nicht zu beruhigenden Gewiſſens war, ſeiner Lebens- und Denkweiſe zu entwöhnen. Michael betete nur noch, wenn das Licht des jungen Tages ſein Auge erſchloß, wenn er zur Tafel kam und wenn er am Schluß des Tages abrechnete mit ſich ſelbſt. Der hypochondriſche, von tauſend Qualen jahrelang gepeinigte Greis war im edelſten Sinne des Wortes ein wahrhaft frommer, gottergebener, ſogar für ſeine aufreibenden Leiden dem Höchſten dankbar ergebener Chriſt geworden. Nie hatte der Jeſuitismus eine beſſere That vollbracht. Er würde dafür die Anerkennung aller Guten verdient haben, wäre es nicht aus eigennützigen weltlichen Beweggründen geſchehen und hätte nicht tief verborgen im finſtern Hintergrunde die abſcheulichſte Verrätherei, ja das ſchwärzeſte Verbrechen gelauert! —

Ruhiger, beſcheidener Widerſpruch, der zum Feſthalten an dem einmal Gewonnenen auffordert, ſpäter aber doch zum Nachdenken veranlaßt, hatte Michaels Ueberzeugungen, die

mehr bloße Nothwehren gegen den immer mit neuer Blutgier in ſeinem Innern wühlenden Feind waren, nach und nach erſchüttert. Der Zweifel brach der Forſchung Bahn, und die Forſchungen des Greiſes, der bereits Vertrauen zu ſeinem jugendlichen Freunde gefaßt hatte, wußte dieſer ſo geſchickt zu leiten, daß ihn nothwendig der Katholicismus in einem hehren verklärenden Lichte erſcheinen mußte. Als er den Greis auf dem Puncte angelangt ſah, von dem aus ihm die früher verhaßte Kirche mit ihren myſtiſchen Reizen, ihrem majeſtätiſchen Pomp, ihrem bewundernswürdig zuſammengefügten hohenprieſterlichen Bau anzog, ließ er die ſcharfen Pfeile ſeines Spottes gegen dieſelbe ſpielen und reizte dadurch den leicht verwundbaren und für Widerſpruch ſehr empfindlichen Grafen zur Oppoſition. Und ſo drängte der ſchlaue Jeſuit den reichen Polen Schritt für Schritt der Kirchenſchwelle entgegen, nach der er abwehrend ſchon längſt ſeine Hände ausſtreckte, der er in kürzeſter Friſt mit voller Ueberzeugung angehören mußte, wenn nicht ein Wunder ihn rettete.

Nicol jubelte im Stillen über dieſen Sieg, der ihm eine wichtige Stellung im Orden ſichern mußte. Faſt wöchentlich ſchrieb er einen ausführlichen Bericht über den Fortgang ſeiner Beſtrebungen an Ghiberti und erſah aus deſſen Erwiederungen, daß die Geſellſchaft ſehr zufrieden mit ihm ſei.

Als weltkluger Mann vergaß er über ſeiner Proſelytenmacherei keineswegs die pecuniäre Frage reiflich zu überlegen und ſtets im Auge zu behalten. In einer Reihe von Unterhaltungen mit dem Grafen hatte er ſich die genaueſte Kenntniß über deſſen Vermögensverhältniſſe erworben, und dieſe waren der Art, daß mancher Souverän den Polen darum würde beneidet haben.

Graf Michael wünſchte, um jedem Streit in der Familie nach ſeinem Tode vorzubeugen, ein Teſtament zu machen und berieth ſich über deſſen Abfaſſung häufig mit Nicol. Dieſer lenkte ihn ganz nach ſeinem Willen und ſo kam denn Ende März ein Teſtament zu Stande, das unter Nicol's Einfluß ſo abgefaßt wurde, daß dieſer ſelbſt der feſten Ueberzeugung lebte,

wenigſtens die Hälfte des Vermögens müſſe nach dem Tode des Grafen der Geſellſchaft Jeſu von Rechtswegen anheim fallen.

In lebhaftem Dankgefühl hatte Graf Michael aus freiem Willen ſeinem Retter, dem Grafen Dolmo, ein bedeutendes Legat ausgeſetzt und außerdem in einem beſondern Codicill noch ausdrücklich verordnet, daß derjenigen Kirche, in deren Schooße er ſeinen unſterblichen Geiſt dem Höchſten zurückgeben würde, der vierte Theil all ſeiner beweglichen wie unbeweglichen Beſitzthümer zum Zeichen ſeines Dankes gegen die Tröſtungen, welche ihm die Religion gewährt habe, anheimfallen ſolle!

Nicol zweifelte keinen Augenblick, daß der gebrechliche Greis in kurzer Friſt ſelbſt den Wunſch gegen ihn äußern werde, in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche ſich aufnehmen zu laſſen und auf dieſe Hoffnung hin hatte er erſt jüngſt gegen Ghiberti die Bemerkung fallen laſſen, daß es Gott wahrſcheinlich belieben würde, den Grafen nach erfolgtem Uebertritt ſehr bald zu ſeinen Vätern verſammeln zu wollen! —

Gleicherweise hatte Michael Sembronowski die Aufhebung der Curatel seines Vetters eingeleitet und die betreffenden Papiere durch Nicol, der sein stehender Secretär geworden war, fortschicken lassen. Da ihm der Graf unbegrenztes Vertrauen schenkte, so konnte der schlaue Jesuit mit den erhaltenen Actenstücken nach Belieben verfahren. Ab gingen sie allerdings, aber immer nur, um im Profeßhause der Jesuiten zu Rom eröffnet zu werden.

Nach so großen Fortschritten hielt Nicol seine Sendung für beendigt. Er bereitete sich im Stillen schon auf seine Abreise vor, die er indeß nicht eher antreten wollte, als bis der Graf den Wunsch aussprechen würde, sein Versteck zu verlassen und Rom wieder zu sehen. Diesen Augenblick hielt er für nahe bevorstehend. Nur eine Art Scheu schien den Greis an unverhohlenem Ausspruch seines innigsten Wunsches noch zu verhindern.

Victorie freute sich der geistigen Wiedergenesung ihres Vaters um so mehr, als der Geliebte dieselbe veranlaßt und zu Stande gebracht hatte. In ihrem reinen Dankgefühl

überſah ſie die Ueberzeugungsänderung, die mit dem Greiſe vorgegangen war, ſo wie ſie ihre eigene veränderte Glaubensrichtung nicht bemerkte, da es ihr ganz natürlich ſchien, daß ein liebendes Mädchen eben ſo denken müſſe, wie der Mann, zu deſſen geiſtiger Erhabenheit ſie in ſeliger Bewunderung aufſchaute. Ohne es zu wollen noch zu ahnen war Victorie im Herzen katholiſch geworden. Es fehlte nur noch eine offene Ablegung ihres Glaubensbekenntniſſes vor aller Welt.

So ſehr nun auch Nicol über dieſe großen Erfolge triumphirte, ſo bangte ihm doch zuweilen, wenn er an ſein immer offener ſich kund gebendes Verhältniß zur ſchönen Gräfin dachte. Die Liebe des reizenden Mädchens ſchmeichelte zwar ſeiner Eitelkeit, aber ſie hemmte ihn auch nicht ſelten in der Freiheit ſeines Wirkens. Am meiſten ſtörte es ihn, daß Victorie vor den Augen ihres Vaters kein Hehl aus ihrer ſchwärmeriſch feurigen Neigung machte, und obſchon der Graf nie ein Wort darüber geäußert hatte, mußte er doch annehmen, daß er die Wahl ſeiner Tochter billige und längſt von

derſelben in Kenntniß geſetzt worden ſei. Nicol ſelbſt war ſich bewußt, ſich dem Greiſe gegenüber nie vergeſſen zu haben, und dies ſtolze Bewußtſein allein gab ihm Muth, ſeine ferneren Pläne conſequent zu verfolgen.

Mit Victorie allein war Nicol zärtlich, hingebend, der glücklichſte Liebende, und er hatte ſich von Seiten der Gräfin über Sprödigkeit nicht zu beklagen. Wohl merkte er häufig an ihren Andeutungen, daß ſie eine beſtimmte Erklärung von ihm ſehnlichſt wünſche, daß ſie erwarte, er werde bei ihrem Vater förmlich um ihre Hand werben, und es ſchien ihm als läge ihr ungemein viel an Beſchleunigung dieſer verhängnißvollen, für ſie beſeligenden Stunde. Dies liebevolle zärtliche Drängen, dies Schmeicheln des in den farbigſten Träumen einer glücklichen Zukunft ſchwelgenden Mädchens beunruhigte den falſchen Grafen. Sein Zweck ging dahin, die Geliebte ſo lange durch Liebkoſungen zu beruhigen, bis der Uebertritt des Grafen erfolgt ſei. Dann wollte er plötzlich und ſpurlos verſchwinden. Victories Schickſal konnte ihn wenig kümmern,

da er zur größern Ehre Gottes auf Befehl seiner Vorgesetzten ein paar Seelen gerettet und dem Orden ansehnliche Mittel zu weiterer Ausbreitung seiner weltbeglückenden Zwecke erobert hatte.

In fruchtlosem Harren auf die Erklärung des Grafen vergingen aber viele Tage, ohne daß Dolmo seine Saat in Blüthe treten sah. Selbst durfte er den Entschluß des Greises nicht zeitigen, ohne sich zu verrathen, er mußte also immer ruhig zuwarten. Seine Lage war peinlich, sie drohte sogar gefährlich zu werden, da Victorie ihre Liebesverblendung so weit trieb, in Gegenwart ihres Vaters auf die Möglichkeit einer für sie nahen Verbindung anzuspielen. Michael hatte gelächelt und seinem Gaste einen sehr bezeichnenden Blick zugeworfen.

Drei oder vier Tage nach dieser Andeutung ließ der Graf Nicol zu sich rufen. Mit Herzklopfen betrat dieser das schwarz ausgeschlagene Zimmer des alten Polen, dessen Wände ihm wie die zusammenschlagenden Bretter eines Sarges erschienen. Eine Bangig-

keit, als stehe er vor seinem Richter, überfiel ihn.

„Graf," sagte Michael freundlich, „Morgen reisen wir nach Rom."

„Eine solche Veränderung der Luft wird Ihnen sehr wohl thun."

„Werden mich und Victorie begleiten. — Das arme Kind hängt recht sehr an Ihnen. — Bleiben in Rom."

„Wäre es nicht vielleicht besser, wenn ich Ihnen vorauseilte und für eine zweckmäßige Wohnung sorgte? — In den Gasthöfen wohnt man so unbequem."

„Thut nichts, Graf. — Mein Gewissen war lange Jahre viel unbequemer. — Will es beruhigen, Graf — für immer beruhigen! — Will katholisch werden."

„Sie wollten —?"

„Katholisch werden, verstehen Sie? — Ist eine gute Religion — habe mich davon überzeugt. — Ging früher auf Irrwegen, die mich nie ruhig machen konnten. — Seit ich mich entschlossen habe, meinen Glauben zu wechseln, bin ich ruhig, glücklich. — Verlange

deshalb nicht, daß auch Sie, der mir immer opponirte, denselben Schritt thun. — Will tolerant sein und Ihnen nebst Victorie überlassen, wie Ihr Euch mit Gott abfinden wollt. — Keinen Widerspruch mehr! — Theilen Sie Victorie meinen Entschluß mit und machen Sie sich reisefertig."

Eine Riesenlast sank mit diesem Auftrage von der Brust des Jesuiten. In fliegender Eile durchlief er die Zimmer nach der Wohnung der Gräfin. Sie war nicht da. Er schritt weiter und kam in den Empfangssaal. Da stand das herrliche Mädchen vor dem Porträt Beatricens und silberne Thränenperlen hingen in ihren langen schwarzen Wimpern.

„Sie weinen, Gräfin!" sagte Nicol befangen. „Wie mögen Thränen den glänzenden Spiegel dieser schönen Augen trüben!"

„O Dolmo!" rief sie schluchzend und warf sich leidenschaftlich in die Arme des Jesuiten, mit heißen Küssen seine Lippen bedeckend. „Warum bin ich so elend in meinem Glück!"

„Ich komme von Ihrem Vater, liebe Victorie," sagte Nicol, „und habe den Auftrag —"

„Hast Du endlich mit ihm gesprochen? — O Gott Lob, Gott Lob! — Nicht wahr, es freute ihn, er fühlte sich geehrt?"

„Ich weiß nicht, was Sie meinen — der Graf trug mir auf, Ihnen anzuzeigen, daß er Morgen dieses Schloß verlassen und mit Ihnen nach Rom zurückkehren wird."

„Desto besser, so — — aber Du begleitest mich doch? Du wirst doch nicht als Fremder, sondern als Glied unserer Familie mit uns reisen?"

„Weshalb? — Ihr Vater hat keine Aeußerung gethan, die mir dazu Berechtigung gibt."

„Aber Dolmo, Dolmo, Du hast sie längst!" rief Victorie. „Glaube mir, Du bist unser, Du gehörst unserm Hause an und — nicht wahr, lieber Dolmo, Du wirst auch mir durch das Band der Kirche für immer angehören?"

Sie umschlang ihn auf's Neue, schloß die Augen und küßte ihn mit verzehrender Gluth.

„Wozu ſolche Eile, Victorie!“ erwiederte Nicol kühl und bang. „Wir ſind Beide noch jung, wir können noch ein paar Jahre warten!“

„Warten! — — Ein paar Jahre!“ ſtöhnte die Gräfin und ihr ſo liebreizendes Antlitz nahm den Ausdruck des Entſetzens an. — Sie ſtarrte aus weit geöffneten thränenfeuchten Augen den bleichen Mann vor ſich an, dann ſtreckte ſie, wie eine um Erbarmen Flehende, die zarten Hände zitternd nach ihm aus, ſank in die Knie und rief:

„Dolmo — ich kann nicht warten! —“

Sie brach zuſammen und ſchlug mit dem Kopf unſanft auf das Marmormoſaik des Fußbodens.

Nicol zitterte, ſeine Bläſſe ward leichenfarben. Er warf einen giftig ſtechenden Blick auf das Porträt an der Wand, das ihn ſo verführeriſch anblickte, und auf die verzerrten Züge des alten Cenci, der aus ſataniſch-tückiſchen Augen auf ihn herabgrinſte. Dann beugte er ſich zu dem zuckenden Mädchen, hob ſie auf, küßte ihr die bleiche Dulderſtirn und ſagte ſanft und entſchloſſen:

„Sei ruhig, mein Kind! Ordne nach dem Willen Deines Vaters Alles zur Abreise und hoffe auf mich. — Wir sehen uns wieder.“

Mit ritterlicher Galanterie geleitete er das noch ganz bestürzte Mädchen in ihr Zimmer, eilte dann zurück in seine Wohnung und rief Hubert. Dieser kam.

„Sind unsere Maulthiere bereit?“ fragte Nicol.

„Zu jeder Minute, Herr Graf.“

„Sattle und zäume sie, packe Deinen Mantelsack und rüste Dich zur Abreise.“

„Geht es fort? Nun ich bin's zufrieden.“

„Sobald wie möglich, aber — ohne daß Jemand im Schlosse es ahnt! Hörst Du?“

„Ich begreife. Der Herr Graf wollen durchbrennen.“

„In einer halben Stunde müssen wir aus dem Gesichtskreise des Schlosses sein.“

„Wie Sie befehlen Herr Graf.“

Hubert ging, die erhaltenen Aufträge zu besorgen, Nicol packte in größter Eile seine Sachen, seine Papiere und Briefe zusammen, setzte sich dann an den Schreibtisch und schrieb

ein Billet an die Gräfin, das er sehr zierlich faltete und mit einer Oblate, auf der zwei Tauben sich schnäbelten, verschloß. — Hubert fand ihn unruhig im Zimmer auf und nieder gehend.

„Fertig?“ fragte er den Diener.

„Bereit wie immer.“

„Dann schnalle diesen Mantelsack mit dem Deinigen zusammen.“

Hubert befolgte auch diesen Befehl pünktlich und kehrte zurück.

„Jetzt wisse Folgendes! — Du reisest im Auftrage des Grafen Michael nach Rom und ich begleite Dich eine Strecke Weges. Damit die Gräfin nicht vergeblich bei Tafel auf mich wartet, melde ich ihr meinen Ausflug in diesem Billet.“

„Ich verstehe.“

„Dann komm, aber vorsichtig, daß die Dienerschaft nicht aufmerksam gemacht wird.“

Die beiden Verbündeten durchschritten ungesehen die langen Corridore und erreichten die Seitentreppe am Thurme. Hier lag die Wohnung Davids. Der alte Diener war

nicht zugegen. Nicol ſchien dies ſehr erwünſcht zu ſein. Er legte das an Victorie adreſſirte Billet auf den Tiſch, ſchlüpfte mit Hubert geräuſchlos, wie eine Schlange, die Treppe hinab, beſtieg ſein muthiges Maulthier und galoppirte unbehindert an der Seite ſeines Dieners durch das Schloßthor. — Niemand hatte die Abreiſenden bemerkt. —

Eine Viertelſtunde ſpäter fand David das Billet und überbrachte es arglos ſeiner Herrin. Er hatte ſchon öfters zwiſchen den beiden jungen Herrſchaften, die alle Diener für Verlobte hielten, die Brieftaube gemacht.

Victorie empfing das Billet mit freudigem Beben. — Zitternd brach ſie das zarte Siegel und überflog die wenigen Worte, die es enthielt. David hörte gleich darauf ein gräßliches Gelächter, dem ein heftiger Sturz folgte. — Er ſtutzte und eilte zurück nach dem Zimmer der Gräfin, deſſen Thür er behutſam öffnete.

Victorie lag am Boden. Ihre ſanften, engelſchönen Geſichtszüge waren furchtbar entſtellt. Die Augen ſtanden weit offen und ſtierten in entſetzlicher Gluth unbeweglich auf

einen Punct. Schaum entquoll ihrem ſchönen Munde — die zarten Hände waren geballt und die Rechte hielt zerknittert das Billet des Grafen Dolmo.

Aeußerſt beſtürzt über dieſen Anblick, rief David ſeine jugendliche Gebieterin wiederholt bei Namen. Victorie aber ſah und hörte nicht. Nur ein convulſiviſches Zucken erſchütterte in kurzen Pauſen ihre zarten Glieder.

Die Angſt ſeines Herzens trieb den treuen Diener in das Zimmer des alten Grafen, dem er in wenigen Worten die Schreckenskunde mittheilte.

Graf Michael folgte dem Diener mit großer Ruhe nach den Gemächern ſeiner Tochter.

„Ruft den Grafen Dolmo!“ befahl er während dieſes Ganges. „Der junge Mann iſt geſchickt und hat große Gewalt über das Gemüth meiner Tochter.“

Der Greis fand das unglückliche Kind noch in demſelben Zuſtande, in dem es David vor einer halben Minute verlaſſen hatte. Auf ſein Geheiß mußte ſich der Diener entfernen.

Michael Sembronowski kniete nun neben dem offenbar in einem heftigen Starrkrampf liegenden Kinde nieder, rief es mit den zärtlichſten Namen, legte das ſchöne, von Schmerz und Schreck noch immer entſtellte Haupt deſſelben in ſeinen Schooß und gewahrte endlich das zerknitterte Billet in der Hand Victoriens. Mit Mühe brach er die ſtarren Finger auf und bemächtigte ſich des Papiers. — Kaum hatte der Greis die wenigen Zeilen geleſen, als auch ihn Schwindel befiel und ſein kraftloſer Körper über dem ſchlanken Leibe ſeiner Tochter bewußtlos zuſammen knickte. — So fand wenige Minuten ſpäter der treue Diener Vater und Tochter.

Nicol's Billet enthielt folgende Worte:

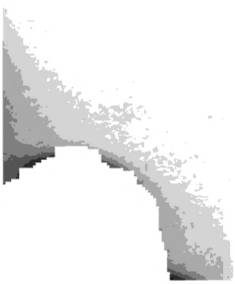
„Theure Gräfin,

Ich bedaure unendlich, daß ich auf das hohe Glück, ihr Gatte zu werden, verzichten muß. Ich habe ein großes Unrecht und eine große Thorheit begangen, deren Schuld jedoch weniger mir, als Ihrer bezaubernden Schönheit zur Laſt fällt. Ihr Liebreiz, theure

Gräfin, berückte mich. — Ich darf keinem Weibe angehören, denn — ich bin katholischer Priester! — Beklagen Sie mich, aber verdammen Sie mich nicht!

Dolmo."

Viertes Buch.



Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Eine Unterredung.

Ein eleganter Wagen, von vier auserwählten Falben gezogen, rollte über die Piazza del Popolo nach dem Corſo und zog die Blicke aller Vorübergehenden, noch mehr die der zahlreichen Bettler und Krüppel auf ſich, die in der warmen Maiſonne an den Springbrunnen und den Kirchthüren in Menge lagerten. Die prächtigen Roſſe wurden von zwei ſchlanken Jokeys geleitet, die in tadelloſer Livrée prunkten. Der ſtattliche Kutſcher auf dem Bock hielt die verſilberten Zügel, wie es ſchien, nur Anſtands halber in der Hand und blickte ſtolz, wie ein König, von ſeinem erhabenen Sitze auf die neugierigen Gaffer herab. Da dieſe ungemein elegante Equipage verhältnißmäßig

langsam den Corso hinauffuhr, vielleicht um den Römern Gelegenheit zum Verwundern zu geben, so war sie sehr bald von einem schreienden Troß zerlumpten Gesindels umringt, das seine Hände ausstreckte und die reiche vornehme Excellenz im Wagen um milde Gaben anflehte. Zum Aerger so vieler Bittender achtete Niemand auf sie, ja es war sehr möglich, daß die heftig Lamentirenden eine leere Karosse angeschrieen hatten, denn es ließ sich an den verschlossenen Fenstern Niemand sehen.

Die Römer, die neugierig und klatschsüchtig sind, wie die Pfahlbürger kleiner deutscher Städte, machten verschiedene Glossen über diese auffallend glänzende Equipage. Man brachte bald heraus, daß sie vor dem Eingang zur Villa Poniatowski gehalten habe und daß diese Villa seit einigen Tagen von vornehmen Fremden bewohnt sei. Allgemeiner noch ward das Aufsehen, als die Kunde wie ein Laufeuer den Corso hinablief, die geheimnißvolle Equipage raste vor dem Profeßhause der Jesuiten und ein kleiner alter, vornehm gekleideter Mann sei von den beiden hinten aufsitzenden

Bedienten in das düstere Gebäude geführt worden.

Das Gerücht hatte diesmal nicht gelogen. Die Equipage hielt wirklich vor dem Profeßhause. Wer daran zweifelte, konnte sich noch zwei Stunden später davon überzeugen.

Ein so vornehmer Besuch bei den Vätern Jesuiten gab natürlich zu den sonderbarsten und widersprechendsten Auslegungen Anlaß. Einige behaupteten, der Fremde sei ein Souverän und wolle als Mitglied des Ordens unmittelbar an der Quelle des Lichts sich über politisch bedeutsame Fragen Raths erholen. Andere vermutheten einen vornehmen Gefangenen der Gesellschaft und wollten wissen, daß zwar allerdings ein Greis wieder in den Wagen gestiegen sei, dieser aus dem Profeßhause Zurückkehrende aber dem Hineingegangenen sehr wenig geähnelt habe.

In der Voraussetzung, der freundliche Leser werde uns glauben, können wir ihm die Versicherung geben, daß sich an jenem schönen Maitage des Jahres 1845 ein vornehmer Pole dem General des Ordens vorstellen,

und dieſen einflußreichen Mann um eine Audienz bitten ließ. Auf erfolgte Meldung erhielt der Fremde zur Antwort, der General ſei verreiſ't, doch hindere dies in keiner Weiſe die Annahme eines ehrenden Beſuches, da in Abweſenheit des Generals ein Bevollmächtigter deſſen Functionen verſehe

Der Pole verlangte nun dieſen Stellvertreter zu ſprechen und ward auf ſein Verlangen vor Ghiberti geführt. In dem kleinen hagern, ſchwächlichen Greiſe erkennen wir auf den erſten Blick den Grafen Michael Sembronowski.

Als Ghiberti die Karte des Grafen empfing, hätte ein aufmerkſamer Beobachter ein ſchnell verſchwindendes Zucken ſeiner Augenlieder bemerken können. Mit zuvorkommendſter Freundlichkeit nahm er den Beſuch an, ging dem alten Manne entgegen und geleitete ihn ſelbſt in ein mit großer Eleganz möblirtes Zimmer, das von gebildetem Kunſtſinn ſeines Bewohners zeugte.

Nachdem der angegriffene Greis auf der mitten im Zimmer befindlichen Ottomane Platz genommen hatte, fragte Ghiberti:

„Was verschafft unserer stillen, von der Welt zurückgezogen lebenden Gesellschaft die Ehre, den Herrn Grafen von Sembronowski bei uns zu sehen?“

Michael warf dem Jesuiten einen Blick voll Haß zu, bekämpfte jedoch seine innere Aufregung, die alle Muskeln seines hagern Gesichtes krampfhaft erbeben machte, und versetzte mit aller ihm zu Gebote stehenden Selbstbeherrschung:

„Ich betrete dieses, wie Sie behaupten, von aller Welt abgeschlossene Haus gegen meinen Wunsch und meine Neigung, da ich offen bekennen muß, daß ich mich nie zu den Verehrern der Gesellschaft gezählt habe, die sich nach dem Namen des Weltheilandes nennt. Schwerlich würde ich mich zu diesem Schritt entschlossen haben, zwänge mich nicht ein Ereigniß dazu, das man unter Christen kaum für möglich halten sollte, und das doch leider mich und mein Haus betroffen und in die tiefste Betrübniß gestürzt hat.“

„Seien Sie meines innigsten Beileids versichert, Herr Graf,“ sagte Ghiberti, einen

Ton der Theilnahme und Rührung in seine Stimme legend, die auch den Argwöhnischsten über die wahren Gefühle dieses Mannes täuschen mußte.

„Ich will nicht daran zweifeln, ich erwarte aber auch, daß Sie mir willig die Hand zur Bestrafung des Niederträchtigen reichen werden, der die letzten Tage meines traurigen Lebens vergiftet, der mein Haus für ewige Zeiten geschändet hat!“

„Mein Gott, Herr Graf, was kann Ihnen zugestoßen sein, daß Sie so schwer anklagende Worte gebrauchen, und wie kommen Sie auf den sonderbaren Gedanken, in meiner Person die Gesellschaft Jesu um Hilfe und Gerechtigkeit anzurufen?“

Graf Michael brach verzweiflungsvoll die Hände und sprach nach einer Pause weiter:

„Es ist entsetzlich, daß ich die Schande meines Hauses einem mir völlig fremden Manne anvertrauen muß, aber ich hoffe, Sie werden als Mensch mit mir fühlen und meinen Gram ehren.“

„Bitte, Herr Graf, sprechen Sie unumwunden.“

„Ja, ich will es, doch zuvor schwören Sie mir bei Allem, was Ihnen heilig ist, daß Sie mir die volle, ganze Wahrheit sagen wollen!“

„Sie sind in der That in einem bedenklichen Zustande der Aufregung, mein Herr Graf, oder Sie haben eine ganz sonderbare Vorstellung von der Gesellschaft, die meine unwürdige Person Ihnen gegenüber vertritt, sonst könnten Sie unmöglich einen so ganz abnormen Schwur von einem geweihten Priester verlangen. Indeß, wenn es Sie beruhigt und Ihnen mehr Vertrauen einflößt, so will ich Ihnen genügen. Bei Allem denn, was mir heilig ist, schwöre ich, Ihnen nach bestem Wissen und Willen die Wahrheit zu sagen!“

Graf Michael schien diese Bereitwilligkeit etwas zu beruhigen. — Er fuhr mit festerer Stimme fort:

„Kennen Sie einen Grafen Peter Dolmo aus Volhynien?“

„Nein, Herr Graf.“

„Aber vielleicht ist Ihnen ein junger Mann, Namens Nicol Bogecz, aus Galizien gebürtig, besser bekannt?“

„Nicol Bogecz ist einer unserer hoffnungsvollsten jungen Priester, ein Mann, auf den der gesammte Orden stolz ist und von dem er schon jetzt die größten Erwartungen hegt.“

„O Gott, o Gott!“ seufzte der Graf und rang in entsetzlichster Seelenangst die Hände.

„Kennen Sie diesen jungen Priester?“ fragte Ghiberti.

„Ob ich ihn kenne! — Ich verfluche, ich vermaledeie ihn im Angesichte Gottes! — Ich flehe bei Ihnen um Gerechtigkeit und um Bestrafung dieses verruchten Frevlers!“

„Gestatten Sie mir zu bemerken, Herr Graf, daß Sie, von Schmerz und Leidenschaft hingerissen, sich Ausdrücke gegen ein Mitglied unseres Ordens erlauben, die ich nicht anhören darf, ohne Sie deshalb zur Verantwortung zu ziehen. Was berechtigt Sie dazu? — Was hat Ihnen der Priester Bogecz gethan?“

„Das Gräßlichste, das der Freund dem Freunde zufügen kann! — Unter der Maske eines Grafen von Dolmo schlich sich dieser entartete Priester in mein Haus, brachte mir Briefe von Wichtigkeit, die Monate lang meine Thätigkeit in Anspruch nahmen, gewann das Herz meiner armen, schuldlosen Tochter, verlobte sich mit ihr und verließ die Entehrte mit dem kalten Geständniß, daß er Priester sei und nicht heirathen dürfe. — Mein gräßlich enttäuschtes Kind verlor bei diesem Geständniß das Bewußtsein und erwachte wieder zum Leben mit gestörten Sinnen!"

„Und all dies Entsetzliche soll der Priester Nicol Bogecz gethan haben? — Wie können Sie dies beweisen, Herr Graf?"

„Durch Briefe und Papiere, die er bei seiner eiligen Flucht zurückgelassen hat. Es findet sich darunter auch ein Schreiben, das mit dem Namen Ghiberti unterzeichnet ist."

Der Secretär biß die Zähne so fest auf einander, daß er einen stechenden Schmerz darin fühlte. Dieser Schmerz gab ihm die

eiſige Ruhe wieder, deren er zur Fortſetzung des Geſpräches bedurfte.

„Dieſes Schreiben, mein Herr, könnte nur von mir ſein," ſagte er lächelnd, „denn es gibt keinen Zweiten, Namens Ghiberti, in unſerer hochwürdigen Geſellſchaft. — Darf ich um Einſicht deſſelben bitten?"

Der Graf zog eine Brieftaſche hervor und überreichte dem Jeſuiten zitternd das verrätheriſche Papier.

Ghiberti überlief es ſchnell, prüfte die Unterſchrift und ſagte dann achſelzuckend:

„Mich dünkt, Herr Graf, man hat Sie auf unverzeihliche Weiſe betrogen! — Dieſe Schriftzüge haben unſtreitig Aehnlichkeit mit meiner Hand, ſind aber weit davon entfernt, dieſen zu gleichen. Ein verſchmitzter Gauner hat meinen Namen gemißbraucht, meine Handſchrift nachgemacht und uns Beide hinter's Licht geführt. Ueberzeugen Sie ſich ſelbſt, daß meine wirklichen Schriftzüge dieſen hier ſehr wenig ähneln."

Ghiberti trat an einen Tiſch und ſchrieb mehrere Zeilen mit raſcher Hand nieder, die er

mit seinem Namen unterzeichnete. Dann reichte er sie dem bestürzten Grafen.

„Jetzt, mein Herr, vergleichen Sie selbst," sagte er, „und wenn Sie finden, daß beide Schriften von der Hand Eines Mannes herrühren, so erkläre ich mich für Ihren Gefangenen."

Sembronowski, schon durch die zuversichtliche Haltung des Jesuiten in seiner Ueberzeugung schwankend gemacht, betrachtete zögernd die ihm dargereichte Schrift und senkte entmuthigt sein greises Haupt auf die Brust.

„Sie bemerkten vorhin," nahm Ghiberti abermals das Wort, „Briefe von Nicol Bogecz vorgefunden zu haben. Da Sie mich einmal zum Mitwisser Ihres unglücklichen Geheimnisses machen wollen, ja von mir oder vielmehr von dem Orden die Bestrafung des Verbrechers verlangen, so habe ich ein Recht, alle Spuren, die zur Entdeckung desselben führen dürften, zu betrachten. Ich bitte Sie daher, lassen Sie mich gefälligst auch die Schriften des vermeintlichen Bogecz einsehen."

Michael Sembronowski konnte diesem Verlangen nur entgegenkommen und überreichte

außer dem an Victorie gerichteten, mit „Dolmo“ unterzeichneten Billet auch noch zwei Briefe, die ſich über ſeine Stellung zu dem Grafen ausſprachen und ohne Zweifel an einen Mann gerichtet waren, der in genaueſter Verbindung mit dem Schreiber ſtehen mußte, ja von dem er Vorſchriften, Klugheitsmaßregeln und beſtimmte Befehle zu empfangen gewohnt war. Dieſe Briefe waren erſichtlich Brouillons und jedenfalls von dem Verfaſſer ſpäter copirt worden. Endlich befand ſich unter den vorgefundenen Papieren noch eine faſt ganz beendigte Abſchrift des Teſtamentes, das Graf Michael im Beiſein und mit Hilfe des jungen Polen entworfen und worin er dieſem ein ſo bedeutendes Legat ausgeſetzt hatte. Sämmtliche Papiere, die lauteſten und unwiderleglichſten Ankläger des gewiſſenloſen Frevlers, überreichte der Graf dem Jeſuiten.

Beim Anblick ſo vieler gegen Bogecz zeugender Documente entſank Ghiberti für einige Augenblicke der Muth. Er drückte feſt die Augen zu, um ſeine innere Bewegung zu überwinden und die Unruhe, die ihn, obwohl nur

vorübergehend, befiel, zu verheimlichen. Obwohl das Auge des greisen Polen jede Bewegung, jedes Zucken des ihm eben so interessanten als furchtbaren Mannes scharf beobachtete, entging ihm doch das heimliche Aufathmen, wodurch sich Ghiberti Luft verschaffte. Es empörte und ärgerte diesen Mann, daß der unbesonnene Nicol im Augenblick der Flucht so leichtsinnig mit Papieren verfahren war, die ihn vor jedem Tribunal verurtheilen mußten, und es leuchtete ihm beim ersten Blick darauf ein, daß für den Verbrecher keine Rettung möglich sei, wenn nicht ein Wunder geschah oder der Orden durch irgend ein ihm zu Gebote stehendes außerordentliches Mittel die Gefahr von dem Sünder abwenden konnte.

Im Drange des Augenblickes glaubte der geistesgewandte Mann politisch zu verfahren, wenn er den tief gekränkten Polen sich zum Freunde mache oder wenigstens sein Vertrauen gewinne. Es war unerläßlich, dem strengen Grafen gegenüber im Licht eines ehrlichen, zuverlässigen, das Recht über Alles liebenden Mannes zu erscheinen, und in diesem Sinne

beſchloß Ghiberti jetzt zu handeln. Er ſeufzte daher während der Lectüre dieſer gegen Nicol Bogecz zeugenden Documente, wie ein tief gekränkter, ſchwer betrübter Vater über die entehrenden Handlungen eines verlorenen Sohnes, ſchüttelte betrübt das Haupt und reichte endlich ſeine zitternde Rechte dem Grafen, indem er ſich mit der Linken die Augen verhüllte, als ſchäme er ſich der Schande, die ein einziges unwürdiges Mitglied auf eine ganze Brüderſchaft häufte.

„Sie ſind erſchüttert, mein Herr,“ ſagte der Graf, „Sie fühlen, wie groß das Unglück iſt, das mich betroffen hat. — Sie werden mir beiſtehen?“

„In der That, dieſe Entdeckung hat mich überraſcht,“ verſetzte Ghiberti. „Es ſcheint, als habe man unſerer hochwürdigen Geſellſchaft ſelbſt durch eins ihrer Mitglieder einen Streich ſpielen wollen, der leicht ihr Todesſtoß hätte werden können. — Gott und den Heiligen ſei Dank, daß der entſetzliche Anſchlag — wenn es ein ſolcher iſt — noch vor gänzlicher Ausführung entdeckt wurde! — Ja, Herr Graf,“

fuhr der Jeſuit äußerſt beſtürzt fort, „ich kann nicht bergen, daß ich dieſe Briefe und dieſe längere Schrift ſo lange für Werke unſeres Zöglings Nicol Bogecz halten muß, bis dieſer das Gegentheil nachzuweiſen im Stande iſt. Leider, leider fürchte ich, daß ihm dies nicht möglich ſein wird — und dann wehe ihm, wehe dem Orden! — Es iſt eine That, die keine Reue aus dem Gedächtniß der Menſchen, aus den Geſchichtsblättern der Geſellſchaft auslöſchen kann!“

„O, wenn Sie davon überzeugt ſind, mein Herr, dann helfen Sie mir! Dann laſſen Sie uns vereint wirken, um den Schuldigen zur gerechten Strafe zu ziehen!“

„Das Verbrechen ſcheint ſehr complicirt und ſehr ſchlau angelegt zu ſein,“ ſagte Ghiberti, ſeine Worte mehr an ſich ſelbſt, als an den Grafen richtend. „Ein liſtiger, gewandter, mit einflußreichen Perſonen in Verbindung ſtehender Gauner hat ſich einſchleichen wollen in eine der unbeſcholtenſten, reichſten und älteſten Adelsfamilien Polens. Dieſe Fragmente hier beweiſen dies deutlich. — Und auf der

andern Seite hat dieſer übermüthig-freche Menſch auch offenbar unſerer Geſellſchaft den Fehdehandſchuh hinwerfen, ſie vielleicht ganz vernichten wollen! — Und dieſer ſchreckliche Betrüger iſt wohl unterrichtet, iſt vertraut mit unſern Geſetzen und Einrichtungen, iſt mithin wahrſcheinlich entweder ehemals Mitglied des Ordens geweſen und ſpäterhin ausgetreten, oder er weilt noch unter uns und ſinnt im Kleide der Demuth und unter der Maske eines willig Gehorchenden auf Verrath. — Gewiß ſo iſt es, ſo muß es ſein."

„Sie werden mir alſo die Hand zur Beſtrafung des Schändlichen reichen, der meiner unglücklichen Tochter das Licht des Verſtandes geraubt hat?"

„Zuverläſſig, mein Herr, zweifeln Sie nicht daran. — Aber, mein Herr, wir müſſen mit größter Vorſicht zu Werke gehen."

„Füge mich gern Ihren Vorſchriften," verſetzte der Graf, jetzt, wo die höchſte geiſtige Spannung nachgelaſſen hatte, allmählig wieder in ſeine abgebrochene Sprechweiſe verfallend. „Will nur Gerechtigkeit und exempla-

riſche Beſtrafung des Schuftes, der meinen Namen zu ſchänden wagte!"

„Das iſt billig. Allein bedenken Sie zuvörderſt, Herr Graf, daß die Identität der Perſon Ihres Dolmo und des Prieſters Nicol Bogecz noch nicht dargethan iſt! — Freilich, dieſe Papiere verklagen ihn, und ich ſelbſt, obwohl ich ſein Lehrer war und ihn liebte, ich ſelbſt muß ihn jetzt mit blutendem Herzen verdammen, — aber dieſe Papiere können unächt, können eben ſo gut nachgemacht ſein, als jener Brief, den ich geſchrieben haben ſoll, und ein geübter Abenteurer, der nach reicher Erbſchaft lüſtern war, dem aber eine Heirath aus irgend welchem Grunde nicht behagte, machte die Schrift des Bogecz ebenſo meiſterhaft nach, als er die meinige ſtümperte. — So lange nun noch nicht erwieſen iſt, daß Bogecz der Verbrecher war, ſo lange darf er vor den Augen der Welt auch nicht dafür gelten! — Nicht wahr, Herr Graf, Sie finden darin nichts Unbilliges?"

„Keineswegs."

„Nun gut. — Nicol Bogecz, der vermeintliche Verbrecher, iſt ſeit Jahr und Tag nicht mehr in Rom. Angelegenheiten des Ordens haben ihn ſeit dieſer Zeit bald in Sicilien, bald in Calabrien feſtgehalten. Von dieſer Sendung muß ihn der Orden erſt zurückrufen, um ihn anklagen und vor Gericht ſtellen zu können. Wie es dem Miſſionär in ſeiner Lage möglich geworden ſein ſoll, monatelang entfernt vom Schauplatz ſeiner Wirkſamkeit ſo verwickelten Allotrias nachzugehen, das — ich geſtehe es Ihnen, Herr Graf — will meinem Verſtande nicht einleuchten. Indeß — bei Gott iſt kein Ding unmöglich, und ſo könnten ſich ja doch Mittel gefunden haben, die in der Hand eines gewandten Mannes die heterogenſten Geſchäfte zum unterhaltenden Spielwerk umſchufen. Ich verſpreche Ihnen nun im Namen des Generals, die für Sie wie für den Orden gleich wichtige Angelegenheit ungeſäumt zu unterſuchen und zu dieſem Behufe die gravirte oder verdächtige Perſon von ihrem bisherigen ehrenvollen Poſten eines Miſſionärs abzurufen. Um ganz ſicher zu gehen,

ſoll er keine Ahnung davon erhalten, daß wir unterrichtet ſind. Man wird ihm den Befehl zuſchicken, ſeinen gegenwärtigen Aufenthalt mit einem andern zu vertauſchen, wird ihm eine von Rom entfernte Stadt als Ort bezeichnen, wo er neue Inſtructionen vorfinden ſoll, und erſt an dieſem Orte wird man ſich ſeiner Perſon bemächtigen.“

„Wollen ihn alſo nicht nach Rom bringen? Mir nicht vorſtellen?“

„Unmittelbare Confrontation auf bloßen Verdacht hin wäre gegen alle Billigkeit und gegen die Intereſſen des Ordens. — Ich will offen mit Ihnen ſprechen, Herr Graf, da ich dies Ihrem gerechten Schmerz über ein Unglück, das nie wieder ausgeglichen werden kann, ſchuldig zu ſein glaube. — Durch Ihre Anklage, zu welcher Sie die auffallendſten Verdachtsgründe bewegen, compromittiren, beleidigen und ſchmähen Sie mittelbar eine Geſellſchaft von Männern, deren Wirkſamkeit den Bekennern der römiſch-katholiſchen Kirche für eine höchſt ſegensreiche gilt, die der heilige Vater unter ſeinen beſondern Schutz genommen

hat und die sich unter diesem Schutz gesichert fühlt gegen alle Schmähungen, womit feiger Neid, kleinlicher Egoismus, religiöser Fanatismus und gotteslästerlicher Unglaube sie zu überhäufen seit undenklichen Zeiten gewöhnt sind. In so eigenthümlicher und sonderbarer Stellung muß die Gesellschaft der Jesuiten vor Allem auf Unbescholtenheit ihrer Mitglieder halten und strenge Controlle über sie führen. Unsere Gegner nennen uns klug, schlangenklug — je nun, erkennen sie uns dafür an, so mögen sie auch überzeugt sein, daß wir diese Eigenschaft bethätigen werden, wenn es die Ehre unserer eigenen Gemeinschaft gilt. Der angenommene Fall mit Nicol Bogecz ist ein solcher, wobei der Ruf des Ordens nicht blos auf dem Spiele steht, nein, der auch unsern erbittertsten Gegnern erwünschten Vorschub leisten könnte, um ferner ihre Schmähungen auf schlagende Beweise zu gründen. Wenn nun der Orden solchen Möglichkeiten, so viel er vermag, auszuweichen sucht, werden Sie darin, Herr Graf, wohl etwas Heimliches und Unlauteres finden?"

„Gewiß nicht."

„Bildung und Besonnenheit müssen so handeln, so urtheilen," fuhr Ghiberti fort. „Sie werden deshalb einige Bedingungen, die ich Ihnen zu machen habe, gewiß gutheißen —"

„Reden, reden!" rief ungeduldig Graf Michael.

„Sie versprechen zuvörderst, gegen Niemand der Geschichte Erwähnung zu thun, die in Ihrem Hause sich zugetragen hat, noch andeutungsweise auf einen Priester unseres Ordens als Veranlasser derselben hinzuweisen. Ich muß diese Forderung an Sie stellen, um den Orden selbst in der Meinung der Welt rein und lauter dastehen zu sehen, ja ich muß mir an Eides Statt von Ihnen versprechen lassen, auch in dem traurigen Falle, daß Nicol Bogecz des Verbrechens überführt werden sollte, nie und gegen Niemand Uebles von dem Orden der Gesellschaft Jesu noch ihrer Mitglieder zu reden. Fügen Sie sich diesen Bedingungen, die ich durchaus nicht nachlassen kann, so reiche ich Ihnen als Freund und Bundesgenosse die Hand."

Der Graf nahm keinen Anstand einzuschlagen. Die Bedingung Ghiberti's gefiel ihm

und flößte ihm ſogar Achtung gegen den ſtolzen Kämpfer für die Sache ſeines Ordens ein, denn ſie dünkte ihn ariſtokratiſch.

„Iſt edelmänniſch gehandelt," ſagte er, „bin vollkommen einverſtanden."

„Ich würde es ferner für zweckmäßig erachten," fuhr Ghiberti fort, „wenn Sie das unglückliche Opfer des Verbrechens, Ihre Tochter, den Augen der Welt entziehen wollten. Es gibt der wohlthätigen Anſtalten und Klöſter in dieſer großen Stadt genug, wo die arme Bethörte völlig abgeſchloſſen leben, ihre Stunde erwarten und vielleicht wieder völlig geneſen kann. Geiſtige Störungen ſolcher Art, die Folge heftigen Schreckens, großer Furcht oder übertriebener Angſt ſind, pflegen immer nur eine beſtimmte Zeit zu dauern und der kräftig ſich wieder aufrichtenden Natur ſpäterhin zu weichen."

„Erſt Rath pflegen, dann handeln," meinte der Graf, der ſich mit dieſem Vorſchlage weniger befreunden konnte.

„Handeln Sie ganz nach Ihrer Ueberzeugung oder Ihren Neigungen," ſagte der

Jesuit. „Ich will nur andeuten, nicht bestimmen. Und damit Sie sehen, daß ich nicht einseitig verfahre und über der Ehre des Ordens die Ihrige vergesse, mache ich mich im Namen der Gesellschaft Jesu anheischig, bis Austrag der Sache aus der Kasse des Ordens alle laufenden Kosten, selbst die Ihres Aufenthaltes in Rom zu bestreiten und, wird Bogecz der That überführt, noch eine später zu bestimmende Summe, die Ihrer Stellung in der Welt und Gesellschaft entsprechend ist, als Buße und Strafe zu bezahlen. Dagegen versprechen Sie, Herr Graf, wenn Ihre Anklage sich als falsch erweisen sollte, alle bis dahin aufgelaufenen Kosten zehnfach zu ersetzen und dem Orden, um das ihm angethane Unrecht einigermaßen wieder gut zu machen, den vierten Theil Ihres Vermögens nach Ihrem Tode auszuantworten, auch das Kind in den Grundsätzen unserer heiligen Gesellschaft erzie- zu lassen."

Ghiberti sprach diese Wünsche so freundlich aus, daß sie mehr einer Abrede unter Freunden, als einem auf geleistete Eide basirten

Contracte ähnlich sahen, und der alte Graf war seiner Sache so gewiß, daß er sich selbst der Feigheit würde beschuldigt haben, hätte er auch nur einen Augenblick zaudern wollen, darauf einzugehen. Wußte er doch, in Folge zuvor eingezogener zuverlässiger Erkundigungen, daß es nur einen Nicol Bogecz gab, daß dieser Jesuit sei, aus Galizien stamme und an Alter und Gestalt dem Grafen Peter Dolmo, für den er sich ausgegeben hatte, merkwürdig gleiche. Deshalb genehmigte er alle Bedingungen und Vorschläge Ghiberti's und machte sich anheischig, zwei darüber auszufertigende gleichlautende Schriften eigenhändig zu unterschreiben und mit seinem Wappenringe zu besiegeln.

Ghiberti notirte sich die verschiedenen Puncte in seinem Taschenbuche, las sie dem Grafen nochmals vor, der sie abermals gut hieß, und begleitete dann den vornehmen Gast unter wiederholten Versicherungen unbegrenztester Hochachtung bis an die Treppe, wo er den gebrechlichen Greis der Fürsorge seiner beiden hier harrenden Bedienten übergab.

Als der Graf mühsam die Treppe hinabgestiegen war, sah er den Jesuiten noch immer oben an der Brüstung lehnen und ihm mit verbindlichem Lächeln nochmals einen freundlichen Abschiedsgruß zuwinken.

Zweites Kapitel.

Der Spion

Der heitere Geſichtsausdruck Ghiberti's wich einem finſtern Ingrimm, als er in ſein ſtilles Studirzimmer zurückgekehrt war. Heftiger, als er ſonſt pflegte, befahl er ſeinem alten Diener, Pater Antonio zu rufen, worauf er ungeſtüm, mit feſt zugekniffenen Lippen und krampfhaft geballten Fäuſten in ſeiner Wohnung auf- und niederging.

Antonio, an Gehorſam gewöhnt, folgte dem Diener auf dem Fuße und blieb mit einem gemiſchten Gefühl von Scheu und Ehrfurcht an der Schwelle ſtehen, um den von gewaltigem Gedankenſturm Erfaßten nicht zu ſtören.

Ghiberti bezähmte seinen Zorn beim Anblick des bescheidenen Ordensbruders und lud ihn zum Niedersitzen ein.

„Wir gehen stürmischen Tagen entgegen, Bruder Antonio," begann der Secretär. „Die unbegreifliche Unvorsichtigkeit Nicol's, dessen erprobter Klugheit wir allesammt so unbedingt vertrauten, bringt den Orden in die größte Gefahr."

„Haben Sie neue Nachrichten?"

„Die schrecklichsten! — So eben hat mich Graf Michael Sembronowski verlassen. — Diese Schriften ließ er mir zurück — lesen Sie!"

Während Antonio die erwähnten Briefe nebst dem unvollendeten Fragmente von Michaels Testamente aufmerksam durchlas, suchte Ghiberti in einem verborgenem Fache seines Schreibtisches eine Menge Briefschaften zusammen und ordnete sie der Reihenfolge nach.

„Das ist ein entsetzlicher, unvorhergesehener Schlag," sprach Antonio, die Schriften zurückgebend. „Da bleibt nichts übrig, als consequentes Läugnen und heimliche Beseitigung des einzigen lebenden Zeugen."

„Auch mir fuhr anfangs dieser Gedanke durch den Kopf," erwiederte Ghiberti, „doch bin ich jetzt anderer Meinung. Beseitigung des Verbrechers, der in so unerhörter Weise den Orden compromittirte, wäre keine Rechtfertigung, keine Reinigung; rein aber und lauter vor den Augen der Welt soll und muß der Name unserer heiligen Brüderschaft dastehen!"

„Vielleicht wäre es rathsam, diese Papiere zu vernichten, die der alte Graf leichtsinnigerweise hier gelassen hat?"

„Allerdings würden wir durch solchen Schritt einen sehr lästigen Zeugen los, man würde uns aber nichts destoweniger des Betruges bezüchtigen und dadurch der Wirksamkeit des Ordens bei der jetzigen im Allgemeinen gegen ihn gerichteten Zeitstimmung unendlich schaden."

„Man muß aber doch etwas thun, um diese schrecklichen Anklagen zu entkräften."

„Ohne Zweifel — und dieses Etwas eben ist es, das mich seit einer Stunde beschäftigt, das mich den Polen als Freund

behandeln ließ und von dem allein ich Rettung erwarte."

„Er ist gerettet, wenn Sie, würdiger Bruder, einen Entschluß gefaßt haben!"

„Täuschen wir uns nicht, Bruder Antonio!" versetzte Ghiberti. „Was mir noch unklar vorschwebt, kann uns, mit größter Besonnenheit ausgeführt, wahrscheinlich retten, es sind aber dabei Schwierigkeiten zu überwinden, an denen auch die Kraft unseres Willens, die Allmacht unserer Gesetze zerbrechen kann. Deshalb bedarf es einer gemeinsamen Berathung des ganzen Collegiums und freier Billigung aller Mitglieder desselben, ehe wir energisch zum Handeln schreiten."

„Es wird also nöthig sein, die Rückkehr des hochwürdigen Generals abzuwarten."

„Um diese zu beschleunigen, werde ich noch heut sowohl die vor einigen Tagen erhaltenen Schuldbekenntnisse des thörichten Frevlers nebst dem glücklich entwendeten Testament des Grafen, als auch die gegen ihn zeugenden Briefe, die ihn dem Polen als Jesuiten verrathen haben, dem General mittelst Eilboten zusenden. Zu-

gleich gedenke ich dem Hochwürdigen meinen Plan den Hauptzügen nach zu enthüllen.“

„Ich fürchte, unser hochwürdiger General wird Ihren Vorschlägen nur dann seine Genehmigung ertheilen, wenn sie eine schwere Strafe für den Frevler involviren.“

Ueber Ghiberti's Gesicht zuckte ein satanisches Lächeln.

„Daran grade habe ich beim Entwurf meines Planes gedacht,“ sagte er mit einem furchtbaren Blick seines zornigen Auges nach Oben. „Die Strafe soll den Orden reinigen und den Frevler unserer Gesellschaft erhalten. Nicol Bogecz ist ein zu bedeutender Mensch, als daß wir ihn, selbst wegen eines so groben Verbrechens, für immer aufgeben sollten. Die Leidenschaft, dieser größte, furchtbarste Feind des Menschen, hat ihn überrascht, — von ihr beherrscht sündigte er gegen den Gehorsam, den er unserer Gemeinschaft schuldig war, den er unter gewichtigem Eidschwur ihr gelobte. Er ward mithin in einem Moment zweifacher Verbrecher und müßte schon deshalb, wenn der Orden streng verfahren wollte, doppelte Strafe

leiden. Auf einige Milderung des Urtheilsſpruches hat er nur in ſofern Anwartſchaft, als er noch während der Flucht die Thorheit ſeines Verfahrens einſah und ſich freiwillig der Buße unterwarf, die ihm der Orden aufzuerlegen für gut finden würde. Daß er ſich ſelbſt verrathen und durch unvorſichtiges Zurücklaſſen verſchiedener äußerſt verdächtiger Briefſchaften den Orden compromittirt habe, wußte er damals entweder nicht oder er wagte nicht, dieſes ſchlimmſte aller Verbrechen zu geſtehen. Wie dem nun ſein mag, Nicol Bogecz ſoll grade für dieſe Unterlaſſungsſünde am ſchwerſten büßen. Seine Strafe ſoll auf alle Ungehorſamen, von irgend einer Leidenſchaft Beherrſchten abſchreckend, lähmend wirken und den Verbrecher geiſtig und körperlich gleich ſehr peinigen. — "

„Ich habe in meiner Unterredung mit dem Polen bereits Rückſicht darauf genommen," fuhr Ghiberti nach kurzer Pauſe fort, „und zwar vorzugsweiſe deshalb, weil ich faſt annehmen muß, daß durch Nicol's unüberlegtes Billet an Victorie der ſchon ſo weit gediehene

Bekehrungsverſuch entweder gänzlich zerſtört oder doch auf unbeſtimmte Zeit hinausgeſchoben worden iſt. Natürlich geht in dieſem Falle dem Orden auch aller pecuniäre Gewinn verloren, auf den wir mit ſo ſtolzer Sicherheit rechneten, dem wir ſo bedeutende Geldopfer gebracht haben! — Noch wenige Monate, und das ganze alte Polen von den Quellen des Pruth bis an die Mündungen der Weichſel ſteht durch unſere Vermittelung in Waffen und beginnt den Vernichtungskampf gegen abſolute Herrſchergewalt auf der einen, gegen die Irrlehren der griechiſchen und proteſtantiſchen Kirche auf der andern Seite. — Wie dieſer Kampf endigen wird, iſt ſelbſt uns verborgen, die wir doch weit klarer ſehen, als Millionen anderer Menſchen. Immer ſind wir die Betrogenen, wenn uns die reelle Macht, durch die wir uns die geiſtige Suprematie in der katholiſchen und zum Theil auch in der nichtkatholiſchen Welt ſichern, verloren geht! Das aber darf nicht ſein, und dies berückſichtigend, die großen Folgen, die aus der Sicherung ſo bedeutender Geldmittel unſerer Geſellſchaft erwachſen müſſen,

überſchlagend, habe ich dem Grafen vorläufig einige Bedingungen vorgeſchrieben, denen er ſich unterwerfen muß, wenn er mit uns, ſei's als Freund oder Feind, verkehren will. Es liegt mithin ganz in unſerer Macht, die Unterſuchung jetzt ſo zu leiten, daß ſich die ganze dem Orden ſo gefährlich ſcheinende Angelegenheit zu deſſen Gunſten geſtaltet und anſtatt ihn zu erniedrigen, ihn im Gegentheil läutert und — anſehnlich bereichert!"

„Sie, lieber Antonio," ſprach Ghiberti weiter, „Sie werden jetzt ungeſäumt nach Tivoli reiſen, um den Grafen Mierslewski zu ſprechen und ihm den böſen Fall mitzutheilen. Kehren Sie mit dem würdigen Bruder ſobald als möglich zurück. Ich habe ihm mündliche Eröffnungen zu machen, die ſein Vaterland, zum Theil auch ſeine Familie betreffen, und da er Nicol's großmüthiger Beſchützer war und noch iſt, ſo geziemt ihm, wie billig, die erſte Stimme über das Betragen ſeines Pathen. Morgen hoffe ich Sie wieder zu ſehen."

Ghiberti entließ den Ordensbruder, der ſich gehorſam wie immer und mit jener Demuth,

die er dem Stellvertreter des Generals ſchuldig war, unverweilt entfernte.

Der Secretär ſchrieb nun einen ausführlichen Bericht über die bedrohlichen Ereigniſſe an den General, legte ſämmtliche Aktenſtücke bei, theilte ihm ſeine Anſichten und Gedanken mit und übergab das vorſichtig verſiegelte Paquet einem vertrauten Jünger des Ordens zu ſchleunigſter Beſorgung.

Die große geiſtige Anſtrengung und die aufreibende Selbſtbeherrſchung, zu der ſich Ghiberti während ſeiner Unterredung mit dem Grafen gezwungen hatte, machten ſich ihm jetzt durch nervöſe Abſpannung fühlbar. Ermattet überließ er ſich der Ruhe und fiel ſchnell in feſten Schlummer.

Wiederholtes dreimaliges Klopfen ſchreckte ihn nach Verlauf einer Viertelſtunde wieder auf. Er ſuchte ſich ſchnell zu ermuntern und öffnete durch den künſtlich angebrachten Zug die Thür. Tommaſo, in moderner vornehmer Kleidung, ſtand vor ihm.

„Ah, willkommen, mein Lieber,“ redete er den Trasteveriner an. „Du haſt lange

nichts von Dir hören laſſen. Wie geht es in Rom?"

„Luſtig, wie immer, Excellenz. Das macht, man hat am Ende des letzten Carnevals vergeſſen, die Masken abzulegen."

„Es gibt alſo vergnügliche Schauſpiele zu ſehen?"

„Wenn man die rechten Augen dazu mitbringt, eine Naturgabe, die nicht Jedem verliehen iſt."

„Und wie läuft die Welt außerhalb Rom?"

„Es gibt keine Welt außerhalb Rom."

„Du haſt Recht, mein Sohn. Doch das viele Land, was um Rom herumliegt, will doch leben, und wie ſtellt es ſich dazu an?"

„Poſſirlich genug, Excellenz! Die Bewohner dieſer vielen an Rom grenzenden Landſtrecken kommen mir vor, wie Narren, die auf dem Kopfe gehen wollen. Es gehört ſchon tüchtige Uebung und eine ſehr geſunde Lunge dazu, wenn's Einer dahin bringt, ſeinen Kopf auf kurze Zeit ſtatt der Füße zu gebrauchen

und darauf zu ſtehen. Mit ſo einfachen Kunſtſtücken ſind aber die Leute heutigen Tages nicht mehr zufrieden.“

„Du ſcheinſt demnach der Meinung zu ſein, daß es draußen bald drüber und drunter gehen wird?“

„Wenn ſich nicht ein paar derbe Burſche dagegen ſtemmen, kann's wohl ſo kommen.“

„Nun zu Deiner Beruhigung, lieber Tommaſo, will ich Dir ſagen, daß dieſe ſtämmigen Burſche bereits gefunden ſind.“

„Das freut mich aufrichtig, Excellenz! — Vielleicht wäre es Ihnen auch möglich, Leute ähnlichen Schlages, die aber weniger Körperkräfte, als weitſehende Augen haben müßten, hier in der ewigen Stadt anzuſtellen.“

„Warum, mein Freund?“

„Weil man am Tage trotz des vielen Lichtes wenig, und des Abends in Ermangelung allen Lichtes gar nichts ſieht.“

„Hat man Geheimniſſe?“

„Mehr als eins.“

„Gefährliche?“

„Dem Staate werden ſie ſchwerlich ſchaden.“

„Aber der Kirche!“

„Wenn die Kirche unter einem ſchwarzen Rocke Platz hat, mag ſie ſich hüten.“

„Sprich offen. Wir ſind allein, und Du weißt, daß ich nicht karge.“

„Gelobt ſei die gnadenreiche Jungfrau, daß Sie mir Ablaß ertheilt haben,“ ſagte Tommaſo, „Sie würden ſonſt einen Sünder in mir zu abſolviren haben.“

„Mußteſt Du Dein Meſſer brauchen? — Die Kirche vergibt den Mord, ward er verübt zur größeren Ehre Gottes.“

„Für diesmal genügte ein einfaches Fingerkunſtſtück, Excellenz,“ erwiederte Tommaſo verſchmitzt. „Ich habe geſtohlen.“

„Was?“

„Einen Brief.“

„Von wem und an wen gerichtet?“

„Ueberzeugen Sie ſich davon ſelbſt, Excellenz.“

Ghiberti empfing ein wohl couvertirtes Schreiben von dem Trasteveriner.

„An den Grafen Mierslewski?“ ſagte der Jeſuit verwundert. „Was konnte Dich

veranlassen, diesen Brief zu entwenden? Du weißt, daß Graf Mierslewski ein eifriges Mitglied unseres heiligen Ordens ist."

„Der Besitzer des Briefes gefiel mir nicht."

„Sein Name?"

„Signor Lodovico, Excellenz, Ihr sehr harmloser Schützling," lächelte Tommaso.

„Schon wieder dieser Maler! — Am Ende muß man ihn doch beaufsichtigen lassen!"

„Durchaus nicht etwa meinetwegen, Excellenz! Signor Lodovico ist sicher vor meinem Dolch, nicht aber vor meinen räuberischen Griffen."

„Laß sehen," sprach Ghiberti, den Brief erbrechend und sich in dessen Inhalt vertiefend. Als er gelesen hatte, faltete er das Papier wieder zusammen und steckte es zu sich.

„Habe ich Unrecht gethan, mich auf den Taschendiebstahl zu werfen?" fragte Tommaso.

„Im Gegentheil, ich bin Dir für Deine Vorsicht zu Dank verpflichtet. Doch ist der Maler Lodovico auch bei diesem Handel wieder ganz unschuldig. Graf Mierslewski wird

übrigens in den Beſitz dieſes Briefes kommen, da er ihm zugehört, wodurch alle ſchädlichen Folgen für immer abgewendet werden."

„Deſto beſſer, Excellenz, denn ich denke, das größte Unglück müſſe das ſein, welches vertraute Freunde einander entfremdet."

„Lieber noch wäre es mir, Tommaſo, wenn Du jetzt einige der luſtigen Masken lüften wollteſt, denen Du begegnet zu ſein vorhin Dich rühmteſt."

„Wenn Sie befehlen, Excellenz, muß ich allerdings ſprechen; ich bitte jedoch im Voraus um gnädige Verzeihung, wenn Sie nichts weiter, als dummes Zeug von mir hören."

„Für die allergrößte Dummheit ſollſt Du die reichſte Belohnung, meinen Dank und Schutz erhalten."

„Seit zwei Tagen, Excellenz," ſagte Tommaſo, „höre ich auf den Kaffeehäuſern flüſternd eine Geſchichte erzählen, die recht für uns Römer gemacht iſt, weil Religion und Scandal ſo luſtig darin durch einander gequirlt ſind, wie Zwiebeln, Klöße, Broccoli und fettes Schöpſenfleiſch in einer ſchmackhaften Suppe.

Die guten frommen Römer werden ſich an dieſer Geſchichte nicht ſatt genug eſſen können, wenn ſie erſt auf hohen Stelzen durch die allerchriſtlichſte Stadt läuft, und auf Balcone und Dächer ſpringt."

„Iſt Deine Geſchichte ein unterhaltendes Mährchen?"

„Cospetto di Bacco, wohl iſt ſie unterhaltend, und eben weil ſie wie ein Mährchen klingt, hält man ſie nicht dafür und hört ſie deſto lieber!"

„Man flüſtert ſie ſich in die Ohren, ſagſt Du?"

„Ganz in's geheim und immer nur Drei auf einmal."

„Dann hat ſie einen gefährlichen Anſtrich. — Erzähle!"

„Es mögen ungefähr ſechs oder acht Tage her ſein," ſprach Tommaſo, „daß ein beſtäubter Reiſewagen vor der Villa Poniatowski hielt, umgeben, wie immer, von einer Menge zerlumpter bettelnder Gaffer."

„An der Villa Poniatowski?"

„So iſt es, Excellenz. — Nach einigem Hin- und Herlaufen der Bedienten fuhr der

Wagen durch das Thor der Villa, das Volk drängte nach und sah, daß ein alter Herr und eine dicht verschleierte schwarze Dame ausstieg und mit auffallender Eile in die Villa selbst gebracht wurde."

„Man trug sie also?"

„Wahrscheinlich, ich habe darüber keine bestimmte Nachricht. Wichtiger ist, daß etwa zehn Minuten später dieselbe Dame, diesmal aber ohne Schleier, ein Fenster der Villa öffnete, ihre traurigen Blicke lange auf die im Sonnengold glänzende Peterskuppel heftete und dann händeringend so laut, daß Jedermann deutlich ihre Worte verstehen konnte, ausrief: „O gräßlich, gräßlich, einen Jesuiten zum Bräutigam zu haben!"

„Und diese Geschichte erzählt man sich?" fragte Ghiberti so scharf, daß Tommaso einen Schritt zurücktrat.

„Mit dem Zusatze, Excellenz, daß ein Jesuit das Mädchen betrogen und später verlassen habe. Von der Dienerschaft wollen Neugierige wissen, daß die junge Gräfin über ihr Unglück wahnsinnig geworden sei."

„Nennt man einen Namen?“

„Nein, Excellenz, und das allein iſt's, was den Römern jetzt viel zu ſchaffen macht. Sie werden aber gewiß binnen wenigen Tagen herauskriegen, wie die ſchöne unglückliche Gräfin heißt.“

„Daran zweifle ich, mein Freund, und rathe Dir, daſſelbe zu thun. Zugleich verbiete ich Dir, irgend Jemand, wer es immer ſein mag, dieſe Geſchichte zu erzählen. Erführe ich dennoch, daß Du es gethan, ſo würdeſt Du es ſchmerzlich zu bereuen haben. — Es iſt Todſünde, einen Orden von ſo hoher Heiligkeit, wie es der der Geſellſchaft Jeſu iſt, durch ſo frivoles Geſchwätz in üble Nachrede zu bringen! — Was haſt Du mir ſonſt noch mitzutheilen?“

„Für diesmal, Excellenz, ſind meine Neuigkeiten erſchöpft. Sollte ich Morgen oder in den folgenden Tagen Ausführlicheres über die geheimnißvolle Gräfin hören, ſo werde ich Ihnen jedes Wort getreulich hinterbringen.“

„Ich erwarte das, Tommaſo. Auf Wiederſehen!“

Als der Trasteveriner die Wohnung Ghiberti's verlassen hatte, legte dieser weltliche Kleidung an, begab sich auf ihm wohl bekannten Umwegen in die Kirche al Gesù, warf im Vorbeigehen einen mehr verlangenden als flehenden Blick auf das Altar des heiligen Loyola und trat durch die gewöhnliche Eingangsthür in's Freie.

Auf der Via del Gesù, dem venetianischen Platze gegenüber, rief er einen der hier haltenden Miethkutscher an, stieg, was für gewöhnlich Niemand thut, ohne zu handeln, ein, und rief dem Kutscher befehlshaberisch zu:

„Nach der Villa Poniatowski, so schnell wie möglich!"

Drittes Kapitel.

Im Vatican.

Der Leſer wird ſich erinnern, daß von den Leitern der kirchlichen Angelegenheiten in Rom ein großer Congreß ausgeſchrieben und zu dieſem aus allen Ländern die hervorragendſten Perſönlichkeiten der Repräſentanten des jeſuitiſchen Princips mittelſt eines Rundſchreibens eingeladen worden waren. Dieſer Congreß aller geiſtlichen Capacitäten ſollte im Juli, dem Todesmonate Loyola's, ſtattfinden, und ſchon im Mai trafen aus den entlegeneren Ländern Europa's Männer von großer Bedeutung für den Orden in der Hauptſtadt der chriſtlichen Welt ein. Wir nennen unter dieſen den Emiſſär Emanuel und den Pater Joſeph als Bekannte, deren Wirkſamkeit in dem ver-

wickelten kirchlich-politischen Intriguenspiel, das wir darzustellen uns zur Aufgabe gemacht haben, sich schon mehrfach erprobt hat.

An einem sonnenklaren Nachmittage strömten die meisten der in Rom anwesenden Fremden nach dem Vatican, um hier in diesen hohen, heitern Räumen sich ungestört dem reinen erhebenden Genuß der Kunst hinzugeben. Bei solchen, Jedermann erlaubten Besuchen, begegnen sich alle Nationen, alle Glaubensbekenntnisse. Heiter und glücklich sieht man den von der Kirche verfluchten oder gefürchteten Ketzer am Arm des orthodoxen katholischen Prälaten umherwandeln, ohne Furcht, ohne Scheu, ohne Haß. Der ewig klare Himmel der Kunst, in dem man hier lebt, versöhnt die wüthendsten Feinde. Sie kennt keine Glaubensstreitigkeiten, keinen Zwist um Worte und Ceremonieen. Die alleingebietende Gottheit in diesem Himmel ist die Schönheit und ihr wenden Alle in gleichem Entzücken anbetend die beglückten Augen zu.

Zwei Priester traten aus dem Innern der Peterskirche, durchwandelten die Vorhalle,

gingen an der koloſſalen Statue Konſtantins vorüber und erſtiegen die prächtige Marmortreppe, deren ioniſch-ſchlanker Bau von Bernini herrührt. Sie führt den bezeichnenden Namen der Königstreppe, weil über ſie die königlichen Botſchafter hinaufwandeln dürfen in den Königsſaal, wo der heilige Vater ſie empfängt. Gewöhnlichen Beſuchern des Vaticans ſteht dieſer Eingang in das Zimmer- und Ganglabyrinth der päpſtlichen Winterreſidenz nicht offen, Söhnen der Kirche aber erſchließen ſich alle Thüren, und tragen ſie gar unter dem langen feinen Prieſtermantel das ſtählerne Kreuz am Gürtel, wie die genannten Beiden, ſo genügt ein Wink, um die Thürſteher in die bereitwilligſten Diener zu verwandeln.

Mitten in dieſem Saale blieb der Größere der beiden Prieſter ſtehen und hielt ſeinen Gefährten zurück, indem er auf die berühmten Gemälde Vaſari's zeigte, mit denen die Wände geſchmückt ſind, und unter denen vor Allen die Demüthigung Kaiſer Friedrichs I. vor Papſt Alexander III. und die Verfluchung Friedrichs II. durch Gregor IX. in der Bruſt des nicht

katholiſchen Beſchauers eigenthümliche Gedanken hervorrufen.

„Dahin muß es wieder kommen,“ ſagte der ſchlanke Prieſter mit leuchtendem Auge. „Nicht eher wollen wir raſten, bis vor der geiſtigen Allmacht der Kirche die Könige der Welt ſich wieder beugen und freiwillig ihre Schwäche, ihre Nichtigkeit bekennen!“

„Und bis man auf jene Weiſe wieder einmal unter den Ketzern aufräumt,“ ſetzte ſein Begleiter hinzu, indem er zu dem ſchauerlichen Gemälde der pariſer Bluthochzeit die Hand erhob. „Mich dünkt, Bruder Joſeph, die ſüßen Schrecken einer ſolchen That erſchüttern ſchon jetzt den Körper der Welt!“

„Du kannſt Recht haben, Emanuel, nur wird diesmal, glaub' ich, nicht der Weſten, ſondern der Oſten Europa's unter dem flammenden Schwertſtreiche der Kirche Petri ſterben!“

Ein Händedruck der Prieſter gab die Einigkeit ihrer Geſinnungen, ihrer Wünſche und Hoffnungen zu erkennen. Arm in Arm ſchritten ſie weiter, durch den Herzogsſaal, wo die

berühmten Fußwaſchungen gehalten werden, in den prächtigen Loggiengang, der drei Seiten des länglichen Vierecks ziert und durch die reizenden Gebilde Raphael's zum größten Theil in einen Tempel der Kunſt verwandelt worden iſt.

An dieſen unterſten Loggiengang ſtößt das ſogenannte Belvedere, das eine Gitterthür ſchließt, und in deſſen unermeßlichen Räumen ein Volk von Marmor wohnt, alles Genien der erhabenen Gottheit, die ſeit Jahrhunderten hier verehrt wird. Ein Papſt, Julius II., war der Gründer dieſes ſchönen heidniſchen Himmels unmittelbar neben dem ſtolzen mitleidsloſen Stuhle Petri. So wunderlich berühren ſich bisweilen in dieſer launiſchen Welt die ſchroffſten Gegenſätze.

Eine Menge Menſchen ſchritten die lange breite Galeria lapidaria oder Inſchriftengalerie hinauf, die zahlloſen Denkmäler betrachtend, die in die Wände eingemauert ſind. Man glaubt durch eine Gräberſtraße zu wandeln beim Anblick dieſer heidniſchen Symbole, dieſer hundert und tauſend räthſelhaften Figuren, dieſer halbzerbrochenen Bacchantenzüge, dieſer

Hirten, Faunen, Satyren, dieſer reizenden Schlummergenien, die über das Glück nachſinnend, das ſeine Wellen über ſie ausgoß, am Eingang zum Olymp vor übergroßer Seligkeit entſchliefen.

„Wie doch die Menſchen ſich immer ſelbſt widerſprechen!“ ſagte Emanuel, die Gruppen der Fremden muſternd, die mit neugierigem Staunen die angehäuften Kunſtſchätze, betrachteten. „Sie finden die Ruhe in antiken Gebilden ſchön, ſie nennen ſie die höchſte Vollendung in der Kunſt, und die Kunſt ſelbſt iſt ihnen die Blüthe alles Lebens in edelſter Entfaltung; und dennoch ſtellen ſie ſich grimmig, wenn man von ihnen gleiche Lebensausbildung verlangt, wenn man ſie durch die klarſten und gewichtigſten Gründe zu überzeugen ſucht, daß Weltbefriedigung, Lebensglück, geiſtige Genüge, nur in ruhiger Fügung und Hingabe an die Gewalt der Ordnung zu finden ſei! Unſere glorwürdige Geſellſchaft arbeitet nun ſeit Jahrhunderten mit unermüdlicher Ausdauer und energiſcher Conſequenz, wie mit Aufbietung aller geiſtigen Kräfte an dieſer künſtleriſchen

Ausbildung der rohen Masse, und was hat sie in dieser langen Zeit erreicht? Einige tausend Verehrer, die von Bewunderung hingerissen, weniger aus Ueberzeugung, als weil der Eindruck des Systems sie überwältigte, uns blindlings gehorchen. Die übrige Welt tobt und wüthet fort, wie sie getobt und gewüthet hat vom Anbeginne der Schöpfung."

„Laß uns deshalb nicht verzweifeln, mein Freund," erwiederte Pater Joseph. „Grade diese Consequenz im Wüthen führt sie uns immer schneller in die Arme. Wir sind die Ruhigen, Besonnenen, die künstlerisch Vollendeten unter den Menschen, und dem Ruhigen bleibt zuletzt immer der Sieg."

„Dennoch haben wir gegenwärtig mit größeren Hindernissen und mit klügeren Feinden zu kämpfen, als in den letzten fünfundzwanzig Jahren."

„Zum Theil. Leichtsinnige Vertraute haben die Methode unseres Spiels verrathen und uns dadurch die Fortsetzung desselben etwas erschwert. — Nun, so wird die Kraft unseres Geistes neue Auswege ersinnen. Das ist Alles."

Die beiden Jesuiten schritten jetzt die Stufen hinan in die Rotunde, in deren Mitte der berühmte Torso aufgestellt ist. Achtlos gingen sie an diesem Wunderwerk der Kunst vorüber nach dem Hof des Belvedere, durchwandelten die nächsten Hallen und Gemächer, die mit Schauenden erfüllt waren, und gelangten endlich zu der Gruppe des Laokoon. Das Gemach war leer. Die Priester ließen sich dem erhabenen Meisterwerke gegenüber auf einer Bank nieder und betrachteten, ergriffen von der Allgewalt der Kunst, lange Zeit schweigend diese in Marmor gehauene Leidensgeschichte dreier Menschen.

„Aus diesem Gebilde der Kunst," sagte endlich Pater Joseph, „können wir Hoffnungen schöpfen für unser Wirken. Unsere Kraft, unsere Klugheit, unsere Geschmeidigkeit gleicht den Gliedern dieser Schlangen, die ungeachtet der heftigsten Gegenwehr der Ueberfallenen diese dennoch überwinden. Die Welt ist Laokoon mit seinen Söhnen, sie soll ein und dasselbe Schicksal mit ihm theilen!"

Als sie weiter gehen wollten, trat ihnen Ghiberti entgegen, wie immer, wenn er sich unter Menschen mischte, in der Tracht eines vornehmen Weltmannes. Freudig begrüßten sich die Gleichgesinnten und gingen dann vereint nach den Sälen, wo die ägyptischen Alterthümer aufgestellt sind.

„Das nenne ich ein glückliches Zusammentreffen!“ sprach Pater Joseph. „Da können wir ja gleich erfahren, was an der Geschichte von dem Grafen und seiner Tochter wahr ist, die ich zuerst in Florenz hörte.“

„Welche Geschichte?“

„Es ward behauptet, ein gewandter Zögling unseres Ordens habe die Gelegenheit benutzt, sich in die Familie eines reichen Grafen einzuschleichen, die Liebe der schönen Tochter des Hauses gewonnen und, nachdem er sie verführt, mit dem Geständniß, daß er Priester sei, sie verlassen.“

„Doch schon bis nach Florenz vorgedrungen!“ murmelte Ghiberti. „Es wird hohe Zeit, die Sache zu Ende zu bringen. — Leider, verehrte Freunde, haben Sie die Wahrheit gehört.

Indeß weiß Niemand etwas Gewiſſes — ich habe das Siegel des Schweigens darauf gedrückt — der Orden iſt alſo außer Gefahr.“

„Dennoch iſt es ein fataler Vorfall,“ ſagte Emanuel.

„Der uns nützlich werden kann, ſobald wir einig und klug handeln. Laſſen Sie uns hier auf- und niederwandeln, meine Herren. Unter dieſen ägyptiſchen Koloſſen ſtört uns der Strom der Gaffenden nicht. Ich theile Ihnen die Hauptſachen mit. — Zuerſt erfahren Sie alſo, daß ein Landsmann von Ihnen der Unvorſichtige war — “

„Ein Pole?“ fiel Pater Joſeph ein.

„Ein Galizier, wenn Sie das lieber hören. Ihr und unſer Aller Liebling, der verſchmitzte Nicol Bogecz“

„Verdammt!“ rief Joſeph aus, mit dem Fuße ſtampfend. „Dieſer begabte junge Mann, auf den wir ſo viel bauten! Iſt er entflohen?“

„Nein. — Er gab ſich ſelbſt an und ſieht ſeiner Beſtrafung ruhig entgegen. Seine Un-

vorsichtigkeit kann uns aber theuer zu stehen kommen. Es wäre möglich, daß wir nunmehr die Kosten des beabsichtigten Aufstandes allein tragen müßten."

„Immer schlimmer," seufzte Emanuel. „Wie nennt sich denn der Graf, dem der Bauernsohn so übel mitgespielt hat?"

„Michael Sembronowski."

„Der alte Pietist! — Der reichste Edelmann in ganz Polen!" sagte Joseph.

„Und der Einzige, auf dessen wahrscheinliche Bekehrung bauend wir den Polen die Hand zum blutigen Spiele reichten!"

„Diese allerdings sehr überraschenden Nachrichten machen mir Vieles klar," sagte Pater Joseph. „Ich begreife jetzt Stanislas Sembronowski's widersprechende Handlungen, der nach seiner glücklichen Flucht aus Paris plötzlich mit kecker Stirn mir unter die Augen trat und die Frechheit hatte, mich als Rebellen anzeigen zu wollen, wenn ich ihm nicht ein Versprechen zurückgäbe, das ihm eine hübsche Summe kosten konnte, falls meine Behauptung,

auf die es sich gründete, in Erfüllung ging. Ich mußte mich dazu entschließen und stürmisch, wie er gekommen, entfernte er sich wieder. Sicheren Nachrichten zufolge lebt er jetzt sehr ausschweifend in Wien."

„Dieser tolle und bewegliche Charakter," fiel Ghiberti ein, „hat mir viel Sorge gemacht. Er ist völlig unzuverlässig, selbst dann, wenn er sich durch Eide verpflichtet hat. Leider weiß er zu viel und zieht nun möglichsten Nutzen daraus. Er correspondirt mit allen Sembronowski's, auch mit andern hier lebenden Polen und sucht unserer Gesellschaft den größten Schaden zuzufügen. Erst kürzlich fielen mir Briefe von ihm in die Hände, aus denen seine bösen Absichten deutlich hervorleuchteten. Darum wünschte ich, daß man ihn wieder einsperrte und zwar für immer. — Ich werde seinetwegen nach Wien schreiben, um ihn von dort gelegentlich verschwinden zu lassen."

„Ist Graf Alexander Mierslewski von dem unklugen Betragen seines Pathens unterrichtet?" fragte Pater Joseph.

„Umständlich.“

„Wozu räth der Graf?“

„Bis jetzt hat er sich über seine Privatansicht noch nicht ausgelassen. Uebrigens scheint er meine Meinung, die gefährliche Angelegenheit der Entscheidung des Ordens zu überlassen, theilen zu wollen.“

„Und was soll mit dem Mädchen geschehen?“ fragte Emanuel.

„Hm! Was Gott will,“ lächelte Ghiberti. „Sie wird ein Kind gebären und vielleicht dabei sterben! — Mich dünkt, dies wäre für sie, wie für ihren Vater, den armen Nicol und uns selbst eine höchst segensreiche und weise Schickung des Himmels.“

„Beten wir, daß zur größern Ehre Gottes geschehe, was dem Heil und Wachsthum seiner Streiter förderlich ist!“ sagte Pater Joseph salbungsvoll, ergriff das Kreuz an seinem Gürtel und küßte es. Emanuel that dasselbe. Ghiberti schlug träumerisch die Augen nieder und ersuchte dann seine Begleiter auf's Freundlichste, ihm in die Stanzen des Raphaels zu folgen, um die Sorgen der Ge-

genwart in erheiternden Kunſtgenüſſen zu vergeſſen.

Hier verlaſſen wir die Jeſuiten, um uns wieder denjenigen Perſonen zuzuwenden, die ohne ihr Dazuthun den welterſchütternden Plänen dieſer Männer anheimgefallen waren.

Viertes Kapitel.

Bekehrung.

Aus Michael Sembronowski's Unterredung mit Ghiberti haben wir gesehen, daß Nicol Bogecz bei seiner Flucht von Petrella Papiere zurückgelassen hatte, die ihn dem Grafen verriethen.

Als dieser hinfällige Greis durch die Bemühungen Davids und der herbeigerufenen Dienerschaft von seiner Schwäche sich wieder erholt und die etwas später in's Leben zurückkehrende Tochter durch irrsinnige Reden ihm den beklagenswerthen Zustand enthüllt hatte, in dem sie sich befand, ließ der erschrockene Graf, dem Zorn und Rachlust ungewöhnliche Kräfte gaben und in diesem gewaltigen Sturm aufrecht erhielten, zuvörderst die Zimmer des

vermeintlichen Dolmo durchsuchen, wobei die bereits erwähnten Papiere aufgefunden wurden. So heftig Graf Michael über diese Entdeckung erschrak, so freute er sich doch, dem wahren Betrüger auf die Spur gekommen zu sein. Er zweifelte nicht, daß sowohl er selbst, als sein armes Kind die Opfer eines weit ausgesponnenen entsetzlichen Planes dieser heimlichen Weltverderber geworden seien. Konnte er auch die eigentliche Absicht seiner Feinde nicht entdecken, so ward es ihm doch zur Gewißheit, daß sie große Zwecke im Auge haben mußten. Diese durch offenes Hervortreten, durch gerichtliche Klage zu zerstören, hielt der Graf in seiner Lage für den sichersten Weg, den geheimen Schlingen dieser Menschen zu entschlüpfen, und aus diesem Grunde beschloß er, nach seiner Ankunft in Rom unverweilt dem General des gefürchteten Ordens eine Visite abzustatten.

Welche Folgen dieser Besuch durch Ghiberti's Dazwischentreten hatte, und wie dieser Alles berechnende listige Römer schon im Voraus den Orden jedem Angriff möglichst unzu-

gänglich zu machen wußte, haben wir gesehen. Michael Sembronowski fühlte wohl bei seinem Abschied von Ghiberti, daß er einem Manne gegenüberstand, dem er nicht gewachsen war, ja es stiegen sogar beunruhigende Zweifel in ihm auf, ob der Verderber seines Hauses nicht doch vielleicht ohne Mitwissen und Genehmigung seiner Obern gehandelt haben möchte. Die unüberlegte, jedenfalls ganz unpolitische Flucht des Verbrechers trug wesentlich bei, ihn in diesen Gedanken zu bestärken, und brachte er vollends noch die heftige Entrüstung und die große Bereitwilligkeit Ghiberti's in Anschlag, die einer strengen Untersuchung der Unthat kein Hinderniß in den Weg stellte, vielmehr dieselbe beschleunigt wünschte, um nur ja recht bald den Schuldigen zur Verantwortung ziehen zu können, so mußte die traurige Vermuthung, daß er von einem frechen Abenteurer schändlich betrogen worden sei, bei ihm an Stärke gewinnen.

Der Graf lebte zurückgezogen von aller Gesellschaft auf Villa Poniatowski. Er hatte diese Wohnung ihrer vom Lärm der Stadt

entfernten und ländlich heitern Lage wegen gewählt. Von ihren bebuſchten Höhen konnte man Rom vom Sanct Peter bis zum Coloſſeum, den blitzenden Spiegel der Tiber und die breite nach Florenz führende Straße noch über Ponte Molle hinaus überblicken. Man ſah das Leben der Weltſtadt an ſich vorüberbrauſen, ohne doch von ihm berührt zu werden.

Ein Aſyl dieſer Art bedurfte jetzt Graf Michael ſeiner unglücklichen Tochter wegen. Victorie, dieſes ſanfte, ſchöne, fromme Mädchen, wie es uns zuerſt in den düſtern Mauern Petrella's entgegentrat, war ſeit dem Verſchwinden des Pſeudografen in eine Schwermuth und Geiſteszerſtreutheit verfallen, die ſtillem Wahnſinn wenig nachgab.

Sie ſprach tagelang kein Wort oder rief zuſammenſchaudernd mit einer Stimme, die alle Nerven erbeben machte, aus:

„Ein Jeſuit iſt mein Bräutigam!“

Im Uebrigen lebte ſie ſtill, ſanft, für den Vater beſorgt, ihn hegend und pflegend, wie früher, vollzog willig jeden Befehl des Grafen, gab ihm aber auf keine ſeiner Fragen

eine Antwort. Nur ihre Blicke, ihre Bewegungen ſprachen.

So fand ſie Ghiberti, als er in Folge von Tommaſo's Erzählungen dem polniſchen Grafen unerwartet einen Gegenbeſuch abſtattete. Das Herz klopfte dem kalten Jeſuiten ſtärker, als er dieſe graziöſe Geſtalt mit der ſanften bleichen Leidensmiene einer in Gott ergebenen Magdalena vor ſich ſah und ihren lebensfriſchen Lippen, die einer ſeiner frivolen Jünger in ſündigem Rauſche entweiht hatte, keinen Laut der Klage oder der Verdammung entſchlüpfen hörte. Ghiberti hatte während ſeines kurzen Aufenthaltes in der Villa Momente rein menſchlicher Regungen, und wäre er nicht ſchon früher entſchloſſen geweſen, den leichtſinnigen Mann, der ihn ſo dreiſt getäuſcht und den Orden ſo beiſpiellos compromittirt hatte, ſtreng zu beſtrafen, ſo würde jener Beſuch bei dem Grafen dieſen Entſchluß in ihm gezeitigt haben.

Gerührt oder doch eigenthümlich bewegt von Victorie's namenloſem Seelenleiden trat Ghiberti weit milder auf, als es ſeine Abſicht geweſen war. Es hatte ihn empört, daß, obſchon entſtellt und nur wie der blaſſe Schatten

einer Unthat, im römiſchen Volke das Gerücht umlief, die Geſellſchaft Jeſu ſei durch eins ihrer Mitglieder bei einem geheimnißvollen Liebeshandel betheiligt. Nochmals verlangte er von dem Grafen ſtrenges unverbrüchliches Stillſchweigen über das Vorgefallene, rief ihm in ſehr beſtimmten Ausdrücken die Bedingungen abermals in's Gedächtniß, unter denen er mit und für ihn handeln wolle, und beſtand endlich auf ſtrenger Ueberwachung der geiſtig leidenden Gräfin, damit ſie mit Niemand verkehren könne. Werde der Graf dieſen billigen Wünſchen entgegenkommen, ſo dürfe er binnen vierzehn Tagen auf Vollziehung des gemeinſam entworfenen und gebilligten Vertrages rechnen.

Graf Michael, nicht weniger über die bereits in's Volk gedrungene Erzählung von dem abenteuerlichen Liebeshandel beſtürzt und die Geheimhaltung deſſelben eben ſo ſehr wünſchend, als der Jeſuit, gab und hielt das Verſprechen. Vierzehn Tage ſpäter wurden ihm pünktlich ein paar Reinſchriften des Vertrages in italieniſcher und polniſcher Sprache über-

bracht, die mit der peinlichſten Gewiſſenhaftigkeit abgefaßt waren.

Seitdem verſtummte auch das Gerücht unter der Bevölkerung, wie ein zerknickter Zweig langſam abſtirbt. Die geheimnißvolle Gräfin in ſchwarzen Trauerkleidern war verſchwunden, vor dem Thor der Villa Poniatowski wuchs Gras, auch ſah Niemand mehr einen Gallawagen mit vier Falben, prunkvolle Jokeys tragend, über das Pflaſter des Corſo's rollen. Drei Wochen genügten, die feenhafte Erſcheinung für immer in das Reich der Fabeln zu verſetzen.

Dennoch lebte Victorie in dem ländlichen Aſyl der Villa, nur von ihrem Vater und der treuen verſchwiegenen Dienerſchaft umgeben. Dieſe fühlten das Unglück ihres Gebieters faſt ſo tief, wie der Graf ſelbſt, denn Alle liebten die junge, ſchöne Herrin.

Auf die geiſtige Stimmung Michaels hatte übrigens das ſo plötzlich über ihn hereinbrechende Unglück eigenthümlich eingewirkt. Sein Entſchluß zur katholiſchen Kirche überzugehen, ward nicht nur erſchüttert, ſondern voll-

kommen zertrümmert. Im Umgange und durch die Gespräche und Disputationen mit Nicol hatte der Graf eingesehen, daß bloßes Gebet und kopfhängerisches Wesen den Namen wahrhafter thatkräftiger Religion nicht verdiene. Der gefestete Bau des Katholicismus, die Kraft und Macht des Hohenpriesterthums, wie es sich in dieser Kirche unter den gewaltigsten Erschütterungen der Welt ausgebildet und erhalten hat, berückte seinen der Hilfe bedürftigen Geist, der sich noch immer von schwerer Sünde belastet fühlte. Um im absolvirenden Priester, im Segen ertheilenden Papst Fürsprecher und Entsühner vor Gott zu haben, wollte Graf Michael Katholik werden.

Nicol's Verrath an sich hingebender Liebe und sein schnöder Mißbrauch des Gastrechts schreckten den alten Polen ab, sich einer Kirche beizugesellen, die solche entartete Menschen unter ihren Priestern zählte. Ein höhnisches Gelächter entrang sich seiner Brust, als er den Schritt nochmals bedachte, den er zu thun im Begriff stand. In seinem wilden Unmuth konnte er sich nicht enthalten, auszuspucken und mit der

Wuth eines ergrimmten Tigers, dem man sein Junges geraubt, auszurufen:

„Ich will nicht! — Will jetzt Ketzer bleiben, böser Ketzer! — Will nur auf Rache sinnen! — Mag nicht mehr beten — nie mehr!“

Und der sonderbare Mann hielt Wort. —

Verschwunden sind die schwarzen Teppiche aus seinem Zimmer, die Gebetbücher läßt er auf dem Heerde und im Kamine verbrennen — das Zerstreuungsspiel mit den Linsen ist für immer vergessen.

„Aber was beginnt nun der schwächliche alte Graf, um die schreiende Stimme seines Gewissens zu beschwichtigen?“ höre ich den Leser fragen.

Die Stimme seines Gewissens wird von dem Ruf nach Rache, der in der Seele des heißblütigen, jähzornigen Polen tobt, überschrieen. — Der Graf hat nicht Zeit mehr, über die Vergangenheit, über die eigenen Verschuldungen nachzudenken. Und hätte er sie auch, sie würden ihm doch unbedeutend erscheinen im Vergleich mit dem abgefeimten Schurkenstreiche, der seinem lieben zarten Mädchen,

dem Troſte ſeines Alters, Glück, Ehre, Geſundheit und Leben koſtet! —

Darum iſt Graf Michael ein ſtiller, ſinnender, nach Rache lechzender Ketzer geworden. Der Unglaube der früher nie ſeinen Fuß berührte, hat ſeine giftige ſcharfe Zunge jetzt tief, tief in ſein Herz eingebohrt, und mit dämoniſchem Behagen lauſcht er dem Geflüſter, das gleich einem verpeſtenden Contagium in den Lüften weht und den Kindern dieſer Welt jene ſchrecklichen Irrlehren predigt, die man den Ruf des Zeitgeiſtes zu nennen beliebt! — Ja, daß ich es ausſpreche, der greiſe Pole iſt ein gefährlicher Liberaler, der an jegliches Wort, aus weſſen Munde es immer fließen mag, die ſcharfe Sonde ſeiner zerſetzenden Kritik legt. Er glaubt nicht mehr an die Unverletzlichkeit geſalbter Könige, nicht an die Untrüglichkeit der Bibel, nicht an die Göttlichkeit Chriſti! — Schon ſteht er außerhalb der Grenzen des kirchlichen Proteſtantismus, und wir fürchten, daß wenn er noch einige Wochen fortfährt zu grübeln, zu ſichten und über das Vergeltungsrecht nachzudenken, er den Lichtfreunden ſo nahe gerückt

ſein wird, wie die erſten Wortführer dieſer gefürchteten Aufklärungsmänner. —

Ob nun Graf Michael Sembronowski noch Chriſt iſt in dem Sinne, wie die geſunde Vernunft, nicht wie die Kirche dieſen Begriff erfaßt wiſſen will, darüber mögen ſich einſtweilen die Leſer ſelbſt ein Urtheil bilden. Der vielgeprüfte alte Mann mag bis zu der Zeit, wo er wieder handelnd in unſerer Erzählung auftritt, die bleiche Stirn ſeiner geopferten Tochter küſſen und bei jedem Kuſſe dem Elenden fluchen, der dieſe reine heilige Lilie geknickt hat, ohne daß wir den trauernden Vater deshalb verdammen oder der Liebloſigkeit anklagen wollen.

Fünftes Kapitel.

Eine römiſche Nacht.

Ein heiteres Volksfeſt, wie ſie im Frühjahr, Sommer und Herbſt in der Nähe Roms häufig gefeiert werden, hatte eine große Menge Menſchen auf den Wieſen verſammelt, die ſich vom Fuß der bemoosten Pyramide des Ceſtius bis an den Monte Teſtaccio, den Scherbenberg, ausbreiten. Weil ſie vorzugsweiſe der Tummelplatz des römiſchen Volkes ſind, hat man ſie auch nach dieſem genannt.

Es war grade Mitte Juli, der Tag für einen römiſchen Sommer ungewöhnlich mild, die Luft nicht geſchwängert mit jenen giftigen Ausdünſtungen der Sümpfe, die während der heißen Monate alle niedrig gelegenen Gegenden in Rom, wie die ganze Campagna mit

der gefürchteten Fieberluft, der Aria cattiva, erfüllen.

Tanz und Jubel hatten ſich bis in die Nacht hinein verlängert. Wie ein weicher durchſichtiger Schleier mit ſilbernen Sternen geſtickt, lag der blaue klare Nachthimmel über dem jubelnden Volk. Ein goldener Kahn glitt der Mond durch das flimmernde Luftmeer, und verbreitete überall Zauberlicht und träumeriſchen Mährchenglanz. Die Kuppeln und Thürme der Stadt ſchimmerten in duftigem Aether, die grauen, mit dünnem Flechtengefaſer überzogenen Marmorquadern der faſt zweitauſendjährigen Pyramide, in deren Schatten die Proteſtanten unter Myrthengebüſch und Lorbeerhecken ſchlafen, glänzten wie matt geſchliffene Silberplatten. In der Ferne ragten ähnlich verglühten Thurmzinnen die braunrothen Rieſentrümmer der Caracalliſchen Thermen hoch hinein in den Nachthimmel, und das einem Auge vergleichbare Mauerrund des Coloſſeums tauchte zwiſchen Cölius und Esquilin in ſeiner erſchütternden Pracht, umfloſſen von ſchäumender Lichtglorie, aus der beſchatteten Tiefe auf.

Ueber dem oberſten Ringe des Gemäuers ſtand ein purpurvioletter Schein, der bald ſtärker, bald ſchwächer wurde, und bisweilen ſeine Stelle wechſelte.

„Sieh dort, Tereſella!“ ſprach Lodovico, der dem Feſte am Scherbenberge mit ſeiner Geliebten beigewohnt hatte, da er aus ſolchen nationalen Volksbeluſtigungen reichen Stoff zu künftigen künſtleriſchen Entwürfen einſog. „Da erſcheint wieder jenes wunderbare Licht über dem alten Theater, das mich in ſtillen Mondnächten ſchon ſo oft mit heiligen Entzückungsſchauern erfüllt hat! Wie erklärſt Du Dir ſein Entſtehen?“

„Ganz einfach, du wundervoller lieber Narr,“ verſetzte lachend die Römerin. „Das machen die Engländer.“

„Die Engländer!“

„Gewiß, allerſchönſter Lodovico! Dieſe langweiligen Narren können nichts intereſſant genug haben, ſelbſt nicht unſere merkwürdigen Ruinen. Beim lieben ehrlichen Sonnenlicht ſtecken ſie die Hände in die Taſchen ihrer abſcheulich geſchmackloſen Röcke, rücken die Hüte

in den Nacken, sperren die Mäuler auf oder gähnen, und sagen „Yes!“ Damit klappen sie Bücher und Augen zu und gehen stockſteif, als ob sie aus lauter eckigen Hölzern zusammengezimmert wären, wieder nach ihren Kutschen. Erſt des Nachts, bei Mondlicht leben sie auf, und dann rennen sie stundenlang, umgeben von einem Dutzend Fackelträgern, in den größten Ruinen herum, lassen die curioſeſten Manöver ausführen und sagen lächelnd: Beauteful, very beauteful! Most gracious! — Verlaß Dich drauf, mein Goldherz, es sind eine Schaar Engländer, die mit Fackeln die Gänge unseres berühmten Theaters durchwandern.“

Lodovico fand die Hypotheſe seiner klugen Geliebten ganz wahrscheinlich und wunderte sich ernſtlich, daß er nicht selbſt darauf gekommen war. Hatte er doch in Gesellschaft anderer Künſtler mehrmals den über alle Beschreibung herrlichen Anblick dieſes wunderbaren Gebäudes bei Fackelschein und Mondlicht mit durſtiger Seele genoſſen.

„Wenn wir tüchtig ausschreiten, mein ſüßes Täubchen,“ sagte er, dem lieben Mäd-

chen die roſigen Fingerſpitzen küſſend, „ſo können wir den heutigen warmen Sonnenſcenen vielleicht noch ein kühles ſchattiges Nachtbild mit grellen Schlaglichtern beifügen. Sputen wir uns! Hier dieſer Weg durch die Vignen führt ziemlich grade nach der Via di San Gregorio. Auch entrinnen wir ſo dem überluſtigen Volksſchwarme, der ſich unterm Schellenlärm der Tamburins der Tiber zuwendet. Nach ſo vielem Weingenuß thut man gut, Deinen Landsleuten auszuweichen, denn ſie fangen häufig Händel an aus purem Uebermuth.“

„Sind ſie nicht Römer?“ verſetzte Tereſella, den Geliebten mit großem Auge ſtolz anblickend und die prächtig geſchnittenen Lippen etwas verächtlich aufwerfend. „Unſere Vorfahren eroberten die Welt aus Uebermuth. — Bei der allerheiligſten Madonna, es wäre beſſer, wenn's noch ſo wäre!“

„Behüte, behüte, mein ſchlankes Goldfiſchchen,“ ſagte lachend der Maler, ſeinen Arm feſter um den Leib des ſchönen Mädchens ſchlagend. „Ich finde, daß es der liebe Gott

jetzt viel geſcheidter eingerichtet hat. Die Welt kommt jetzt nach Rom und erobert da das Schönſte, was es beſitzt, ſeine herrlichen, liebenswürdigen Töchter. Iſt das nicht luſtig, Herzenskönigin?“

Obwohl Tereſella ſich tüchtig wehrte, raubte er der ſtolzen Widerſpänſtigen doch mehrere Küſſe, mußte aber ſeine feurigen Liebkoſungen zu guter Letzt mit einem Biß bezahlen, den ihm die ſcharfen Zähne der ſchönen Wilden geſchickt beibrachten und worüber ſie in unmäßigen Jubel ausbrach. Vor Freude über die gelungene Beſtrafung des Uebermüthigen und zur Belohnung für den ihm zugefügten Schmerz gab ſie ihm jetzt freiwillig die heftigſten Küſſe und trank gierig die Rubinperlen, die aus der kleinen Wunde rannen.

„Du bleibſt eine wilde Katze,“ ſagte Lodovico mit erzwungenem Unmuth. „Aber warte nur! Biſt Du erſt meine Frau, ſo breche ich Dir die kleinen ſcharfen Zähne aus! Dann bin ich ſicher, daß Du keinen Liebhaber findeſt, denn Mädchen und Frauen ohne Zähne haßt man hier zu Lande wie die Peſt.

Und ich finde, daß man Recht hat. Gewiß, Du glatte Sirene mit Deinen verzauberten Augen, ich werde mich rächen!"

Tereſella gab kecke, verwegene Antworten auf dieſe Scherze, die bei Lodovico den ſchönſten Anklang fanden, und ſo wanderten ſie, ihr heiteres Witz- und Scherzſpiel mit ſteigendem Humor fortſetzend, raſch in die Nähe des Palatin, an deſſen Fuß die erwähnte breite Straße in grader Linie bis zum Triumpfbogen des Conſtantin hinläuft. Der glänzende farbig ſtrahlende Schimmer über dem Coloſſeum war verſchwunden.

„Es iſt zu ſpät," ſprach Tereſella.

„Wenn auch, laß uns unſern Vorſatz vollends ausführen und wenigſtens durch das Gitter einen Blick in das Innere der blutgetränkten Opferſtätte werfen."

Mit beſchleunigten Schritten eilten ſie dem Bogen des Conſtantin zu, deſſen gelbliches Gemäuer unter den Flammen des Mondes wie Bronze ſchimmerte. Der hohe weit geſpannte Bogen, durch den die Straße führt, war von der Wölbung ganz beſchattet, die abſchüſſige

Fläche gegen das Amphitheater, dieser Riesenbau selbst, wie die cassettirte Nische des Venustempels und der unförmliche Säulenstumpf des berühmten alten Springbrunnens, der Meta sudans, mit dem zum Forum hinauf geleitenden breiten Pflasterwege, den Ueberresten der Via sacra, waren taghell vom Monde erleuchtet.

In der zerbrochenen Rotunde des Venustempels bemerkte Lodovico Gestalten, die hin und wieder gingen. Er hielt sie für Bauern der Umgegend oder für Kleinbürger der zunächst gelegenen Stadttheile, denen es gelüstete, beim Flimmern des Mondes das beliebte Morraspiel noch einige Zeit zu treiben. Man sieht häufig Gruppen solcher Spieler des Nachts unter einer Laterne oder im Mondenglanz auf freien Plätzen ihre leidenschaftlichheftigen Gebehrden gegen einander machen.

Zu gleicher Zeit gewahrte Teresella einen langen Zug von Männern durch das Thor der Cäsaren aus dem Colosseum nach dem hügligen Terrain des Cölius schreiten. Sie machte ihren Geliebten darauf aufmerk am

und Beide betrachteten nun die geſpenſtiſche Erſcheinung mit einem gemiſchten Gefühl von Neugier und Furcht. Die langſam und paarweiſe Vorüberwandelnden ſchienen über die Kieswege hinweg zu ſchweben. Man hörte weder ein Kniſtern und Knirſchen des Sandes, noch ein Rauſchen der Gewänder, und eben dieſe Todtenſtille gab dem ſonderbaren Zuge einen durchaus übernatürlichen Anſtrich. Furchtſame oder Abergläubige konnten leicht veranlaßt werden, ihn für eine Geiſtererſcheinung zu halten.

Unter dieſe gehörte Lodovico nicht, weshalb er mit verſchärfter Kraft ſeine Blicke auf den ſonderbaren Zug heftete. Bei der großen Helligkeit der Nacht bemerkte er, daß wo nicht Alle, doch bei weitem der größte Theil dieſer ſchweigſamen Geſellſchaft Prieſter waren und Ordensgeiſtliche. Er erkannte deutlich die braunen Kutten der Franziskaner, die ſchimmernden weißen Gewänder der Benedictiner-Camaldulenſer und die ſchwarzen Röcke der Jeſuiten. Sie gingen ſämmtlich barhäuptig mit geſenkten Blicken, und das lautloſe

Schweigen, das unter ihnen herrschte, schien anzuzeigen, daß sie einem gottesdienstlichen Act beigewohnt hatten und noch ganz ergriffen davon durch Gebet ihre Seelen im Kreise frommer Anschauungen und Betrachtungen festzuhalten suchten.

Die sehr zahlreiche Versammlung zog gradeswegs nach dem Cölius, auf dessen Höhen das Kloster der Passionisten mit hohem alterthümlichen Glockenthurm in klaren Umrissen sich gegen das tiefe Schwarzblau des südlichen Himmels abhob. Im breiten Schatten des dicht bewachsenen nördlichen Abhanges, an denen noch viele Ueberreste alten Gemäuers sichtbar werden, läuft ein Weg nach einer kleinen zum Kloster führenden Pforte. Diesen Weg betraten die Priester, was zur Folge hatte, daß sie den spähenden Blicken Lodovico's und Teresella's im Grau der Schatten entrückt wurden.

Als die Letzten des Zuges verschwunden waren, traten die Liebenden aus ihrem Versteck.

„Ich möchte hundert Scudi gegen einen Bajoce' wetten," sagte Lodovico, mit den Fin-

gern ſchnippend, „daß ein guter Bekannter von uns unter den Schwarzröcken war, die wie ein geſpenſtiſches Leichengefolge über die verſchütteten Gräber der Geſchichte fortglitten!“

„Auch ich,“ nickte ihm Teresella beiſtimmend zu.

„Du ſahſt ihn bei der Wendung des Kopfes, als er die Augen zur Villa erhob?“

„Ganz deutlich.“

„Und erkannteſt ihn?“

„Zug für Zug.“

„Ja, ich bin überzeugt, es war Monſignore Camuccini.“

„Im Prieſtermantel!“

„Das beunruhigt mich einigermaßen,“ ſagte Lodovico nachdenkend. „Wenn er doch nicht ganz redlich wäre?“

„Ach was!“ verſetzte Teresella heiter. „Iſt's denn einem vornehmen Monſignore, einem reichen Prälaten etwa nicht erlaubt, ſich jedes beliebige Stück Tuch um die Schultern zu hängen, wenn's ihm Vergnügen macht? Oder gereicht es einem ſo gnädigen, gütigen und freigebigen Herrn zur Schande, daß er

mit andern Gläubigen gemeinsam sein Gebet verrichtet? Jeder rechtgläubige Christ soll das thun oder er ist schon zur Hälfte ein Ketzer, wie Du, lieber Schalk von einem deutschen Heiden."

Dabei zupfte sie den Maler schelmisch an seinem Schnurrbart und drängte ihn hinab zum Eingang des Colosseum.

„Gibt's etwa ein wichtiges Kirchenfest?" fragte Lodovico, dem Willen seines Mädchens nachgebend. „Ihr habt ja dergleichen mehr als Tage im Jahre."

„Das fragst Du mich?" erwiederte die Römerin. „Tausend Dank für die gütige Zumuthung! Wenn ich erst zehn Jahre im Kloster gelebt habe, will ich Dir Antwort geben."

„Aber den Tag weißt Du, allerliebstes wälsches Hühnchen?"

„Wie meinen Namen, Herr Bistuklug! Wir schreiben heut den sechzehnten Juli."

„Gut. Erinnere mich daran, wenn wir nach Hause kommen. Ich muß doch nachsehen, ob wir den Namenstag eines berühmten Heiligen so unheilig heut durchschwärmt haben."

„Ein Geburtstag war es nicht, ſonſt hätten ſie auf der Engelsburg kanonirt, daß wir noch jetzt den Pulverdampf röchen.“

Unter dieſem Geſpräch hatten die Liebenden das Gitterthor erreicht. Es ſtand noch offen zur Verwunderung der ſpäten Beſucher. Unter den breiten Bogengängen, die ſich in immer größeren Kreiſen fünfmal um die Arena ſchwingen und auf ihren teraſſenförmig aufſteigenden Wänden die ungeheuren Sitzreihen für eine Zuſchauermenge von hunderttauſend Menſchen trugen, glimmten ein paar ausgebrannte Fackelſtümpfe. Der grandioſe innere Raum war leer. Das Flüſtern der Nachtluft verdichtete ſich zu Lauten, die gleich Vogelſtimmen aus den Ritzen der Mauern oder vom hohen Sims herab melancholiſch-geheimnißvoll ertönten.

Am Fuße des Kreuzes mitten in der Arena kniete einſam eine Geſtalt. Auch auf der hölzernen Kanzel links vom Eingange bewegte ſich etwas Lebendiges. Lodovico erkannte einen Franziskaner, bei den Römern bekannt als Kanzelredner. In ſeiner nachhaltigen Be-

geisterung, — denn jedenfalls hatte er vor Kurzem erst eine seiner heftigen bilderreichen Predigten beendigt, — breitete er die Hände zu dem gestirnten Himmel aus und rief mit weithin dröhnender, das Echo des Riesengebäudes vielfach erweckender Stimme:

„O gebenedeite, heilige, gnadenreiche Madonna! Wozu hat Gott die Sterne an den Himmel geheftet? — Auf daß sie eine Glorie bilden sollen um Dein hochheiliges Haupt, Du Königin des Himmels! —"

„Warum wandelt der Mond allnächtlich vom Morgen gen Abend? — Damit er Dir diene als Wagen und Dich trage über alle Völker der Erde, um sie mit Deinem Blick zu beglücken, zu segnen, zu begnadigen vom Aufgang bis zum Niedergang!"

„Und warum, warum sendet das glühende Gestirn, das wir sündhaften Menschen Sonne nennen, seine heißen Strahlen herab auf diese unwürdige Erdscholle? — Oh, oh, damit diese Strahlen früh und Abends einen goldenen Thronhimmel bilden über dem Erdballe, um darunter ruhen zu lassen die Königin der Kö-

niginnen und an ihren Thron zu führen alle Heiligen und Seliggesprochenen!“

„O gebenedeite, gnadenreiche Madonna, segne auch mich, Deinen unwürdigsten Knecht, und beschütze jeden, der sein Gebet aus so gläubiger Brust zu Deinem Sohne erhebt, wie jener inbrünstige Büßer! — Amen, Amen, im Herren Amen!“

Der Mönch, ein colossales Kreuz mit flacher Hand in die funkelnde Luft schlagend, verließ jetzt die Kanzel. Zugleich erhob sich der am Kreuz knieende Beter, kehrte den späten Ankömmlingen das Gesicht zu und schritt gesenkten Hauptes nach dem Ausgange.

Lodovico und Teresella erkannten Tommaso. Der Trasteveriner schien das glückliche Paar nicht bemerkt zu haben.

„Der Patron wird mir immer unheimlicher,“ sagte Lodovico, „vollends seit er sich wie ein Geck in pariser Narrentracht gesteckt hat.“

„Pfui auf ihn!“ rief entrüstet die leidenschaftliche Römerin aus. „Solcher Schuft verschmäht das Kleid seiner Väter zu tragen, die als ehrliche Menschen darin gestorben sind? —

Nun ich erleb' es noch, daß den abtrünnigen Weichling Raben oder Adler freſſen."

In dieſem Augenblick brauſten wie der anſchwellende Accord einer coloſſalen Aeolsharfe Geſangestöne durch die Luft und verſchwebten über dem unermeßlichen Rund des Amphitheaters. Die Accorde wiederholten ſich, bildeten eine ergreifende Melodie und floſſen in einem erhabenen vierſtimmigen Männergeſang zuſammen, der von ſo gewaltig ergreifender Wirkung war, daß den Liebenden unwillkürlich Thränen der tiefſten Andacht in die Augen ſtürzten. Nahe am Kreuze knieten Lodovico und Tereſella mit feſt verſchlungenen Händen nieder. Sie beteten nicht, aber ihre Gedanken waren nur bei Gott, ihre Seelen durchflogen jauchzend auf glänzenden Fittigen der Freude die lichten Räume des Himmels. In ſeliger reiner Liebe ſchlug Herz an Herz, verſchmolz Seele in Seele und die heilige Stille der weichen Mondnacht ſprach als Hoherprieſter der Welt den Segen über den Herzensbund dieſer einfachen unverdorbenen Kinder der Natur.

Nach diesem Hohenlied ohne Worte, das sie in wunderbarem Einverständniß dem Himmel zujauchzten, standen sie beglückt auf und schickten sich an, die Arena wieder zu verlassen. Der Gesang, der kurze Zeit gefeiert hatte, hob jetzt von Neuem an, nur lebhafter, fröhlicher. Lodovico erkannte die Stimmen Einzelner und erklärte seiner Geliebten, daß es Künstler seien aus dem hohen eisigen Norden. Die Scandinavier, dies herzige Völkchen voll nordischer Kraft, Sitte und Freimuth sangen, gleich Priestern des Alterthums die monderhellte Rotunde des Tempels der Venus beschreitend, schwedische Volks- und Heldenlieder. —

Zu anderer Stunde würde Lodovico nicht gezaudert haben, den fröhlichen Männern sich zuzugesellen, heut aber fühlte er sich an Teresella's Seite zu glücklich. Schien es ihm doch, als sei das wackere Mädchen ihm erst jetzt ganz und wahrhaft gegeben worden, und dieses Zauberband, das eine unsichtbare mystische Hand um ihn geschlungen, wollte er nicht muthwillig lösen.

Darum wanderte er denſelben Weg, den er gekommen war, ein Stück zurück und erſtieg Arm in Arm mit der Geliebten die hochgelegene Villa.

Grade gegen ihm über lagen die verſchobenen Kloſtergebäude der Paſſioniſten. Er ſah die hohe Palme im Garten des Kloſters ihre zartgefiederten Blätter über den dunkellaubigen Orangenbäumen bewegen. Es fiel ihm auf, daß mehr Lichter als ſonſt an den Fenſtern leuchteten, daß bisweilen die röthliche Flamme einer Fackel oder das bläuliche Feuer eines Windlichtes über den Vorplatz wehte, den er zum Theil überſehen konnte. Der geheimnißvolle Zug, der ihn ſchon vorhin beſchäftigt hatte, fiel ihm wieder ein.

„Bitte, liebe Tereſella,“ ſagte er zärtlich zu der Geliebten, die neben ihm ſtand und gleich ihm die ſtillen Gräber der Geſchichte ihres Volkes betrachtete, „gib mir doch den Kalender her.“

„Damit Du nachzählen kannſt, wie lange Du noch Zeit brauchſt zum Beſinnen, ehe Du ſchlecht und recht ſagſt: An dem und dem Tage wollen wir uns trauen laſſen?“

„Macht Dir das Sorge?“

„Wenn ich immer bei Dir ſein dürfte, nicht.“

„Nun ſo bleibe bei mir!“

Er zog ſie an ſeine Bruſt und küßte ihre Stirn. Sie ſchlug die Arme um ſeinen Hals und ſah ihn mit glücktrunkenen Augen lächelnd an. Es war ihm, als fielen die Strahlen zweier glänzender Sterne aus dem Himmel ihres reizenden Geſichtes in ſein Herz und erfüllten es mit hohem heiligem Glück.

Lächelnd blätterte er in dem Kalender. Drüben auf dem Glockenthurme der Kirche S. S. Giovanni e Paolo ſchlug es zwei, was im Sommer der zehnten Nachtſtunde nach unſerer Uhr entſpricht. Gleich darauf hörte man die Hora ſingen.

„Alſo deshalb!“ ſagte Lodovico, ſeine Stirn runzelnd, „deshalb! — Das macht mich doch bedenklich!“

„Du biſt ein deutſcher Träumer!“ ſchallt Tereſella. „Kann man noch mehr verlangen, wenn die Gegenwart ſo voll des Glückes iſt?“

Lodovico ließ den Kalender fallen und umschlang die Brust der Römerin.

„Grade, weil ich so glücklich bin," erwiederte er. „Großes Glück macht abergläubisch!"

„Hast Du Grund dazu?"

„Ich weiß nicht, liebe, traute Seele, aber es betrübt mich, daß wir den Monsignore Camuccini in dieser Gesellschaft erblickt haben und daß —"

„Ma che!" rief übermüthig jauchzend Teresella und fügte augenblicklich im zärtlichsten Tone der Liebe hinzu: „Nun sprich, ma che?"

„Nun so wisse denn, Du Herz ohne Falsch, daß heut der Todestag des heiligen Ignatius von Loyola ist!"

Den beiden Liebenden kam es vor, als ob in diesem Augenblick die Erde leis erbebte, sie vernahmen ein dumpfes Rollen. Gleich darauf läutete die Klosterglocke schrill und laut, — dann war Alles todtenstill.

Ueber den blauen Kuppen des Albaner Gebirges zuckten röthliche Blitze. Es

war als ob der alte gewaltige Gott des Berges, der flammentragende Jupiter, in der ſtillen Nacht auf den umgeſtürzten Altären ſeines Tempels ein Opfer anzünden wolle. —

Sechstes Kapitel.

Die Nachtmahlsbrüder.

In dieser Nacht fand eine seltsame Feier in der Klosterkirche der Passionisten statt. Gegen zweihundert Männer hatten sich hier versammelt, lauter Priester, Ordensgeistliche und viele hohe Prälaten. Mit brennenden Wachskerzen in den Händen umstanden sie in siebenfacher Reihe den geschmückten Hochaltar, an dem ein hoher Greis in flimmernd prächtiger Gewandung die Messe las.

Nicht einer unter diesen Männern hatte ein flaches, unbedeutendes Gesicht. Alle sahen klug, Viele verschlagen, Einige hochbegabt aus. Der Stempel geistiger Ueberlegenheit war auf den hohen Stirnen Aller zu erkennen, mochten auch neben denselben bei sehr Vielen die Spuren

des Mißbrauches der empfangenen Geistesgaben deutlich ausgesprochen sein.

Nach beendigter Messe erhob der am Altar fungirende Prälat die von Juwelen strahlende Monstranz. Die Versammlung kniete nieder und der Greis reichte Allen der Reihe nach die Hostie.

Dieses eigenthümlich feierliche Priesternachtmahl dauerte fast eine halbe Stunde. Ein gemeinsames, lautgesprochenes Gebet endigte es und die schweigsame Versammlung verließ unter dem Rufe des Priesters: „Gehet hin und wirket im Geiste des Herrn!“ die Kirche. —

Unter den Hügeln des Cölius befanden sich im Alterthume die Behälter der wilden Thiere, deren man sich bei den öffentlichen Kampfspielen im Amphitheater des Flavius, dem heutigen Colosseum, bediente. Diese Behälter hängen durch unterirdische Gänge mit der Arena zusammen, die ebenfalls ausgehöhlt war, um die wüthenden Bestien in eigens dazu bereit gehaltenen Käfichen aufzunehmen. Durch eine besondere Vorrichtung wurden

letztere beim Beginn der Kämpfe aus den unterirdischen Tiefen heraufgewunden in die Arena, der Käfich öffnete sich von selbst und das blutgierige Thier stürzte sich brüllend auf die harrenden Kämpfer.

Obwohl die Verwüstungen fast zweier Jahrtausende die unterirdischen Gänge theils zertrümmert theils verschüttet haben und die im Innern des Cölius befindlichen Kellergewölbe nur noch partiell zugänglich geblieben sind, das, was davon übrig ist, bildet doch immer noch ein so weit verzweigtes Labyrinth von Gewölben und Höhlen, daß man sich darin verirren oder sie zu Zwecken benutzen kann, die das Licht des Tages zu scheuen haben.

Antike Wasserbehälter, wie man sie häufig bald mehr bald weniger gut erhalten an Orten Italiens findet, wo im Alterthum blühende Städte die Macht und Cultur des römischen Volkes verkündeten, standen mit den Vivarien in Verbindung, um die vermuthlich sehr große Menge von wilden Thieren, die man der häufigen Schaukämpfe wegen stets in Bereitschaft

halten mußte, gehörig tränken zu können. Auch dieſe ſind jetzt zertrümmert und verſchüttet. Nur unheimliche trübe Waſſertümpel und tiefe teichartige Pfützen im Innern des Berges zeugen von der Ausdehnung, welche dieſe großartigen Waſſerreſervoirs gehabt haben müſſen.

Durch eine ſchmale Pforte ſtiegen ſämmtliche Prieſter nach genoſſenem Nachtmahl über gebrechliche Treppen und auf ſchlüpfrigen Pfaden in dieſe unterirdiſchen Gewölbe hinab. Viele trugen Fackeln, um die ſchmalen gefährlichen Wege nicht zu verfehlen, die in vielfachen Krümmungen an den finſtern Waſſerſpiegeln vorüber in das geſchützte trockene Innere führen. Die rothen Wände des Geſteins glitzerten ſeltſam im Schein der rauchigen Fackeln. Das Herabfallen einzelner großer Waſſertropfen verurſachte eigenthümliche Töne und erhielt die ſo ſtillen Gewäſſer in ſtets zitternder Bewegung. Molche, Eidechſen und Schlangen ringelten ſich am Boden oder ſchlüpften in die feuchten Riſſe der gigantiſchen Wände.

Etwa in der Mitte des Cölius nahm eine tempelartige Höhle die zahlreiche Verſammlung

auf. Dieſe Höhle war trocken, die Luft jedoch etwas dumpfig. Sie ſchien als Keller benutzt zu werden, denn es lagen eine Menge Fäſſer rund um an den Wänden aufgeſchichtet. Eine lange Tafel, roh aus ungehobelten Brettern gezimmert, war in der Mitte des großen Raumes aufgeſtellt. Bänke von wo möglich noch ſchlechterer Arbeit ſtanden daneben.

Um dieſe Tafel gruppirten ſich jetzt die Männer, pflanzten ihre Fackeln in den Boden und zündeten eine genügende Zahl Wachslichter an, um glänzende Helle in dem ſonderbaren Verſammlungsſaale zu verbreiten.

Als auch dies geſchehen war und die verſchiedenen Gruppen ihre Plätze eingenommen hatten, ſtellte ein hoch gewachſener Mann ein Krucifix auf die Tafel und legte einen Weihwedel daneben. Dieſer Mann war Ghiberti.

Geiſterhafte Stille rundum. Aus der Ferne hörte man das tönende Fallen der Waſſertropfen.

Ghiberti ſtand auf, überblickte mit ruhigem Auge die ſtattliche Verſammlung und hielt folgende Anrede an ſie.

„Im Namen des hochwürdigen Generals, auf dessen Geheiß ich unter Ihnen erschienen bin, begrüße ich Sie hier. Die Noth der christlichen Kirche, die Bedrängniß der Gläubigen hat Sie hieher geführt, um in gemeinsamer Berathung über das Wohl der Völker in brüderlicher Eintracht und unter den Einflüssen des heiligen Geistes Beschlüsse zu fassen, die in nächster Zukunft unser und unser aller Brüder Handeln leiten und bestimmen sollen."

„Geliebte Brüder, fromme Väter und Beschützer der Kirche! Als das kleine Häuflein verfolgter Gläubiger, aus dem späterhin die weltbeherrschende Kirche sich bildete, unter den entsetzlichsten Bedrückungen zusammentrat, beteten sie Gott an und feierten Christum in verborgenen Höhlen, neben den Grabesurnen der Todten. Aus der Nacht jener Grotten erhob sich die Sonne des Christenthums, in ihnen war der Stuhl Petri aufgerichtet, der zum Sitze des geistig mächtigsten Herrschers auf Erden geworden ist. Demuth, Bescheidenheit, Gehorsam und Zurückgezogenheit verbunden mit starker einiger Gesinnung machte die ersten

Christen, die Märtyrer und Heiligen der Kirche stark und ließ ihr heiliges Werk gedeihen. Können wir etwas Besseres thun, als jenen Männern nachahmen, auf deren Gebeinen der glänzende Wunderbau der Kirche sich erhob? Immer den Spuren folgend, die uns bedeutungsvoll erscheinen, beschlossen wir gleich jenen Vorkämpfern des Christenthums die großen Fragen der Zeit, die uns bewegen, in verborgenster Zurückgezogenheit, in den prunklosen Höhlen der Erde zu erörtern und zur größern Ehre Gottes unverbrüchliche Beschlüsse darüber zu fassen."

Ein Murmeln des Beifalls ging durch die Versammlung, Aller Augen waren auf den Sprecher gerichtet. Beim blendend hellen Schein der Lichter waren die Gesichtszüge jedes Einzelnen deutlich zu erkennen. Alle Länder, alle Nationen hatten ihre Vertreter in diesem mitternächtlichen Priestercongreß. Nicht blos Europa's Völkerschaften hatten Abgesandte hieher geschickt, auch der braune Sohn Aegyptens, der dunkle Nubier, der broncefarbige Bewohner Ostindiens, die Kinder Brasiliens und

Peru's waren eben so leicht unter den Versammelten zu erkennen, wie die langen Gestalten der blonden Nordländer von den deutschen Alpen bis an die Eisgebirge des Nordpols. „Verbündet zu Streitern der Kirche Christi," fuhr Ghiberti fort, „ergeht heut an uns Alle der Ruf, gerüstet und gewappnet den Feinden derselben entgegen zu treten, die sie auf allen Seiten umschwärmen. Nicht wir, sondern jene Ungläubigen, welche die menschliche Vernunft über die gefesteten Normen des Glaubens setzen, haben den Kampf begonnen, fordern uns auf zur Schlacht. Suchen wir dieser Geistesschlacht auszuweichen, so sind wir die Unterliegenden, nehmen wir sie an, so werden wir siegen, denn unsere Stärke ist die Einigkeit, unser Führer der Glaube der Kirche, der nie wankt. Ich fordere Sie deshalb auf, geliebte Brüder, Ihre Stimmen jetzt zu erheben und die Vorschläge mitzutheilen, die Sie je nach den Völkern und Ländern, als deren Repräsentanten Sie hier erschienen sind, für die am sichersten zum Ziele führenden halten. Der Vertreter der katholischen Kirche in Rußland spreche zuerst!"

In Folge dieser Aufforderung erhob sich ein schon bejahrter Mann, dessen Mienen Ernst und Entschlossenheit ausdrückten. In längerer, klarer Rede entwarf er ein ergreifendes düsteres Bild von der Lage der Katholiken in jenem großen Reiche. War dasselbe in seinen Einzelheiten auch vielleicht absichtlich mit starken Schatten zu sehr angefüllt, so ließ sich doch immerhin daraus abnehmen, daß dem Katholicismus, wie römischer Begriff ihn faßt, große Gefahren drohten. Er schloß mit einer energischen Allocution an die Versammlung und forderte dieselbe zum Schirm der bedrängten Kirche auf.

Nach ihm ergriff Pater Joseph das Wort. Dieser enthusiasmirte Pole spielte die kirchliche Frage mit eminenter Geistesgewandtheit unvermerkt in die Politik hinüber und wies durch scharfsinnige Dialektik nach, daß nur in politischer Erhebung der gesammten polnischen Nation Rettung und Sieg für die römische Kirche möglich sei.

Aus dieser klug überdachten Rede entspann sich eine lange lebhafte Debatte, die von staats-

männiſcher Einſicht der Sprechenden zeugte. Sie bewies deutlich, wie überwiegend politiſche Klugheit mit Prieſterherrſchſucht verſetzt iſt bei den Lenkern der römiſchen Kirche und wie Gewiſſensſcrupel dieſe nicht einengen, wenn es große Zwecke zu erreichen gilt. Mit allgemeinſter Zuſtimmung beſchloß die Verſammlung, der polniſchen Erhebung jeden erdenklichen Vorſchub zu leiſten und alle Mittel, die ſie fördern könnten, gut zu heißen.

Emanuel, den nach Joſeph die Reihe zu ſprechen traf, gedachte am ausführlichſten der deutſchen Bewegungen auf kirchlichem Gebiet. Er war ſehr genau unterrichtet und mit den Stimmungen dieſes Landes bewundernswürdig vertraut. Die Spaltung unter den Katholiken Deutſchlands ſchlug er an ſich nicht hoch an, in Verbindung mit den proteſtantiſchen Neuerungen aber fand er ſie von höchſter Bedeutung.

„Wir Alle," ſagte er in Bezug auf dieſe, „wir Alle ſind jetzt noch der Meinung, daß unausgeſetztes Bemühen in einigen Jahrhunderten die deutſchen Proteſtanten dem päpſtlichen Stuhle wieder unterthänig machen könne. Wir

glauben, die Uneinigkeit dieſer Ketzer werde Tod und gänzliche Auflöſung in ihre Reihen tragen. Dies aber iſt ein grauſamer Irrthum. Die Spaltung grade iſt die Stärke dieſer Männer, wie die unſrige die Einigkeit iſt. Nichts bindet ſie an eine Form, an ein Gefeſtetes. Sie können grübeln, forſchen, ſichten, wie es ihnen beliebt, und dieſer Geiſt der Forſchung, dieſe zerſetzende Kritik des Verſtandes dringt ein ſelbſt in die niedrigſten Kreiſe des Volkes und untergräbt den Willen zum Gehorchen. Iſt es nicht möglich — und ich halte es für unendlich ſchwer — dieſem Gift des Verſtandes durch Gegengift zu begegnen, ſo wird es binnen wenigen Jahrzehnten auch diejenigen Theile Deutſchlands ergreifen, deren Bevölkerung uns noch faſt ausſchließlich gehorſamt. Dann aber iſt die Herrſchaft des Statthalters Chriſti in dieſem Lande für immer gebrochen, und wer mag beſtimmen, ob die Felſen- und Eiswälle der Alpen hoch genug ſind, um den aufrühreriſchen Geiſt von Erklimmung derſelben abzuhalten? — Es iſt ein ſehr bedenkliches und nicht gering anzuſchlagendes Zeichen des geiſtigen

Unabhängigkeitssinnes, der tief wurzelt im Volk der Deutschen, daß jenes kleine Häuflein Abtrünniger, die noch dazu von keinem geistig bedeutenden Führer geleitet werden, es wagt, sich den Namen der Deutsch-Katholiken beizulegen. Mögen die geistig Stolzen unter uns darüber lächeln und eine Fanfaronade darin erblicken; mögen die Regierungen sie beengen und den Namen nicht anerkennen, das Volk, meine Brüder, das hunderttausendstimmige Volk, aus dessen Munde Gott fast immer spricht, ist für sie! Man versuche es, sie mit Gewalt zu unterdrücken, und ein Aufstand, wie ihn die Weltgeschichte noch nicht kennt, wird die Folge davon sein! — Gewaltsame Unterdrückung oder übermüthige Nichtbeachtung dieser reformatorischen Secte würde ganz Deutschland von Rom trennen und eine deutsche Nationalkirche begründen, von der sich vielleicht nur wenige Protestanten ausschlössen. Darauf achten Sie, ehrwürdige, weise Väter! Dagegen lassen Sie uns mit Besonnenheit und Vorsicht ankämpfen, während es noch Zeit ist!“

Diese Rede ließ einen tiefen Eindruck in der Versammlung zurück. Es trat eine tiefe, beängstigende Pause ein. Niemand wagte, Niemand wußte vielleicht Antwort darauf zugeben. Endlich stand Ghiberti auf.

„Aus den eben vernommenen Mittheilungen des geliebten Bruders Emanuel," sagte er, „haben Sie die Folgen kennen gelernt, die unüberlegtes Handeln immer nach sich zieht. Auch zu großer Eifer in schwieriger Zeit kann unüberlegt sein und wird mithin schaden. Ich glaube daher, daß wir der Kirche nichts vergeben noch ihrem Ansehen zu nahe treten, wenn wir den Kirchenfürsten in Deutschland größere Hinneigung zum Liberalismus empfehlen und sie bitten Manches, was in hiesigen Landen unerläßlich ist und Segen bringt, als für ihre Sprengel nicht vorhanden betrachten zu wollen."

Lebhafte Beistimmung der Versammelten unterbrach den Redner. Dieser gebot Ruhe und fuhr fort.

„Während man auf solche Weise die Mißstimmung der zum Zweifel Hinneigenden

und der wirklich Schwankenden beruhigt, muß der Geist der Ketzerei durch das wirksame Gift der Verdächtigung bekämpft werden. Wir müssen den Liberalismus in der Kirche durch den politischen Radicalismus schlagen! Und hier wird uns der Communismus, dieser heilige Geist der modernen Zeit, den die Bettler verehren, die besten Dienste thun. Was den Neuerungen in der Kirche huldigt, gleichviel, ob es sich zum Protestantismus oder zum Deutschkatholicismus bekennt, muß Communist sein. Wollen wir es erst mit aller Kraft, so wird es auch geschehen!"

„Aber wie? Wie?" riefen Mehrere aufgeregt.

„Durch Aussendung der verschlagensten Mitglieder unseres Ordens," sagte lächelnd Ghiberti. „Die Machthaber, der alte, auf den Vorurtheilen seines Standes kleinlich pochende Adel, das Heer der Besitzenden und die neuen Lenker der politischen Welt, die Geldmenschen, sind geborene Feinde der Lehren, die der Communismus als das Heil der Völker predigt, mithin unsere eng verbundenen Freunde. Sie zu gewinnen ist leichter, als

es vielleicht scheinen mag. Der Geist unseres heiligen Stifters aber, dessen Todestag wir heut im Gebet auf der Stätte begangen haben, wo Tausende heißgläubiger Christen unter den Zähnen wüthender Bestien verbluteten, müßte ganz von uns gewichen sein, wenn dieser Plan mißlänge. Unser aller Oberster billigt ihn, will ihn mit Kraft, mit Schlangenklugheit, mit Taubensanftmuth, aber mit Blitzesschnelle ausgeführt sehen. Eile ist Noth, darum muthig und entschlossen an's Werk. Wer sich vom Geiste dazu berufen fühlt, der erhebe sich, denn solche That kann nur freier Wille und hohe Begeisterung vollbringen. Die Freiwilligen dieser Versammlung werden die Emissäre des Ordens sein."

Im Augenblick standen mehr denn zwanzig kräftige Männer mit funkelnden Augen auf, stürzten nach dem Crucifix und berührten es mit den Spitzen ihrer Finger.

„Bei den Schmerzen des Gekreuzigten, wir wollen es sein! Wir fühlen die Kraft der Märtyrer in uns!" riefen sie wie aus einem Munde.

Es waren Deutſche, Belgier, Polen und zwei Italiener. Unter ihnen die Jugendfreunde Emanuel und Antonio.

„Schwört bei dem Nachtmahl, das Ihr mit uns genoſſen," ſagte feierlich Ghiberti, „ſchwört bei dem Geiſt des großen Stifters unſeres Ordens, der um uns weht, ſchwört bei dem Apoſtel, auf dem die Kirche gegründet iſt, daß Ihr Alles freudig, willig und treu erfüllen wollt, was die weiſen Väter des Ordens Euch vorſchreiben werden!"

„Wir ſchwören!" riefen begeiſtert die fanatiſchen Religioſen, daß es dumpf wiederhallte an den Felſenwänden, die von düſtern Flammen durchwühlt ſchienen, und wie Lichtfunken berührten zum zweiten Male die weißen Fingerſpitzen der Jeſuiten das Haupt des Gekreuzigten.

„So ſegne und weihe ich Euch im Namen der Kirche, deren gläubige Jünger und Apoſtel Ihr ſein wollt, zum erhabenſten und ſegensreichſten Werke dieſes Jahrhunderts!" ſprach Ghiberti, ergriff den Weihwedel und beſprengte die gebeugten Häupter der Emiſſäre mit heiligem

Waſſer. Dann winkte er ihnen, auf ihre Plätze wieder zurückzukehren.

Nach dieſer ergreifenden Scene, die alle Verſammelten entflammt und ſie die geheimnißvolle Allmacht ihrer Kirche tief hatte fühlen laſſen, wurde noch manche wichtige Frage verhandelt, die wir jedoch mit Stillſchweigen übergehen, da ſie weder auf das Ganze der Kirche Bezug hatte, noch Bedeutung für die Darſtellung gewinnt, die wir uns vorgenommen. Mitternacht war längſt vorüber, als die letzte allgemeine Beſchlußnahme gefaßt wurde, und die Verſammlung der Nachtmahlsbrüder würde auseinander gegangen ſein, hätte nicht Ghiberti zum Schluß noch eine die Geſellſchaft ſeines Ordens betreffende Angelegenheit von höchſter Wichtigkeit zu erledigen gewünſcht. Es betraf dieſelbe das unvorſichtige, die Geſetze und Vorſchriften des Ordens ſchwer verletzende Betragen Nicol Bogecz während ſeines Aufenthaltes in Petrella. Die Meiſten waren bereits davon unterrichtet, ſo daß Ghiberti nur ein gedrängtes Reſumé der einzelnen Vorkommniſſe geben durfte.

Die Hauptfrage war, in welcher Weiſe der Orden und die ihm verwandten Religioſen dieſen kecken Frevler beſtraft wiſſen wollten. Darauf hin zielte auch die kräftige, von Geiſt funkelnde Rede Ghiberti's. Doch beugte er zugleich jeder Ausſtoßung aus dem Orden vor, weil er überzeugt war, daß eine ſolche mehr ſchaden als nützen würde. Ruhig hörte er die Meinungen und Vorſchläge verſchiedener Mitglieder der Verſammlung an, pries deren Klugheit und Umſicht, ſtimmte ihnen aber nicht bei. Erſt als Niemand mehr ſprach, ſagte er mit der ihm eigenen Sicherheit und Andere gewinnenden geiſtigen Anmuth:

„Gewiß würde die Unantaſtbarkeit unſeres Ordens vollkommen bewahrt werden, wenn irgend einer der von ſo vielen bedeutenden Mitgliedern dieſer würdigen Verſammlung geäußerten Anträge die Billigung der Geſammtheit fände. Ehe wir jedoch zur Abſtimmung ſchreiten, erlauben Sie mir, daß auch ich meine Meinung Ihnen noch mittheile. Ich habe ſie mit allen Motiven, die mich darauf führten, bereits aufgezeichnet und überreiche ſie hier-

mit der Verſammlung zur Einſicht und Prüfung.“

So ſprechend zog er ein zuſammengerolltes Papier hervor und gab es ſeinem Nachbar. Die Verſammelten durchlaſen den Inhalt deſſelben ſchweigend. Alle erſtaunten, Mancher erbleichte, Einzelne ſah man ſogar zittern. Ghiberti ſtand lächelnd wie ein Todtenrichter unter den bewegten Gruppen, die ſich gebildet hatten, und wartete ruhig den Ausgang ſeines klug durchdachten Planes ab.

Mit allen Zeichen tiefſter Ehrfurcht legte Mierslewski, der das Papier zuletzt erhalten hatte, die Rolle wieder in Ghiberti's Hände.

„Der hochwürdige General billigt dieſe Maßregeln,“ ſagte der in ſeiner kalten Ruhe dämoniſche Mann, „wenn die Brüder keinen andern Beſchluß faſſen.“

„Wir ſtimmen ihm bei zur größern Ehre Gottes!“ rief laut die Verſammlung.

„Wer ſoll Zeuge ſein bei Beſtrafung des Unwürdigen?“ fragte Antonio.

„Die Freunde des Frevlers,“ verſetzte Ghiberti mit ſeinem ſchrecklichen ſtereotypen

Lächeln. „Ihre Liebe wird ihm die Strafe verſüßen und ihm eine geiſtige Wohlthat darin erkennen laſſen. Graf Alexander Mierslewski, ſein Pathe, und Pater Joſeph, ſein Lehrer, werden mit Tagesanbruch zu dem Gefangenen abreiſen.“

Die Genannten befiel unwillkürlich ein Zittern. Mierslewski wagte es, eine ablehnende Bewegung zu machen.

„Der General befiehlt es,“ ſprach Ghiberti eiſigkalt und die Polen beugten gehorchend ihre Häupter.

„Unſer Werk iſt vollbracht,“ fuhr der Secretär fort, „laſſen Sie uns jetzt ein Gebet des Dankes ſprechen für die Gnade, daß Loyola's Geiſt uns erleuchtet hat, und alsdann demüthig, wie es unwürdigen Knechten des Herrn geziemt, den Verſammlungsort verlaſſen!“

Alle entblößten ihre Häupter und knieten ſtill betend nieder. — Auf den Thürmen Rom's ſchlugen die Glocken die zweite Morgenſtunde. Man hörte dumpf den Wiederhall im Innern des Berges.

Lautlos löſchten die Prieſter die Wachskerzen, riſſen die Fackeln aus der Erde und ſtiegen hinauf in's Kloſter. Als ſie das Gebäude verließen, zuckten blendend helle Blitze aus ſchwarzem Gewölk um die Kuppeln der ewigen Stadt und erleuchteten ruckweiſe ſchauerlich ergreifend die wüſte Gräberwelt der Campagna.

„Dieſe Flammen werden Euch begleiten,“ ſagte Ghiberti zu Emanuel und Antonio. „Seid ſchnell wie ſie und Ihr werdet leben zur größeren Ehre Gottes und unſeres Ordens!“

Noch vor Sonnenaufgang lag Rom den Apoſteln der Nachtmahlsbrüder im Rücken.

Siebentes Kapitel.

Die Bestrafung.

Zwei Tage später hielt in trüber Abenddämmerung ein fest verschlossener, mit drei Maulthieren bespannter Wagen vor der Pforte des Benedictinerklosters Sacro Speco. Dieses Kloster liegt noch oberhalb Subiáco hoch in den malerischen Wildnissen der Sabiner Gebirge. Außer seinen Bewohnern kommt selten ein Fremder in jene entlegene Gegend, es müßte sich denn ein nach neuen landschaftlichen Ansichten begieriger Maler dahin verirren.

Drei Herren in Priestermänteln stiegen aus der Kutsche und läuteten die Klosterschelle. Der Guardian fragte, wer so spät am Tage noch Einlaß begehre und öffnete demüthig das Thor, als Einer der Fremden ihm bemerkt

daß sie aus Rom kämen und beauftragt wären, den seit zwei Monaten den Vätern Benedictinern anvertrauten Gefangenen in Empfang zu nehmen.

In zweien dieser Reisenden erkennt der Leser die beiden Jesuiten Mierslewski und Pater Joseph, der Dritte war ein Arzt, Verehrer und Freund des Ordens und seiner geheimen Zwecke.

Der Guardian führte die späten Ankömmlinge sogleich zum Abt. Diesem überreichte Mierslewski sein Beglaubigungsschreiben und begehrte, Nicol Bogecz zu sprechen.

In schmaler Zelle auf hartem Bett lag der junge Jesuitenpriester. Die Einsamkeit der Haft, schlechte und kaum hinreichende Kost, Reue und Aerger zugleich über sein unbedachtsames Handeln hatten den kräftigen jungen Mann gar sehr verändert. Sein fröhlicher Muth, sein geistiger Stolz war gebrochen. Das Auge strahlte nicht mehr in Siegeslust, die Stirn leuchtete nicht von glücklichen Gedanken. Düster und gebückt war seine Haltung, kränklich sein Aussehen. Dennoch über-

hauchte ein freudiger Schimmer sein blasses, eingefallenes Gesicht, als er seinen Pathen, an dem er mit kindlicher Liebe hing, eintreten sah. Die Ankunft seines ehemaligen Lehrers schien ihm weniger erwünscht zu sein.

Nicol Bogecz mochte sich wohl der Hoffnung hingeben, der Besuch des väterlichen Freundes werde seine Befreiung aus der klösterlichen Haft in sich schließen. Mit diesem Gedanken hatte er sich um so lieber getragen, als er ja seinen Fehltritt freiwillig eingestanden, ja sogar dem Orden selbst Anzeige davon gemacht und sich zur Haft gestellt hatte. Auch ließen die zwar lakonisch, aber doch mild abgefaßten Billets, die ihm von Zeit zu Zeit Ghiberti geschrieben, auf große Versöhnlichkeit schließen. Von Bestrafung war nie die Rede gewesen, nur Reue, Buße und Besserung hatte man ihm dringend empfohlen.

Die Begrüßung von Seiten des Grafen war herzlich. Man sah es diesem Manne an, daß es ihm schwer fiel, seine Bewegung zu verbergen.

„Armer Junge," sagte er treuherzig, „müssen wir uns so wiedersehen? Ich hatte

auf einen Triumphzug mich vorbereitet, nicht auf eine enge Klosterzelle. — Du hast mich recht sehr betrübt, Nicol!"

Beschämt schlug dieser die Augen nieder, küßte seinem Wohlthäter die Hände und erwiederte:

„Wohl fühle ich, Herr Graf, daß ich strafbar bin, daß ich leichtsinnig, gewissenlos, unpolitisch gehandelt habe, aber — o hätten Sie diesen Engel gesehen —!"

„Du hast ihn vernichtet!" sprach Pater Joseph. „Dafür wird der Fluch Deines alten Vaters Dich treffen."

Nicol schauderte. Er war gerichtet, verurtheilt! Kein Wort der Entschuldigung stand ihm zu Gebote. Nach einer peinlichen Pause fragte er schüchtern:

„Und wie geht es Victorie?"

„Man hält sie für geistesirr," versetzte Joseph. „Sie lebt still für sich, sorgt mit kindlicher Liebe und Aufmerksamkeit für ihren Vater, spricht aber kaum einzelne Worte. Ihre Seele scheint nur in der Vergangenheit zu weilen."

„Hat Graf Michael mir verziehen?"

„Der alte wilde Tiger?“ lachte Joseph. „Er müßte kein Pole sein, wenn er Dich nicht täglich hundertmal in die tiefste Hölle verwünschen sollte. Deine Schandthat hat den alten Narren vollends verrückt gemacht. Er ist liberal geworden und uns sammt seinem Gelde für immer verloren!“

„Du wunderst Dich darüber, armer Junge?“ fiel Mierslewski ein. „Dennoch ist es wahr! Deine Flucht, Dein Billet an die Gräfin, Deine unvorsichtigerweise zurückgelassenen Briefe —“

„Briefe?“ schrie Nicol entsetzt auf. „Weh mir!“

„Haben ihn so tief in die gegen ihn eingeleitete Intrigue blicken lassen, daß es der größten Kunst und Selbstbeherrschung von unserer Seite bedurfte, um den mißtrauischen und rachgierigen Mann auf falsche Fährten zu leiten.“

„So bringen Sie mir also nicht die Freiheit, nach der ich so großes Verlangen trage?“ fragte Nicol schüchtern.

„Du wirst sie Dir verdienen müssen,“ erwiederte Mierslewski. „Unterwirfst Du

Dich ohne Sträuben unſerm Willen, unſern Anordnungen, ſo biſt Du vielleicht ſchon in Monatsfriſt ein freier Mann. Zuvor verlangt der Orden eine Art Genugthuung von Dir, die Du ihm Deines ungeſchickten Handelns wegen auch ſchuldig biſt."

„Sie können wohl überzeugt ſein, daß ich gern bereit bin, Alles zu thun, was in meinen Kräften ſteht."

„Größeres fordert auch der Orden nicht."

„Sein Geiſt iſt ja Milde," fügte Joſeph hinzu, „ſeine Gebote den menſchlichen Fähigkeiten immer angenehm. Und außerdem gebietet es ſchon die Klugheit, Niemand über Vermögen zu beſteuern."

„Was alſo ſoll ich thun?"

„Es iſt gewiſſe Ausſicht vorhanden," ſagte Graf Mierslewski, „trotz der ungünſtig geſtalteten Verhältniſſe dennoch einen anſehnlichen Theil des gräflichen Vermögens dem Orden zu ſichern, wenn Du die Hand dazu reichſt."

„Mit Freuden, theurer Pathe, mit unausſprechlicher Freude!" rief Nicol aus.

„Dann iſt es unumgänglich nothwendig," fuhr Mierslewski fort, „daß Du auf

einige Zeit verſchwindeſt und inzwiſchen — erkrankſt.“

„Wenn ich mich dem Orden dadurch nützlich und mein Unrecht einigermaßen wieder gut machen kann, füge ich mich gern dieſer Forderung“

„Du kannſt es. Wir ſind daher beauftragt, Dich in ein anderes Verſteck zu bringen, durch ärztliche Kunſt Dir eine unſchädliche Krankheit einzuimpfen und Dich während derſelben bis zu Deiner Geneſung zu pflegen. Schon morgenden Tages wirſt Du das Kloſter verlaſſen und unerkannt mit uns nach Deinem neuen Beſtimmungsort aufbrechen.“

Nicol fand in dieſen Zumuthungen nichts Außergewöhnliches. Vertraut mit jeſuitiſchen Schlichen wußte er, daß ſie zu Krankheit und Scheintod häufig ihre Zuflucht nahmen, wenn es galt, große Zwecke damit zu erreichen. Selbſt Tödtung ſcheute man nicht, wo ſie der Ehre des Ordens wegen nicht umgangen werden konnte. Und wir müſſen es Nicol Bogecz zum Ruhme nachſagen, daß er auch den Tod im Intereſſe des Ordens nicht fürchtete, wenn ſein Frevel

damit zu sühnen gewesen wäre. Er enthielt sich daher aller Einwürfe und erklärte, daß er bereit sei, den Willen seines Wohlthäters und Lehrers für den seinigen anzuerkennen. —

Am frühen Morgen, während noch dichte graue Nebel die Kuppen des Gebirges und die engen steilen Felsenthäler verhüllten, rollte der Wagen aus der Klosterpforte und schlug die Straße nach den Abruzzen ein.

Die Fenster der Kutsche waren mit dunkeln Vorhängen so dicht umhüllt, daß selbst das Tageslicht nur eine trübe Dämmerung im Innern hervorbrachte. Es war Vorschrift Ghiberti's, dem Gefangenen die Richtung des Weges nicht wissen zu lassen. Erst an Ort und Stelle angekommen, sollte er erfahren, wohin man ihn gebracht habe.

Die Reise dauerte ununterbrochen den ganzen Tag. Man speiste im Wagen, man wollte auch, wenn es nöthig sein sollte, die Nacht darin zubringen. Bei Sonnenuntergang war das Ziel der Reise noch nicht erreicht, der Kutscher versicherte aber, daß man ungeachtet der schlech-

ten Gebirgswege noch vor Mitternacht daſelbſt ankommen werde.

Mit Einbruch der Nacht verſtummten die drei Gefährten Nicols und ein Gefühl der Bangigkeit beſchlich ihn. Das Ungewiſſe, dem er entgegenging, die natürliche Scheu vor einer unbekannten Krankheit, die man ihm künſtlich beibringen wollte, waren wohl geeignet, auch den beherzteſten Mann zu beunruhigen.

Die Reiſe ging bergauf bergab, bald ſehr langſam, bald in fliegender Eile. Der Mond ſchien hell und durchbrach mit bleichem Strahl die verhangenen Scheiben. Nicol bemerkte, daß Mierslewski ihn mit traurigen Blicken betrachtete. Joſeph und der Arzt ſahen finſter aus und ſchienen kein Erbarmen mit der Lage des unglücklichen Gefangenen zu fühlen.

Nicols Bangigkeit ging über in quälende Seelenangſt. Alle Schreckniſſe eines unreinen, ſündenbelaſteten Gewiſſens ſtürmten auf ihn ein. Vor ſeinen entzündeten Augen tanzten höhniſch grinſende Höllenfratzen.

„Das wird das erſte Stadium der Krankheit ſein,“ rief er ſich tröſtend zu. „Gewiß

hat mir der Arzt die Medicin bereits im Weine gereicht. — Wirklich, wirklich, ich fühle mich krank!"

Er schloß die Augen und lehnte sich zurück in die Ecke des Wagens. Das Rauschen eines Bergwassers, an dem sie mit ziemlicher Eile vorüberfuhren, kühlte die Gluth seiner erhitzten Phantasie. Er fühlte Erleichterung seines qualvollen Zustandes. — Nach einiger Zeit verlor sich das Geplätscher des Baches in der Ferne, man fuhr wieder bergan — der Wagen hielt.

„Wir sind zur Stelle," sagte der Bediente, an den Wagenschlag tretend.

„Ah gut," versetzte Pater Joseph. „Du wirst Dir jetzt die Augen verbinden lassen," fuhr er zu Nicol gewandt fort. „Es ist dies zur Verwirklichung der Pläne des Ordens unerläßlich."

Nicol machte keine Einwendungen, obwohl er nicht recht begreifen konnte, wozu man so überaus große Vorsicht gebrauchte. Mit einer schwarzen Binde um Stirn und Augen stieg er aus und ward von Mierslewski und Joseph über einen Hof, eine Wendeltreppe hinauf,

dann kreuz und quer durch ſchauerlich hallende Gänge geführt. Der Arzt folgte ihm auf dem Fuße, auch Kutſcher und Bedienter ſchienen hinter ihm her zu ſchleichen. Endlich blieb man ſtehen.

„Die Lichter zur Seite!“ befahl Joſeph. „Nun löſt ihm die Binde!“

Mierslewski nahm das ſchwarze Band mit zitternder Hand von der Stirn ſeines Pathen. Nicol ſah auf und ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus.

Vor ihm hingen die Porträts der Beatrice Cenci und ihres ſchrecklichen Vaters. — Er befand ſich wieder im Schloß Petrella. —

In den kalten mitleidsloſen Geſichtern der beiden Männer, die ihm von Jugend auf Freunde geweſen waren, las er jetzt ſein Urtheil. Nicht umſonſt hatte man ihn hieher gebracht, nicht umſonſt trugen vier Männer, die im Hintergrunde des Zimmers an dem uns bekanten Kamine ſtanden, ſchwarze Larven. Der Orden wollte, daß er an dem Orte, wo er geſündigt hatte, auch für ſein Verbrechen büßen ſollte.

Obwohl überzeugt davon, wagte er doch eine Frage.

„Soll ich irgend Jemand über dieſe Gemälde Auskunft geben?“ ſagte er, ſeinen Pathen ſchüchtern anblickend. „Ihre Geſchichte iſt mir nicht unbekannt.“

„Es iſt uns befohlen worden,“ erwiederte Mierslewski, „Dich hieher zu führen, damit Du bei Betrachtung dieſer Porträts Dir alle ſündhaften Gedanken in Dein Gedächtniß zurückrufſt, die Du vor Monaten hier gefaßt, gehegt und bis zur verwerflichen That ausgebildet haſt. Sobald Du Dich ſchuldig bekennſt, dürfen wir dieſe milde geiſtige Folter aufhören laſſen.“

Nicol zitterte innerlich, doch wußte er ſich ſo meiſterlich zu beherrſchen, daß Niemand der Umſtehenden ihm ſeine Bewegung anmerkte. Nach Verlauf einiger Secunden ſagte er:

„Ich bekenne mich ſchuldig und fühle, daß ich ein ſchweres Verbrechen begangen habe.“

„Legen Sie ihm die Binde wieder um, Graf,“ ſprach Joſeph. „Er hat nochmals ein freiwilliges Bekenntniß ſeiner Schuld ab-

gelegt und wird jetzt dafür eine dem Vergehen entsprechende Strafe leiden."

Geduldig wie ein Opferlamm ließ sich Nicol zum zweiten Male die Augen verbinden. Er wußte, daß die geringste Weigerung seinen Tod herbeiführen konnte, denn einmal gefaßte Beschlüsse des Ordens wurden nie widerrufen.

Geführt von den ihm befreundeten Priestern bemerkte er, daß man mehrere Zimmer durchschritt. Der Arzt ergriff auf diesem verhängnißvollen Gange seinen Arm und zählte die Pulsschläge.

„Ist er kräftig?" hörte er die erbarmungslose Stimme Josephs dem Arzte zuflüstern.

„Die Erwartung hat ihn etwas aufgeregt," versetzte eben so leise der Gefragte.

„Müssen wir ihn noch einige Zeit schonen?" fuhr Joseph fort.

Die Antwort des Arztes, der regungslos seinen Puls beobachtete, ließ einige Secunden auf sich warten.

„Es ist nicht nöthig," sagte dann der Jünger Aeskulaps kühl. „Seine Natur ist ungewöhnlich kräftig."

Nicol fühlte, wie ein zuſammenfallender Vorhang ſeine Schulter berührte. Feuchte, modrige Luft umwehte ihn, die heftiger werdenden Schläge des Herzens erſchwerten ihm das Athmen. Plötzlich fühlte er ſich von kräftigen Händen ergriffen, niedergeworfen und gefeſſelt. Noch einmal öffnete er die Lippen zu der ſcheuen Frage:

„Will man mich tödten?“

„Nein,“ verſetzte Joſeph kalt, beugte ſich nieder zu ihm und flüſterte dem Gefeſſelten ein paar Worte in's Ohr, die von einem furchtbaren Angſtſchrei und von einem machtloſen Toben gegen die unzerreißbaren Feſſeln beantwortet wurden. —

Die Bewohner des nahe gelegenen Dorfes hörten in dieſer Nacht mehrmals einen durchdringenden geiſterhaften Schrei um die Zinnen des verlaſſenen Schloſſes zittern, daß ſie ſich furchtſam bekreuzten und am nächſten Morgen ſich erzählten, der ruheloſe Geiſt des böſen Grafen ſei in der vergangenen Nacht wieder einmal ſtundenlang durch die Gemächer des verwünſchten Kloſters gejagt worden, ohne

Ruhe zu finden. Selbſt Lichtſchein und geſpenſtiſche Schatten wollten Einige geſehen haben. Mit Anbruch des Tages waren die Lichter verſchwunden, die angſtvoll rufende, nie gehörte Jammertöne ausſtoßende Stimme verſtummt. Das Schloß ſtand öde und verlaſſen, wie ſeit der Abreiſe des polniſchen Grafen.

Achtes Kapitel.

Ghiberti und Graf Michael.

Nicol Bogecz erwachte aus tiefer ſchwerer Ohnmacht. Sein Kopf glühte, ſein Blut fieberte. Alle Glieder ſeines gemarterten Körpers ſchmerzten ihn, als hätte man ſie mit glühenden Zangen zerriſſen. Furchtſam ſchlug er die entzündeten matten Augen auf und warf unſtätte Blicke verwirrt um ſich. Ein entſetzlicher Traum ſchien ſeine Sinne gefangen zu halten, denn es dünkte ihm unmöglich, daß dieſe Umgebung der Wirklichkeit angehören ſollte. Ein ſchwacher Verſuch ſich zu bewegen und aufzurichten, gab ihm endlich die furchtbare Gewißheit, daß kein bloßes Traumbild ihn getäuſcht habe. Die qualvollſte Wirklichkeit laſtete auf ihm, hatte ihn geiſtig und körperlich vernichtet! —

Der jugendliche Prieſter lag noch immer an Händen und Füßen gefeſſelt auf gepolſtertem Lager. Ein leinenes Gewand war loſe über ſeine fiebernden Glieder geworfen. Beim hellen Licht der Sonne, das jetzt voll und blendend in das Gemach fiel, ſah der Unglückliche, daß er auf dem verfluchten Bette ausgeſtreckt lag, in welchem Francesco Cenci von ſeiner Tochter erdroſſelt worden war. Man hatte es nicht für nöthig gehalten, die grauen Spinnengewebe, die es wolkenartig umſchleierten, wegzuſchaffen. Zerriſſen flatterten ſie wie Schatten über ihm, die vor den Pforten der Hölle weben.

Von dieſem durchſcheinenden Grau halb verhüllt bemerkte Nicol die Geſtalten dreier Männer in Prieſterkleidern. Sie ſprachen nicht, nur ihre kalten ſtechenden Blicke richteten ſie unverwandt auf ihn, um jede ſeiner Bewegungen zu beobachten. In dieſen ſchrecklichen Wächtern erkannte er ſeinen Pathen und Wohlthäter Mierslewski, den Kaplan Joſeph und den ſchweigſamen Arzt, der nie ein Wort mit ihm geſprochen hatte.

Als sich der Kranke regte, stand der Kaplan auf und trat an das Lager.

„Kennst Du mich, Nicol?“ fragte er seinen ehemaligen Schüler. Dieser sah ihn mit seinen entzündeten Augen stier an und seufzte.

„Das Bewußtsein ist ihm zurückgekehrt,“ sagte Joseph zu seinen Gefährten gewendet. „Wird er es überstehen?“

„Auf jeden Fall!“ versetzte der Arzt. „Er ist so kräftig, daß, wäre es möglich, man ihm unbedenklich dieselben Qualen ein zweites Mal zufügen könnte.“

Mierslewski wandte sich bei dieser Bemerkung ab und zerdrückte eine Thräne zwischen den Wimpern. Nicol bemerkte es und dankte ihm im Herzen für die menschliche Theilnahme, die er seinen Leiden schenkte. Da es ihm unmöglich war, mit seinen Peinigern Worte zu wechseln, schloß er die Augen wieder fest und versuchte zu schlummern. Körperliche Ermattung, Fiebergluth und ein Sturm widersprechendster Gedanken, der sein Gehirn durchtobte, gewährten ihm auch bald die Wohlthat der Betäubung, die einem dumpfen Schlaf ähnelt.

Während dieſes lange dauernden, von heftigen Krampfanfällen unterbrochenen Schlummers entſendeten die Wächter des Kranken einen Boten nach Rom. Dieſen Boten begleiten wir, um von den Folgen der Nachricht Kenntniß zu erlangen, die er überbrachte. Es war Tommaſo, der Trasteveriner, den wir zuletzt als gläubigen Beter am Fuße des Kreuzes im Coloſſeum knieen ſahen. Er hatte die Jeſuiten als Bedienter nach Petrella begleitet und bei der ſchrecklichen Beſtrafung Nicols hilfreiche Hand geleiſtet, während Hubert, als der mit den Gebirgswegen Vertrauteſte, die Stelle eines Wagenlenkers hatte verſehen müſſen. —

Seit der wichtigen Nacht des ſechzehnten Juli lebte Ghiberti in verzehrender Spannung. Obwohl er wußte, daß mehrere Tage vergehen würden, ehe er aus den Gebirgen Nachricht erhalten konnte, verſtrich ihm die Zeit doch zu langſam und kaum vermochte er in ſeinem Aeußeren die Unruhe zu verbergen, die ihn Tag und Nacht quälte. Wer in das Herz dieſes Mannes hätte blicken und darin leſen können, der freilich würde ſich nicht über die Aufregung

gewundert haben, die ſeine bedeutenden Züge bald ſchmerzlich verzerrte, bald im Glück freudiger Hoffnung ſtrahlen machte.

Hundertmal des Tages ſagte er ſich, daß die Ehre des Ordens, für den er ohne Bedenken die Welt geopfert haben würde, an einem ſeidendünnen Faden hänge. Glückte ſein Plan, ſo war der Orden gerettet, mißlang er, ſo konnte keine menſchliche Macht das tauſendſtimmige Gerücht verſtummen machen. Von der Geſchicklichkeit eines Arztes und von der körperlichen Beſchaffenheit eines jungen Menſchen, der ſeit Monaten in Gefangenſchaft gelebt und in der traurigen Einſamkeit ſeiner Zelle durch Grübeln und Müſſiggang ſeine Kräfte aufgerieben hatte, hing die Zukunft einer Geſellſchaft ab, die das Geſchick der Welt zu beſtimmen ſich rühmte.

So vergingen zwölf bange unruhvolle Tage. Endlich am Abend des zwölften ward dem Secretär Tommaſo gemeldet. Ghiberti mußte an ſich halten, um den Spion nicht mit Herzlichkeit zu empfangen. Kühl und ſtolz wie immer begrüßte er den Eintretenden, als gelte

es, die unbedeutendste Neuigkeit eines Schwätzers anzuhören.

„Kommst Du gradeswegs aus den Abruzzen?“ fragte er den Trasteveriner.

„In diesem Augenblicke, Excellenz. Hätte mich nicht ein heftiges Unwetter oberhalb Trevi aufgehalten, würde ich ein paar Stunden früher eingetroffen sein.“

„Wie befindet sich unser Kranker?“ fragte Ghiberti gepreßt, während er das heftige Stoßen seines Herzens fühlte.

„Ich sah ihn nicht, Excellenz, doch hörte ich, daß er lebe.“

„Deine Briefe, Tommaso!“

Der Trasteveriner überreichte sie dem Secretär, worauf dieser ihm bedeutete, daß er sich entfernen möge.

„Unverbrüchliches Schweigen, weißt Du, heißt die Leiter zu Deinem Glück! Bleibe in der Nähe, damit Du zur Hand bist, wenn ich Dich brauche.“

„Excellenz, ich bin Ihr gehorsamster, stummster Knecht,“ sagte Tommaso, die Hand auf sein Herz legend.

Als er Ghiberti's Studirzimmer verlaſſen hatte, erbrach dieſer die empfangenen Briefe, durchlas ſie mit zitternder Ungeduld und faltete dankend die Hände über ihnen.

„Er iſt gerettet!“ hauchte er athemlos. „Er wird geſunden und leben! — Dank Dir, heiliger Loyola, daß Du Deine gläubigen Jünger nicht verlaſſen haſt! — “

Darauf ſchrieb Ghiberti mehrere Briefe, ordnete eine Menge Schriften und Zeugniſſe, ſteckte ſie zu ſich und ging zu Fuß nach Villa Poniatowski.

Die Sonne war bereits untergegangen, als er die Schelle am Thore zog und dem Bedienten ſeine Karte übergab mit dem Auftrage, ihn unverweilt dem Grafen zu melden. In kurzer Zeit kehrte der Bediente zurück mit der Antwort, daß Graf Sembronowski ſich ſehr geehrt fühle, den Herrn Secretär in ſeiner Wohnung empfangen zu können.

Im Vorzimmer trat der alte treue David dem Jeſuiten entgegen und geleitete ihn zum Zimmer ſeines Gebieters.

Graf Michael war äußerlich derselbe geblieben, nur sein Inneres, sein Fühlen, Denken und Sinnen hatte sich verwandelt. Er lebte und wohnte wie jeder Gebildete, beschäftigte sich, was er seit vierzehn Jahren nicht mehr gethan hatte, viel mit Kriegswissenschaften, entwarf Schlachtpläne und trug sich außerdem mit heimlichen Rachegedanken.

Mit polnischer Ritterlichkeit empfing er den Secretär. Da er grade einen Abendimbiß zu sich genommen hatte, lud er den Jesuiten ein, sein Gast zu sein, was jedoch dieser ablehnte.

„Freue mich, Sie zu sehen," sagte Graf Michael, nachdem beide Männer einander gegenüber saßen, vom hellen Licht der großen Astrallampe voll beleuchtet. „Kommen selten — müssen Sachen von Wichtigkeit sein, die Sie zu mir führen."

„So ist es auch," erwiederte Ghiberti. „Nur die große Wichtigkeit der Mittheilungen, die ich Ihnen zu machen habe, Herr Graf, kann meinen späten Besuch entschuldigen, da es mir bekannt ist, daß Sie Niemand bei sich

ſehen und in Ihrer Einſamkeit nur ungern geſtört werden."

„Nichts zu bedeuten. — Freunde ſind immer willkommen."

„Auch Freunde, deren Pflicht es iſt, Ihnen trübe Stunden zu bereiten?"

„Trübe Stunden? — Verſtehe nicht — bitte deutlicher zu ſprechen."

„Sie erinnern ſich unſeres gegenſeitigen Abkommens, Herr Graf," fuhr Ghiberti fort, „ſo wie der unſeligen Angelegenheit, die Veranlaſſung dazu gab. — So ſchwer es mir ankam, auf die von Ihnen beantragte Unterſuchung einzugehen, entſchloß ich mich doch aus Menſchlichkeit dazu. Sie waren gekränkt, ſchwer gekränkt; Sie waren nach Ihrer Behauptung und den aufgefundenen Papieren zufolge durch ein Mitglied unſerer Geſellſchaft hinterliſtig, ſchmählich hintergangen worden, Sie hatten mithin ein Recht, die Beſtrafung des Verbrechers von den Vorſtehern jener Geſellſchaft zu verlangen. — Ich ſagte Ihnen meine Unterſtützung zu, Herr Graf, und daß ich nicht läſſig geweſen bin, beweiſt Ihnen

meine Gegenwart. Ich komme, um Ihnen die Resultate meiner unparteiischen Nachforschungen vorzulegen."

„Ah gut, gut," sagte der Graf. „Werden mir Erleichterung verschaffen."

„Ich hatte schon die Ehre, Ihnen zu bemerken, daß mein allerdings freundschaftlicher Besuch einige Betrübniß in Ihrem Gemüth zurücklassen könnte. Ich erlaube mir, Sie nochmals darauf aufmerksam zu machen und zugleich die Bitte beizufügen, mir nicht zu zürnen, wenn die Ergebnisse meiner Erkundigungen Ihren Erwartungen nicht entsprechen."

„Kann immer noch nicht verstehen, was Sie meinen," erwiederte Michael ungeduldig. „Ist der Schelm etwa entronnen?"

„Wenn sie den Priester Nicol Bogecz darunter verstehen, so kann ich bündig mit Nein darauf antworten."

„Leugnet also wohl?"

„Das ist nicht nöthig," sagte Ghiberti mit sonderbar klugem Lächeln.

„So hat man ihn getödtet oder er hat Hand an sich selbst gelegt!"

„Keins von Beiden, Herr Graf. Wie ich ſchon bei unſerer erſten Zuſammenkunft andeutete, lebte Nicol Bogecz zur Zeit, wo der Pſeudograf Peter Dolmo ſich Ihrer Gaſtfreundſchaft erfreute, im Neapolitaniſchen. Ich verhehlte ſchon damals mein Erſtaunen nicht über die beiſpielloſe Keckheit, die es einem Prieſter unſeres Ordens möglich gemacht haben ſollte, hundert und mehr Miglien weit in die entlegenſten Gebirge zu reiſen, dort Intriguen ganz unerhörter Art anzuknüpfen und doch auch die zeitraubenden Aufträge des Ordens pünktlich zu erledigen. Nichts deſto weniger ward erwähnter Bogecz vom General zurückgerufen, in ein Kloſter beſchieden und ihm befohlen, daſelbſt auf neue Inſtructionen zu warten. Bogecz leiſtete dem Befehle mit längſt bekanntem Gehorſam Folge, meldete ſeine Ankunft in dem ihm bezeichneten Kloſter und ward daſelbſt urplötzlich von einer Unterſuchungscommiſſion überraſcht. Mehr noch, als dieſe Commiſſion, die ihn nicht allzufreundlich begrüßte, überraſchten ihn die Vergehungen, die ihm Schuld gegeben wurden. Indeß hörte er

mit Ruhe und Demuth die Anklagen an, betrachtete die Briefe, die seine tückischen Absichten verriethen, gab sie der Commission zurück, und behändigte zugleich den ehrwürdigen Vätern eine Menge Zeugnisse aus seinem Jugendleben mit den Worten: Prüfen Sie diese Documente, ehrwürdige Herren, und beantworten Sie sich dann selbst die Frage: Ob ich nöthig habe, weitere Notiz von der gegen mich erhobenen Anklage zu nehmen."

„Und damit begnügte sich die Commission?" warf der Graf ein.

„Sie durfte es, obwohl sie es für besser hielt, noch einen Schritt weiter zu gehen. Betrachten Sie jetzt ebenfalls dieselben Papiere, und ich hoffe, Sie werden von der Behauptung, Nicol Bogecz, der Jesuitenpriester, sei ein und dieselbe Person mit Peter Dolmo, zurückkommen."

Graf Michael entriß dem Secretär ungestüm das Paquet, welches so wichtige Zeugnisse enthalten sollte. Ghiberti erwartete ruhig den Zornausbruch des Getäuschten, auf den er gefaßt war. Michael las indeß alle Papiere ge-

lassen zu Ende, schob sie dann dem Secretär wieder zu und sagte indignirt:

„Eine neue Abscheulichkeit — freche Lüge, die nicht Stich hält.“

„Sie zweifeln?“

„Kenne den Menschen, weiß —“

„Mit Verlaub, Herr Graf! Sie kennen Peter Dolmo, nicht aber Nicol Bogecz.“

„Kenne Nicol Bogecz, der sich Peter Dolmo nannte!“ rief der empörte Greis.

„Nun dieser Bogecz ist jedenfalls unschuldig an dem Unglück Ihrer Tochter,“ sagte Ghiberti schlau lächelnd, „denn er ist kein Mann.“

„Die Papiere sind falsch!“ schrie der Graf.

„Mögen sie immerhin falsch sein, wenn nur die Augen des Arztes hell sehen.“

„Mein Gott, mein Gott,“ rief Michael, mit beiden Händen in sein weißes Greisenhaar fassend, „laß mich den Verstand nicht verlieren!— Nicol Bogecz, der Verführer meines armen Kindes — ein — Castrat!“*)

*) Während meines Aufenthaltes in Rom machte eine Geschichte, die genau den hier angedeuteten Ausgang

„Das klare, einfache Ergebniß unſerer Unterſuchung.“

„Will ihn ſehen, dieſen Caſtraten! Will mich ſelbſt überzeugen!“

„Es wird Sie Niemand daran hindern.“

Graf Michael ſtutzte. Er ſah den Jeſuiten mit zornflammendem Auge an.

„Glauben Sie, ich ſei blind?“ ſagte er. „Irren ſich. Mein Auge iſt noch ſcharf wie in den Jahren der Jugend.“

„Noch wüßte ich nicht, daß ich daran gezweifelt hätte.“

„Aber, mein Herr Secretär,“ rief der Graf, „meinen Sie denn, ich vermöge einen Menſchen, der viele Wochen in meinem Hauſe lebte, nicht von einem Andern zu unterſcheiden, der mir untergeſchoben werden ſoll?“

„Wer ſpricht hier von unterſchieben! Es iſt blos die Rede von dem Jeſuiten Nicol Bogecz, der nicht Vater ſein kann, und von dem mir unbekannten Betrüger Peter Dolmo,

---

hatte, allgemeines Aufſehen. Um die Ehre des Ordens zu retten, ließen die Jeſuiten einen der Ihrigen verſtümmeln, da ein anderer Ausweg nicht übrig blieb.

den Sie für den Prieſter Nicol Bogecz zu halten veranlaßt wurden durch einige Briefe, die ſonderbarerweiſe die Handſchrift dieſes Prieſters trugen."

„Sie ſelbſt erkannten die Hand Ihres Schülers darin!"

„Ich leugne es nicht. Nichts deſtoweniger ſind ſie falſch, wie Nicol eidlich erhärten kann."

„Wo iſt dieſer Teufel!" rief der Graf. „Will ihn ſehen, will ihn vernichten mit meinem Blick!"

„Ich hatte ſchon mehrmals die Ehre, Ihnen zu bemerken, daß die Unterſuchung fern von Rom geführt werden ſolle, um jegliches Aufſehen und Gerede zu vermeiden. Bogecz lebt noch, von Ordensbrüdern bewacht, in einem entlegenen Kloſter des Gebirges. Wünſchen Sie ihn zu ſprechen, ſo werde ich den jungen Mann hieher beſcheiden und ihn ſelbſt zu Ihnen führen."

„Das will ich," ſagte der Graf. „Auch meine Tochter ſoll ihm gegenüber geſtellt werden, und wenn ſie auf der Stelle darüber des Todes erbliche."

Ghiberti zuckte die Achseln.

„Den zuletzt geäußerten Wunsch werden Sie ohne Zweifel aufgeben müssen," sagte er. „Das römische Gesetz gesteht Personen, die ihrer Geisteskräfte nicht vollkommen mächtig sind, das Recht Zeugniß für oder gegen Jemand abzulegen, nicht zu."

„Gleichviel, soll ihn sehen! — Wird ihn erkennen, wenn es der Rechte ist."

„Wünschen Sie blos eine Scene herbeizuführen, so kann ich natürlich nichts dagegen haben, nur gegen die Rechtskräftigkeit dieses Erkennens muß ich mich verwahren."

„Herbringen!" schrie der Graf, dessen Heftigkeit durch die höfliche Ruhe des Jesuiten von Minute zu Minute mehr gesteigert ward. „Mag nichts mehr hören von Papieren, — will sehen, mit eigenen Augen sehen!"

Ghiberti stand auf, da er sich von einer Fortsetzung des Gesprächs keinen Nutzen versprach.

„Ich ehre Ihren Schmerz, Herr Graf, und bin weit entfernt, mich durch Ihr gerechtes Zürnen beleidigt zu fühlen," sprach

Ghiberti. „Gestatten Sie mir nur einige Frist. Ich muß noch diese Nacht in Angelegenheiten des Ordens verreisen und bin deshalb verhindert, sogleich die nöthigen Befehle zu ertheilen. In spätestens acht Tagen kehre ich zurück und dann soll meine erste Sorge sein, Ihren Wünschen zu entsprechen."

Unter diesen Umständen war Graf Michael gezwungen, sich zu fügen. Er entließ Ghiberti mit jener kühlen Höflichkeit, die auch der erbittertste Feind von seinem Gegner unter civilisirten Menschen verlangt.

Neuntes Kapitel.

Die Flucht.

Inzwiſchen genaß Nicol Bogecz langſam von ſeiner Verſtümmelung. Seine Peiniger, die ihn mit größter Aufopferung ihrer Ruhe pflegten, dabei aber auch ſtreng bewachten, ſuchten die geiſtige Niedergeſchlagenheit, die ſich des Unglücklichen bemächtigt hatte, durch zerſtreuende Geſpräche nach Kräften zu verſcheuchen. Nicol ſelbſt gab ſich ſchon aus Rückſichten der Klugheit Mühe, ſeine wirklichen Gefühle zu verheimlichen und ſpielte den Heitern, ſo gut er konnte. Er hätte aber weniger tiefblickende Beobachter zu Wächtern haben müſſen, wenn er ſie durch ſeine ſchlecht gelungene Heiterkeit über ſeine wahren Empfindungen hätte täuſchen wollen.

Man hatte anfangs gehofft, der junge Pole werde ſich über die an ihm vollzogene Strafe ausſprechen und die Veranlaſſung zu ſo unerhörter Grauſamkeit zu erfahren wünſchen. Nicol aber ſchwieg gegen ſeine Wächter, ſchien ſich ſeiner Wiedergeneſung zu freuen und wünſchte nur, daß der Orden bald über ſeine Zukunft verfügen möge. Kein Laut der Klage über die ihm zugefügte Verſtümmelung entſchlüpfte ſeinen Lippen. Man konnte nicht erfahren, ob der Beſtrafte glaubte, es ſei ihm zu viel geſchehen oder ob er die Heilſamkeit ſo ſtrenger Beſtrafung in ſchuldiger Demuth anerkenne.

So war etwa ein Monat vergangen. Da trafen neue Depeſchen von Rom in Petrella ein. Eine derſelben enthielt den Befehl an die Wächter Nicols, auf dem weiteſten Wege mit dem Wiedergeneſenen nach Rom zu kommen, die Reiſe jedoch möglichſt zu verzögern. Der Grund, weshalb man den jungen Polen nach der Hauptſtadt rief, war nicht verſchwiegen; man hatte ſogar beigefügt, daß er Nicol mitgetheilt werden ſolle. Dies ſchien dem ſchlauen

Ghiberti nöthig, damit er in Zeiten erfahre, ob die grauſame Härte des Ordens den jungen Mann gänzlich gedemüthigt oder gegen den Orden empört habe. Es war nothwendig, daß man ſich ſeiner vollkommen verſicherte, ehe man ihn wieder öffentlich auftreten ließ. Denn ſtand er bei einer Zuſammenkunft mit Michael Sembronowski als Ankläger des Ordens auf, ſo konnte man nicht vorherſehen, welche Folgen eine ſolche Anklage haben durfte.

Nach heimlicher Berathung der beiden vertrauten Ordensbrüder übernahm Mierslewski als derjenige, dem Nicol das meiſte Vertrauen und auch jetzt noch ein gewiſſes ſchüchternes Zutrauen ſchenkte, dieſen von den Befehlen des Ordens zu unterrichten. Das Geſpräch zwiſchen Schüler und Wohlthäter fand in einem der Zimmer ſtatt, die früher Gräfin Victorie bewohnte.

Nicol hörte den Vortrag Mierslewski's ruhig an, dann ſprach er:

„Als Freund und Wohlthäter, Herr Graf, und noch mehr als mein Pathe, der Sie am Taufſtein die Verpflichtung übernommen haben,

im Nothfall Vaterſtelle an mir zu vertreten, frage ich Sie: ob ich Ihrer Verzeihung wie Ihrer Verſchwiegenheit gewiß ſein darf, wenn ich es wage, einige Aeußerungen gegen Sie auszuſprechen, zu denen mich längſt ſchon mein übervolles Herz drängt?"

„Sprich offen und unumwunden, mein Sohn," verſetzte Mierslewski. „Was Du mir unter vier Augen mittheilſt, betrachte ich für nicht gehört. Fürchte nicht, daß ich Deinen Ankläger mache."

„Dann, mein theurer Wohlthäter, ſagen Sie mir zuvörderſt, was den Orden bewegen konnte, ſo grauſam mit mir zu verfahren?"

„Die Hoffnung, ja die Gewißheit, durch dieſe Art der Beſtrafung, wenn nicht die Bekehrung des Grafen, doch einen anſehnlichen Theil ſeines Vermögens zu gewinnen."

„Ich will nicht die neue Intrigue wiſſen, die man zu Erreichung dieſes Zieles erfinden mußte, nur das Eine begehre ich zu erfahren: War der Beſchluß des Ordens in Bezug auf Beſtrafung meiner Unbeſonnenheit ein einſtimmiger?"

„Er war es. — Man erbebte und ſtimmte ihm doch mit Begeiſterung bei.“

„Es iſt gut,“ ſagte Nicol, den Kopf ſenkend und einige Secunden ſinnend vor ſich niederblickend. „Was glauben Sie nun, mein väterlicher Freund, daß ich thun muß, um dem Orden fernerhin zu gefallen, mich ihm nützlich zu machen, wohl gar auf ſeine Dankbarkeit zu rechnen?“

„Nichts weiter, als Dich in Demuth fügen und die Ruthe, die Dich ſchlug, küſſen!“

„Wenn ich es thue, werden Sie es menſchlich finden?“

„Mehr, mehr, mein Sohn, ich werde es erhaben nennen!“

„Würden Sie dieſe Kraft der Selbſtbeſiegung beſitzen, wenn eine Beſtrafung, wie der Orden ſie mir zuerkannte, über Sie verhängt worden wäre?“

Mierslewski ſchwieg und ſah ſeinen Pathen mit ängſtlich fragenden Blicken an.

„Bitte, Herr Graf, ſprechen Sie offen. Ich verrathe Sie gewiß nicht!“

„Nun," erwiederte zögernd Mierslewski, „ich würde Gott bitten, daß er mich der Gnade theilhaftig werden ließ, mein Herz zu bewältigen und mich den heiligen Zwecken des Ordens zu unterwerfen."

„Daſſelbe habe ich gethan, mein väterlicher Freund, allein es ſcheint," ſetzte Nicol mit entſetzlichem Lächeln hinzu, „das grauſame Meſſer des Arztes hat den Glauben an dieſe Gnade in mir getödtet. — Ich konnte mein Herz nicht bewältigen und — zürne nun dem Orden."

„Nicol, Nicol! Beſinne Dich! — Gehe in Dich, ehe es zu ſpät iſt!"

„Es iſt ſchon zu ſpät, mein theurer Wohlthäter, und weil es denn das Schickſal ſo gewollt hat, will ich den Orden verlaſſen."

„Das wirſt Du, das kannſt Du nicht thun!"

„Gewiß, Herr Graf, ich werde es thun! — Ich fühle mich unwürdig, Mitglied eines Ordens zu ſein, der mich zehnmal getödtet hat und deſſen Geſetze ich fortan nur mit geheimem Widerwillen befolgen könnte. Ein Feind der

Gesellschaft Jesu unter ihren Mitgliedern würde ihr gefährlicher sein, als ein solcher außerhalb ihres Verbandes. Ich werde fortan ein Feind dieser Verbrüderung sein, aber ich will es nicht heimlich, ich will es offen sein. Es wird ihr ja dann um so leichter werden, mich unschädlich zu machen."

„Mein armer, verirrter Sohn," versetzte Mierslewski, „wenn Du wirklich Deine Ueberzeugung ausgesprochen hast, so darf der Orden schwerlich erwarten, daß Du seinen neuen Befehlen Dich fügen wirst."

„Machen Sie mich damit bekannt, wenn es Ihnen erlaubt ist."

„Ich habe Auftrag dazu erhalten. — Wisse denn, mein Sohn, daß man Deine Rückkehr nach Rom in Kurzem erwartet. Graf Michael Sembronowski, dessen unglückliche Tochter noch immer an sonderbarer Geisteszerstreuung leidet, will nicht glauben, daß Du und Peter Dolmo zwei verschiedene Personen seien. Daß man ihm diesen Glauben aufdringe, war nach dem von Ghiberti's unerschöpflicher Klugheit ersonnenem Plane —"

„Deſſen Opfer ich ward," warf Nicol dazwiſchen.

— „Das einzige Mittel, dem Orden die großen Summen wieder zu verſchaffen, welche ihn die Vorſchüſſe zu Gunſten unſerer aufſtändiſch geſinnten Landsleute gekoſtet haben. Es blieb daher nichts übrig, als Nicol Bogecz, das Mitglied der Geſellſchaft Jeſu, auf deſſen Perſon das Verbrechen einer leichtſinnigen Verführung und ſchnöden Verſtoßung der Verführten haftete, aus höheren Gründen prieſterlicher Politik der Ehrenrettung des Ordens zu opfern."

„Ich verſtehe," ſagte bitter lächelnd Nicol. „Nur weiter, wenn ich bitten darf."

— „Graf Michael iſt bereits von den Erfolgen in Kenntniß geſetzt," fuhr Mierslewski fort, „die unſere bisherigen Nachfragen gehabt haben. Du ſiehſt ein, daß ein geſchicktes gelegentliches Corrigiren der Ereigniſſe zur größeren Ehre Gottes und um die heilige Wirkſamkeit des Ordens nicht zu beeinträchtigen, nöthig war. Die Vorgeſetzten glaubten ſich dies erlauben zu dürfen, und nachdem Alles ruhig vorbereitet, weiſe berechnet und glücklich ge-

lungen war, benachrichtigte man den alten Grafen, daß ein Abenteurer ihn betrogen haben müsse, indem der Priester Nicol Bogecz aus sehr triftigen Gründen nie Vater sein könne."

Ueber Nicols bleiches Gesicht lief ein fürchterliches Lächeln. Er kreuzte die Arme über der Brust und sagte kalt:

„Nun, und weiter?"

„Graf Michael bestritt die Wahrheit dieser Angabe und verlangte Dich zu sehen."

„Ah!" stöhnte Nicol. „Und nun ist der sehr weise Orden der Meinung, nicht wahr, daß ich als gehorsamer Hund demüthig vor meinen herzlosen Richtern erscheinen und ihren ferneren Anordnungen mich fügen soll?"

„Als gehorsames Mitglied unserer heiligen Gesellschaft dürfen sie dies von Dir fordern."

„Dem zu Folge wird es mir obliegen, den Grafen in's Gesicht Lügen zu strafen, seine Tochter nicht zu kennen und mich seit zehn oder mehr Jahren für das auszugeben, was ich erst durch die gütige Vermittelung meiner Obern seit einem Monate bin. Nicht wahr, so ungefähr lautet der Inhalt der Ihnen zugegangenen Befehle?"

„Durch Deinen Scharfsinn, mein Sohn,“ erwiederte Mierslewski, „beweist Du, welch großes Recht der Orden hat, auf Dich stolz zu sein! — Du kannst von jetzt an überzeugt sein, daß von Deinem Fehltritt, Deinem Gelübdebruch nie mehr die Rede sein und daß man Dich eben so sehr, vielleicht noch mehr lieben und ehren wird, als früher.“

„Was geschieht mir, wenn ich mich sträube?“ sprach Nicol.

„Weil man dies nicht für möglich hält, sind mir für diesen Fall keine Verhaltungsregeln ertheilt worden.“

„Was aber würden Sie thun, wenn ich bestimmt erkläre, daß ich zu dieser neuen Abscheulichkeit, um einen begangenen Fehler abzuleugnen, meine Hand nicht reichen mag?“

„Ich würde Bericht erstatten und gelassen neue Instructionen abwarten.“

„Ich beginge einen zweifachen Meineid!“

„Du? — Was hast Du denn Anderes zu thun, als den Vorschriften des Ordens gemäß zu handeln? — Hast Du einen freien Willen? — Nein! — Bist Du Person in dieser

ärgerlichen Angelegenheit? — Nein! Du bist nichts als ein Instrument des Ordens, dessen sich dieser zu Erreichung erhabener Zwecke bedient!"

„Ich habe allerdings die schmerzliche Erfahrung machen müssen," erwiederte Nicol, „daß ich bisher etwas Anderes nicht war. Grade dieser Schmerz hat mich nun aber wieder zum Menschen gemacht, mir von Neuem menschliche Empfindungen beigebracht, mich menschlich zu denken verleitet, — wofür ich dem Orden dankbar verpflichtet bin, — und so hätte ich denn wirklich Lust, als simpler Mensch der sehr künstlich zusammengesetzten Gesellschaft Jesu mich zu opponiren."

„Bedenke, was Du zu unternehmen im Begriffe stehst," rief mahnend Mierslewski, „und zwinge mich nicht, zu vergessen, daß ich immer nur Dein Bestes wollte!"

„Ich verkenne nicht Ihre väterlichen guten Absichten, Herr Graf," sagte Nicol, „ich weiß, daß Sie ein edles Herz haben und mir in wahrer Liebe zugethan sind. Ich werde Sie also auch nicht in eine so traurige Noth-

wendigkeit versetzen. — Wenn ich den, meinem individuellen Gefühle nach, schrecklichen Befehlen unserer gemeinsamen Obern mich scheinbar willig füge, so geschieht es nur aus Liebe zu Ihnen. — Um mich Ihnen dankbar zu erweisen, will ich gegen mich selbst falsches Zeugniß ablegen, will ich mit frecher Stirn dem Grafen in's Gesicht lügen, will ich Victorie, diesem durch meinen Leichtsinn gestürzten Engel, wo möglich den Tod geben. Gelingt mir dies, so werde ich beruhigt aus dem Orden treten und in irgend einer Höhle des Gebirges als büßender Einsiedler mein elendes verfluchtes Leben beschließen."

„Der wahrhaft Reuige, mein Sohn, ist der himmlischen Gnaden immer gewiß," sprach Mierslewski. „Bete, daß Du erstarken magst in Deinem Entschlusse und gelobe mir auf das Kreuz, die wohlthätigen Pläne des Ordens nicht durch unwürdigen, offen ausgesprochenen Ungehorsam zu kreuzen."

Nicol legte zwei Finger auf das Kreuz am Gürtel des Grafen und sagte feierlich:

„Ich gelobe dies, so wahr mir Gott gnädig sein möge in meiner letzten Stunde!"

Gerührt segnete Mierslewski seinen Pathen und überließ ihn sich selbst und seinen Gedanken. —

Die Ermahnung zum Gebet fand bei Nicol keinen großen Anklang. Wie Graf Michael durch das schurkische Verfahren des angeblichen Peter Dolmo von seiner krankhaften Hinneigung zum Katholicismus für immer bekehrt worden war, so hatte den bis dahin fanatisch für die Lehren des Jesuitismus eingenommenen Polen die schreckliche Strafe, der man ihn unterwarf, die Hülle von seinen Augen gestreift. Nicol war ein erbitterter, rachedürstiger Feind der Gesellschaft geworden, deren Mitglied er noch war. Und hätte ihn auch nicht die eigene erbarmungslose Behandlung schon belehrt, daß dieser in ihren Consequenzen furchtbar großartigen Verbrüderung das Individuum gar nichts gilt, so müßte die satanische Forderung, die nachträglich noch als Befehl an ihn gelangte, ihn vollends davon überzeugt haben. Diesen Menschen war

nichts heilig, als ihr Zweck, nichts achtungswürdig, als ihr Wille. Sie mordeten, heuchelten, ſchworen falſch mit Wolluſt und ſüßem Lächeln auf den verrätheriſchen Lippen!

Ein vorurtheilsloſer Blick in dieſen glänzend ausgeſchmückten Abgrund von Unmoralität flößte Nicol Entſetzen ein vor ſich ſelbſt. Der junge Pole, verdorben und irregeleitet durch die vielen abſcheulichen Lehren, die man ihm von Jugend auf eingeprägt hatte, war doch im Grunde des Herzens noch nicht verwildert. Er beſaß Phantaſie, und dieſe allein hatte ihm jeſuitiſches Weſen, jeſuitiſchen Glanz und Macht in verklärtem Lichte vorgeſpiegelt. Er ward geblendet von ſo myſtiſch wirkenden Kräften. Der Reiz des Ungewöhnlichen, verbunden mit den großen Zukunftbildern, die ihm eine einflußreiche Weltſtellung verhießen, ſtachelten ſeinen Ehrgeiz und ließen ihn nur dem verlockenden Ziele zuſtreben, deſſen unedle Zauber ihn berückt hatten.

Jetzt aber ſah Bogecz ein, daß hohle, nichtige, abſchreckende Nebelbilder ihn getäuſcht hatten und entſetzt wendete er ſich von einer Laufbahn ab, die unrettbar zeitlichem und

ewigem Untergange entgegenführen mußte. Erſchrocken über ſein leichtſinniges Freveln, wünſchte er die ſchlechteſte That ſeines Lebens wieder gut zu machen dadurch, daß er ein offenes reuiges Bekenntniß ſeiner Schuld vor denen ablegte, an denen er gefrevelt hatte. Dieſer Gedanke keimte ſchon während ſeiner Geneſung und er drängte ſich mit gebietender Macht ihm auf, nachdem er von Mierslewski die unwürdigen Befehle des Ordens vernommen hatte.

Feſt entſchloſſen die ihm Abſcheu einflößende Verbrüderung für immer zu verlaſſen, glaubte Nicol eine gute That zu thun, wenn er den Befehlen ſeiner Obern nicht gehorchte. Es gab nur ein Mittel, dieſen löblichen Vorſatz auszuführen. Er mußte fliehen. Um aber Gelegenheit zum Entrinnen zu finden, war es nothwendig, ſeine Wächter zu täuſchen.

Es galt, den Gehorſamen, in den Willen ſeiner Beaufſichtiger blind ſich Fügenden zu ſpielen und Nicol übte ſich mit wollüſtigem Behagen dieſe Schelmenrolle ein. Nie hatte er die große Kunſt ſyſtematiſcher Heuchelei mit

mehr Liebe, mehr Selbſtbefriedigung geübt, als jetzt, wo er ſie gegen ſeine verſchmitzten Lehrmeiſter anwandte. Sein Spiel gelang ihm vortrefflich, Niemand ahnte Verrath und die Beaufſichtigung ward ſchon vor der Abreiſe aus Petrella minder ſtreng.

Einmal einig mit ſich über den Plan, den er verfolgen wollte, ging Nicol noch einen Schritt weiter. Bloße Flucht genügte ihm nicht, ſie ſollte auch Früchte tragen. Als Feind ſeiner Peiniger glaubte er ein gutes Werk zu thun, wenn er nach Kräften ihre Pläne kreuzte, ihr heimlich gewobenes Intriguennetz zerriß. Eingeweiht in alle Geheimniſſe des Ordens, ſelbſt längere Zeit ein wichtiger Beförderer ihrer ſchrecklichen Zwecke, hatte der rachſüchtige junge Pole mehr als jeder Andere die Mittel in Händen, dieſe Zwecke zu verhindern. Er durfte nur zum Verräther der politiſchen Intrigue werden und der kühne Gedankenbau des Ordens fiel zuſammen und begrub vielleicht im Sturz ſeine dämoniſchen Erfinder.

Klug, wie die überlegte Rache es immer iſt und mit der ſchlauen Gewandtheit eines

im Combiniren geübten Verſtandes überſchlug Nicol ſeine geiſtigen Mittel. Er jubelte im Stillen über die Macht, die ihm zu Gebote ſtand und an deren Gebrauch ihn Niemand hindern konnte, ſobald er die Feſſeln geſprengt und ſeine perſönliche Freiheit vollkommen wieder erlangt hatte. Vor Allem richtete ſich ſein Augenmerk auf das ferne nordiſche Vaterland. Der Aufſtand, den ſeine Landsleute, d. h. der polniſche Adel vorbereitet, entflammte zwar ſeinen Geiſt, nur betrübte es ihn, daß wie immer, die mit Füßen getretene Armuth, der blöde ungebildete Bauer, keinen Vortheil davon haben ſollten. Sein bäuriſches Blut empörte ſich jetzt, nun er angefangen hatte, Recht von Unrecht zu unterſcheiden, und ſo heftig er in früherer Zeit den ſchmutzigen Bauer verachtete, ſo warm ſchloß er ihn jetzt an ſein Herz. Nicol gelobte mit tauſend Eiden beim Gott der Rache, dem er ſich ergeben, in ſein Vaterland zurückzukehren und im Fall eines Aufſtandes die Rechte der Bauern dem grauſamen Adel gegenüber zu vertreten. Auch wollte er ſich mit Stanislas, von deſſen

Abtrünnigkeit und Flucht ihm Kunde geworden war, möglichſt bald in Verbindung ſetzen, ihm ſein Schickſal mittheilen, und durch die Verbindungen des reichen Edelmannes in Kreiſen, welche dem Kaiſerhofe nahe ſtanden, den jeſuitiſchen Umtrieben eine Gegenmine legen.

Hätte Nicol Papier und Feder gehabt, würde er unverweilt ſeine Gedanken in einem ausführlichen Briefe an Stanislas aufgeſetzt haben, da aber dieſe Dinge ihm nicht geſtattet waren, ſo begnügte er ſich, in Gedanken ſeine Pläne auszuarbeiten und die Stunde abzuwarten, die ihm mit der Freiheit zugleich den Dolch der Rache in die Hände drücken würde. —

Vier Tage nach der Unterhaltung Nicol's mit Mierslewski reiſte man von Petrella ab. Den erhaltenen Vorſchriften gemäß ſchlugen die Reiſenden einen ganz andern Pfad ein, um auf möglichſt weiten Umwegen ſich Rom zu nähern. Sie gelangten dabei in die tiefſte Gebirgswildniß der Apenninen. Einſam gelegene Caſale wählten die Jeſuiten zu Nachtquartieren, um neugierigen Gaffern zu entgehen.

Nicol musterte mit scharfen Blicken allabendlich die Behausung, die ihm und seinen wachsamen Begleitern Obdach für die Nacht gewähren sollte, er konnte aber die ersten drei Tage keine finden, die seinen geheimen Plänen förderlich gewesen wäre. Am Abend des vierten Tages sahen sich die Reisenden gezwungen, auf öder Bergeshöhe in einem elenden Bauernhause zu übernachten, die einzige Wohnung, die weit und breit auf dem kahlen Rücken des hohen Gebirges sichtbar war. Fenster und Thüren in dieser halbverfallenen Ruine, in der zwei steinalte Leute nebst einem stummen Knechte hausten, konnten nicht verschlossen werden. Auch gab es nur einen bewohnbaren Raum zu ebener Erde, zu welchem die mit der Hausflur verlaufende Küche führte. Der Raum zwischen Küche und Wohnzimmer war mit schmutzigen Tüchern verhangen.

Ein glänzender Palast hätte Nicol nicht so erfreut, als diese ungesunde Steinhöhle. Ihre Beschaffenheit erleichterte ihm die Flucht ungemein, wenn es ihm gelang, seine Begleiter sicher zu machen. Er hatte schon am Tage

über Froſt geklagt. Obwohl ſich dieſer gegen Abend verlor, heuchelte er doch ein Zunehmen deſſelben, hockte ſich neben dem Kamin nieder, ſchlug alle Speiſe aus und trank blos eine Taſſe dünnen Thee. Auf Anrathen des Arztes ward ihm das Lager neben dem Kamin bereitet und die Flamme tüchtig angeſchürt. Seine Begleiter ſchliefen hinter dem Vorhange im Zimmer.

Nicol ſtellte ſich ſchlafend und etwas fiebernd, indem er unverſtändliche Worte murmelte und bisweilen zuſammenſchauderte. Gegen Mitternacht war das Feuer im Kamin niedergebrannt, die Kohlen leuchteten düſter unter der dichten Aſchenſchicht, die ſie überdeckte. Die Bewohner des Hauſes ſchliefen feſt in einem Verſchlage, der als Stall diente. Im Wohnzimmer war es ebenfalls ruhig.

Behutſam erhob ſich Nicol, verließ ſein Lager und legte horchend ſein Ohr an den Vorhang. Es regte ſich nichts in der Stube. — Auf den Zehen über die geſchwärzten Ziegel ſchleichend, nahm er einen ſchadhaften braunen Mantel von der Wand, wie ſie die Bauern

in Italien zu tragen pflegen, bemächtigte sich des bebänderten Spitzhutes, der daneben hing, ergriff einen gewichtigen mit eiserner Spitze versehenen Stock, den man zum Antreiben der Zugochsen gebraucht, und schlüpfte nach dem bretternen Vorsatz, der die Stelle einer Hausthür nothdürftig vertrat.

Es bedurfte nur geringen Kraftaufwandes, um die dünnen Breter bei Seite zu schieben und unter ihnen durch in's Freie zu schlüpfen. Nicol Bogecz genügte ein Augenblick dazu. Er sah, vom Luftzuge ergriffen, das Feuer hell aufflackern, kehrte dem Hause den Rücken und stürzte sich in die nächste finstere Schlucht, um sogleich jedem Späherauge zu entschwinden.

Die Nacht war sternenhell, aber in so bedeutender Höhe empfindlich kalt. Nicol wickelte sich in den alten Bauernmantel, drückte den Spitzhut tief in die Stirn, warf einen Blick auf die höchsten Gipfel des Gebirges und schlug nach dem entferntesten im Norden, dessen Scheitel von frisch gefallenem Schnee erglänzte, grad' in die Wildniß hineinschreitend, seinen Weg ein. Niemand verfolgte ihn. Die

tausendarmigen Schluchten der Apenninen waren für ihn das sicherste Asyl. —

Als kurz vor Tage die Jesuiten erwachten, fanden sie die Lagerstatt am Kamin leer. Fragen und Suchen blieb erfolglos. Nicol war verschwunden. Die betrogenen geistlichen Herren konnten sich nur mit der vom Arzt bestätigten Ausrede rechtfertigen, daß der unglückliche Mensch jedenfalls in einem Fieberanfall entsprungen und in irgend einer versteckten Schlucht des Gebirges verunglückt sei.

Sehr verstimmt schlugen sie jetzt den kürzesten Weg nach Rom ein, schon im Voraus den Empfang fürchtend, der ihrer bei so trüber Nachricht unstreitig harren mußte.

Zehntes Kapitel.

Das Geschenk.

Nichts ahnend von den unseligen Wirren, die sein harmlos hingeworfenes Wort angerichtet hatte, lebte Lodovico in ungestörter Seelenheiterkeit seiner Kunst. Ende August war die Wiederherstellung der Gemälde erledigt und nun ließ er es seine erste Sorge sein, sich mit Teresella zu verbinden. Camuccini belohnte den jungen Künstler großmüthig für seine Ausdauer. Er bestritt nicht nur Teresella's Aussteuer, sondern schenkte auch noch mit fürstlicher Freigebigkeit dem jungen Paare ein zwar kleines, aber niedliches Landhaus mit schönem Garten. Dies bezogen die Glücklichen am Tage ihrer Trauung, die in der Kirche der Jesuiten vollzogen wurde. Camuccini oder

Ghiberti glaubte dieſe geringfügige Entſchädigung dem anſpruchsloſen Maler ſchuldig zu ſein, da ihm der Orden ſo Vieles zu verdanken hatte. Daß jetzt, ſo nahe dem Ziele, ja nachdem es auf tauſend ſchlüpfrigen gefahrvollen Wegen faſt erreicht war, durch ſeltſame Schickſalsfügungen ein Umſchwung in allen Verhältniſſen noch eintreten und die klügſten Berechnungen umſtoßen könne, daran dachte Ghiberti nicht.

Er war daher nicht wenig überraſcht, als einige Tage nach Lodovico's Verheirathung Mierslewski plötzlich in ſein Zimmer trat und das Verſchwinden Nicol's ihm ohne Wortverbrämung meldete. Aus Klugheit erlaubte ſich der Graf zu verſichern, daß die heftige Fieberhitze, in der ſich der Pole befunden, ihn ohne Zweifel in einen unergründlichen Felſenabgrund geſtürzt habe, wo er auch unter dieſen Umſtänden am beſten aufgehoben ſei.

Wider Erwarten nahm Ghiberti dieſe vernichtende Nachricht vollkommen ruhig hin. Nicht einmal ein Wort von Unachtſamkeit ließ er fallen. Er beſchränkte ſich ganz allein darauf,

ſich den vermuthlichen Hergang der Sache einfach erzählen zu laſſen, ſpäter die andern Begleiter Mierslewski's einzeln ebenfalls darüber zu befragen und ſchließlich Hubert und Tommaſo abzuhören. Alle ſtimmten genau in ihren Ausſagen überein und ſo mußte ſich Ghiberti beruhigen und nur die Tücke des Schickſals, das dem Orden einen ſo ſchlimmen Streich geſpielt hatte, anklagen.

Ruhige Betrachtung des ſehr unangenehmen Vorfalls konnte auch keine Zweifel an der Ehrlichkeit der zu Nicol's Wächtern beſchiedenen Ordensbrüder in ihm entſtehen laſſen. War es ihre Abſicht geweſen, den jungen Mann entfliehen zu laſſen, ſo mußten ſie ihm Gelegenheit dazu vor Vollziehung der über ihn verhängten unmenſchlichen Strafe geben. Jetzt, nachdem er die Strafe erlitten, hatte die Flucht keinen Sinn. Ghiberti theilte daher die Ueberzeugung ſeiner Ordensbrüder vollkommen, indeß glaubte er, es könne größerer Sicherheit wegen und um ſich ſelbſt zu beruhigen nicht ſchaden, wenn man an alle Klöſter eine Beſchreibung der Perſon des Verſchwun-

denen, alſo eine Art Steckbrief, verſende und dieſelben beauftrage, den ſo beſchriebenen Menſchen im Betretungsfalle feſtzuhalten

Später hatte Ghiberti eine ſehr lange dauernde Unterredung mit dem Grafen Michael Sembronowski. Was zwiſchen dieſen beiden einander feindlich geſinnten Männern verhandelt worden war, kam zu Niemandes Kenntniß. Mit den geheimſten Angelegenheiten des Ordens vertraute Männer glaubten aus der vermehrten Thätigkeit ſeiner oberſten Leiter abnehmen zu dürfen, daß längſt gehegte Hoffnungen in Nichts zerronnen, große Pläne ganz oder zum Theil zerſtört worden ſeien. Ghiberti ſelbſt merkte Niemand etwas an. Er war ruhig wie immer, freundlich und zuvorkommend, wie es ſeine Weltſtellung verlangte. Nur ſchien er täglich bläſſer zu werden, als verzehre ihn ein ſchleichendes Fieber oder als zerarbeiteten quälende Gedanken ruhelos ſeinen ſchaffenden Geiſt.

Einige Tage nach der erwähnten Unterredung Ghiberti's mit Graf Michael ward unſer harmloſer Freund Lodovico durch das

Erſcheinen eines Bedienten überraſcht, deſſen Livree er ſogleich für die ſeines grämlichen Verwandten erkannte. Der glückliche junge Mann luſtwandelte grade am Arm ſeiner ſchönen jungen Frau im Garten und neckte ſich im Vollgefühl jugendlicher Seligkeit mit der leidenſchaftlichen Römerin, als der Bediente ihm gegenüber trat. Anfangs glaubte er, ſein reicher Oheim wolle ihm irgend etwas Uebles zufügen, denn er hatte die ſchlechteſte Meinung von ihm, und ſo fand denn der Bediente juſt keinen ſehr freundlichen Empfang.

Unabhängig von den Launen des verhaßten Reichen und im Beſitz des heiter und ehrlich erworbenen Beſitzes ſich ſicher fühlend, fragte Lodovico ziemlich barſch:

„Was beliebt?“

„Habe ich die Ehre,“ verſetzte mit tiefer Verbeugung der Bediente, „den berühmten Maler, Herrn Lodovico von Sembronowski, zu ſprechen?“

„Der bin ich,“ ſagte eben ſo kurz als ſtolz der glückliche Gatte Tereſella's.

„Dann habe ich Befehl, dieſen Brief des Herrn Grafen Michael von Sembronowski Ihnen ehrerbietigſt zu überliefern.“

Lodovico empfing den Brief mit dem ihm wohl bekannten Wappen des Grafen und ſah äußerſt erſtaunt den Ueberbringer deſſelben an. Er glaubte noch immer, man wolle ihn foppen, obwohl das Betragen des Bedienten durchaus nicht danach ausſah.

Unſchlüſſig wandte er ſich zu Tereſella und fragte ſie durch einen Blick, was hier wohl zu thun ſein möchte? Ihr reizendes Lächeln beſtimmte ihn.

„Erwartet der Herr Graf Antwort darauf?“ fragte er raſch.

„Mein gnädigſter Gebieter hat mir in ſehr beſtimmten Worten geſagt, daß ich nur in des gnädigen Herrn Malers Begleitung mich wieder vor ihm ſoll ſehen laſſen.“

„Das iſt merkwürdig, Tereſella,“ ſagte Lodovico. „Komm, laß uns ſehen, was mir der alte Narr zu ſchreiben hat?“

Das ſchöne Paar entfernte ſich, einen von Myrthenhecken eingefaßten breiten Sand-

gang hinabwandelnd. Lodovico erbrach das Schreiben, fand aber weiter nichts darin, als die höfliche und dringende Bitte, dem Ueberbringer unverweilt zu folgen und ihm einen Beſuch, der in Zukunft wichtige Folgen haben werde, zu ſchenken.

„Nun, mein Goldherz, was meinſt Du dazu?“ fragte er Tereſella. „Erſt läßt mich der bigotte ſteinreiche Griesgram beinahe aus dem Hauſe werfen, weil ich ihn höflichſt um eine kleine Unterſtützung bat, und jetzt ladet er mich ſo dringend zu ſich ein, daß ich wirklich zu glauben verſucht werde, es geht mit ihm zu Ende. — Was thu' ich, holde Nymphe? Bleib' ich einfacher, verſöhnlicher, gutmüthiger Menſch, oder ſpiele ich den Stolzen und ſchlage dem Bittſteller hochmüthig die Thür vor der Naſe zu, wie er's mir gethan? Süße Sybille, gib mir einen geſcheidten Rath.“

„Was braucht's da langer Ueberlegung,“ verſetzte Tereſella. „Ein höflicher Wink verlangt dieſelbe Erwiederung. — Stecke einen Dolch zu Dir, damit Du Dich im Nothfall vertheidigen kannſt, und geh' zu dem alters-

ſchwachen Manne. Es iſt immer eine gute That, die uns dereinſt noch Segen bringen kann."

„Schade, daß ich kein Numa bin," ſagte Lodovico heiter. „Deinen Lehren gehorchend würde ich mit den weiſen Geſetzen, die ſcherzend Deinem Munde entſchlüpfen, Länder und Völker auf tauſend Jahre beglücken. Addio, Goldherz, und bete hübſch, damit Deinem Liebſten nichts Böſes zuſtößt!"

Ein raſcher Wagen brachte unſern Freund binnen einer kleinen halben Stunde von ſeinem vor der Porta Pia gelegenen Landhäuschen nach Villa Poniatowski. Unterwegs erfuhr er von dem geſprächigen Bedienten die Sinnesänderung des greiſen Polen und wie derſelbe jetzt allem Anſchein nach im Begriff ſtehe, der heiligen Stadt für immer den Rücken zu kehren.

Im höchſten Grade neugierig — denn in Lodovico's Charakter war Kindlichkeit mit etwas kindiſchem Weſen geeint — betrat der junge Maler das Zimmer des Grafen.

Michael kam ſeinem Verwandten freundlich entgegen, obwohl ein Anflug von Schwer-

muth unvertilgbar ſeinen todtenbleichen Geſichtszügen eingegraben war. Kurz aber herzlich entſchuldigte er ſich wegen ſeiner früheren Barſchheit, bat, dieſelbe nicht ſeinem Herzen, ſondern ſeiner damals überaus trüben und krankhaften Stimmung zuzuſchreiben und ſchloß mit der Verſicherung, daß er jetzt, wo er ſein Unrecht eingeſehen habe, das Verſäumte nachholen und, wenn der Couſin derſelben Meinung ſei, wieder in gutem Einverſtändniß mit ihm leben wolle.

Lodovico konnte nicht grollen, wo ihm aufrichtige Biederkeit die Hand zur Verſöhnung bot. Munter und unverweilt ſchlug er ein, ſchüttelte die zarte Rechte des Greiſes tüchtig und ſagte vergnügt:

„Vergeben und vergeſſen, werther Oheim, ſo wahr ich ein glücklicher Ehemann bin!“

„Du?“ erwiederte Graf Michael „Du verheirathet?“

„Und wie! — Mit einer Römerin, die wahrhaftig noch ſchöner iſt, als mein Mühmchen, auf die ich immer ein Auge hatte!“ —

Der Graf drohte ihm mit dem Finger und ſeufzte.

„Iſt wohl ſchnell gekommen?“ ſagte er.

„Behüte! Wir haben uns beinahe ein Jahr gekannt. Weil ich nun großmüthige Gönner gefunden habe, und dabei einiges Glück machte, dachte ich, es ließe ſich mit einem hübſchen jungen Weibchen angenehmer leben, als wenn man ſo ganz mutterallein in der Welt herumſchnurren ſoll.“

„Haſt alſo einträgliche Arbeit?“ fragte der Graf.

„Gehabt, gehabt, beſter Onkel! Jetzt bin ich Particulier und römiſcher Haus- oder vielmehr Gartenhausbeſitzer.“

„Erzählſt mir ja Wunderdinge! — Sage doch, wie das gekommen?“

„Ei nun,“ erwiederte Lodovico, „wollte ich von vorn anfangen, würd' es eine lange und wohl auch langweilige Geſchichte geben. Das einfach Wahre bei der Sache iſt: Ich lernte einen Landsmann kennen, der mich dem reichen Monſignore Camuccini empfahl — kennen Sie Camuccini? — Nicht? — Schade!

Iſt ein prächtiger Menſch! — Dieſer freigebige Herr und Freund der Künſte gab mir Gemälde zu reſtauriren, honorirte mich unerhört gut und hat mir ſchließlich zu meiner Verheirathung ein Häuschen mit Garten geſchenkt. Da denke ich denn hier zu bleiben, tüchtig drauf los zu malen, mein Weibchen brav lieb zu haben und ein recht ſinniges Künſtlerleben zu führen."

„Gratulire dazu, gratulire von Herzen," ſagte der alte Graf, wiederholt tief aufſeufzend. „Biſt eigentlich ſo glücklich, daß Du mich nicht mehr brauchſt. Gebe Dir auch nichts, weil das Verſchwendung wäre. Habe Dir aber etwas mitzutheilen, das ſehr wichtig. Verlaſſe Rom — verlaſſe Italien. — Bin ärgerlich auf Land und Volk — hat mich gekränkt, betrogen — wird mich noch tödten! — Komm, ſetze Dich zu mir, mein Junge."

Lodovico mußte an der Seite des Grafen Platz nehmen, worauf dieſer ein verſchloſſenes Käſtchen von Ebenholz nebſt einem ſilbernen feſtzugelötheten Etuis vom Tiſche nahm und Beides dem erſtaunten Maler übergab.

„Verwahre dies sorgfältig bis nach meinem Tode," fuhr der Greis fort. „Kann nicht mehr fern sein — bin alt und schwach — fühle mich gebrochen an Leib und Geist. — Erfährst Du meinen Tod, so öffne dies Kästchen. Hier dies Etuis birgt den Schlüssel dazu. — Wirst sehr wichtige, sehr schreckliche Documente darin finden und wenn Du das Herz auf dem rechten Flecke hast, zur Ehre meines Namens die Gerechtigkeit zum Schutze anrufen. — Würd' es selbst thun, wär' ich noch kräftig und brächt' ich's über meine Lippen. — Will aber lieber schweigen, dulden, sterben!"

Der Greis schlug seine dunkeln Augen mit sonderbarem Ausdruck zum Himmel auf. Lodovico sah, daß Thränen an seinen weißen Wimpern hingen. Der Schmerz des hinfälligen alten Mannes rührte ihn. Er küßte seine Hand und drang heftig in ihn, er möge doch sein Herz erleichtern und ihn zum Mitwisser seines Grames machen. Der Graf aber schüttelte ernst den Kopf und sagte mit einem Tone, der keinen Widerspruch vertrug:

„Darf nicht ſein — muß ein Geheimniß bleiben, ſo lange ich und Victorie leben!“

„Mein Gott!“ rief unwillkürlich Lodovico. „Iſt Victorie krank?“

„Iſt leidend,“ ſagte der Graf, „ſehr leidend. — Hat Kummer gehabt, wie ich — wird daran ſterben, ſobald mir die Augen brechen. — Kenne das — nehm' es hin als eine Strafe für meine Sünden und trag' es ſchweigend. — Wär' es anders, beim Geiſt ihrer ſeligen Mutter, ich ſchwieg nicht! Ich rief die Welt auf gegen die Werke der Finſterniß!“

Michael war aufgeſtanden. Seine weiße kleine Hand ſchwebte hoch erhoben wie eine blaſſe Flamme zitternd über ſeinem Scheitel. Die dunkeln tiefliegenden Augen funkelten unheimlich. Alle Muskeln ſeines Geſichtes bebten.

Lodovico überlief es kalt. Der greiſe Oheim ward ihm unheimlich. Er vermuthete, daß ſeine Geiſteskräfte durch das lange Beten doch wohl gelitten haben möchten.

„Und was,“ fragte er, um den alten Mann von ſeinen düſtern Gedanken wo möglich

abzulenken, „was soll ich mit den Papieren in diesem Kästchen machen?“

„Vor meinem Tode sie mit keinem Finger berühren! Bin ich gestorben, pünktlich befolgen, was der dabei liegende Brief verlangt!“

„Werd' ich es auch können, dürfen, verehrter Onkel?“

„Darfst es, mußt es! — Würde sonst keine Ruhe im Grabe haben! — Deine Hand darauf!“ —

„Ihre Güte überrascht mich dermaßen,“ sagte Lodovico, „daß ich Ihren Wünschen nicht länger widerstehen kann, obwohl ich vielleicht etwas Thörichtes thue, das mich in Zukunft reut oder in Verlegenheit und unangenehme Verwickelungen bringt!“

„Wird Dich nie reuen, daß Du einem alten Manne ohne langes Bedenken Vertrauen geschenkt hast.“

„Nun so verspreche ich denn zu handeln, wie Sie verlangen. Hier meine Hand!“

Graf Michael schüttelte die Hand des glücklichen Malers. Dann küßte er den jungen Mann auf die Stirn, winkte, daß

er sich entfernen möge, und kehrte ihm den Rücken zu.

Lodovico, noch immer über das Ungewöhnliche bestürzt, sah sich mit dem geheimnißvollen Kästchen und Etuis im Vorzimmer, ehe er sich über die unvermuthete Begegnung Rechenschaft ablegen konnte. Auch ließ ihm die Dienerschaft keine Zeit zu langem Nachdenken. Mit geschäftiger Eile geleitete der alte David den Moler die Treppe hinunter und hob ihn in einen bereit stehenden Wagen, der sogleich die Villa verließ. —

In der Abenddämmerung dieses Tages sah man auch einen schwer bepackten Reisewagen über Ponte Malle rollen und die Straße nach Florenz einschlagen. Ein schönes, nur sehr bleiches und trauriges Mädchengesicht und das greise Haupt eines alten Mannes wurden bisweilen hinter den aufgezogenen Fenstern sichtbar.

Graf Michael von Sembronowski reiste mit seiner unglücklichen geisteskranken Tochter zurück in die nordische Heimath.

Ende des zweiten Theils.

Druck von Fr. Oldecop's Erben in Oschatz.

In gleichem Verlage erschien soeben:

G. P. R. James.

Das

Schloß Ehrenstein;

seine geistlichen und weltlichen Herren; seine irdischen und überirdischen Bewohner.

Aus dem Englischen von

Dr. L. Eusemihl.

3 Bände. 8vo. 2 Thlr.

— — Dasselbe Werk, Taschen-Ausgabe.

6 Bändchen, 1 Thlr.

(Romane, Neue Taschen-Ausgabe 25.—27. Bd.)

Gräfin von Knorring,

Verfasserin der Cousinen ꝛc.

Skizzen.

Zweite Sammlung.

Aus dem Schwedischen von

L. Lichel.

1. Band, 1¼ Thlr.

Alex. Dumas.

Ludwig der Vierzehnte

und sein Jahrhundert.

Nach dem Französischen von

Dr. L. Husemihl.

1. — 4. Bändchen, Taschen-Ausgabe. à ⅓ Thlr.

In Kurzem werden erscheinen:

Georg Hesekiel.

Deutsche Helden,

in deutschen Erzählungen.

Vierter Band.

Major von Schill. Vater Blücher in Lübeck.

1 Thlr.

Die

Afrancesados.

Historische Novelle aus dem Jahr 1814.

Von Carmalus Peregrin

(auch unter dem Titel: Monumente I.)

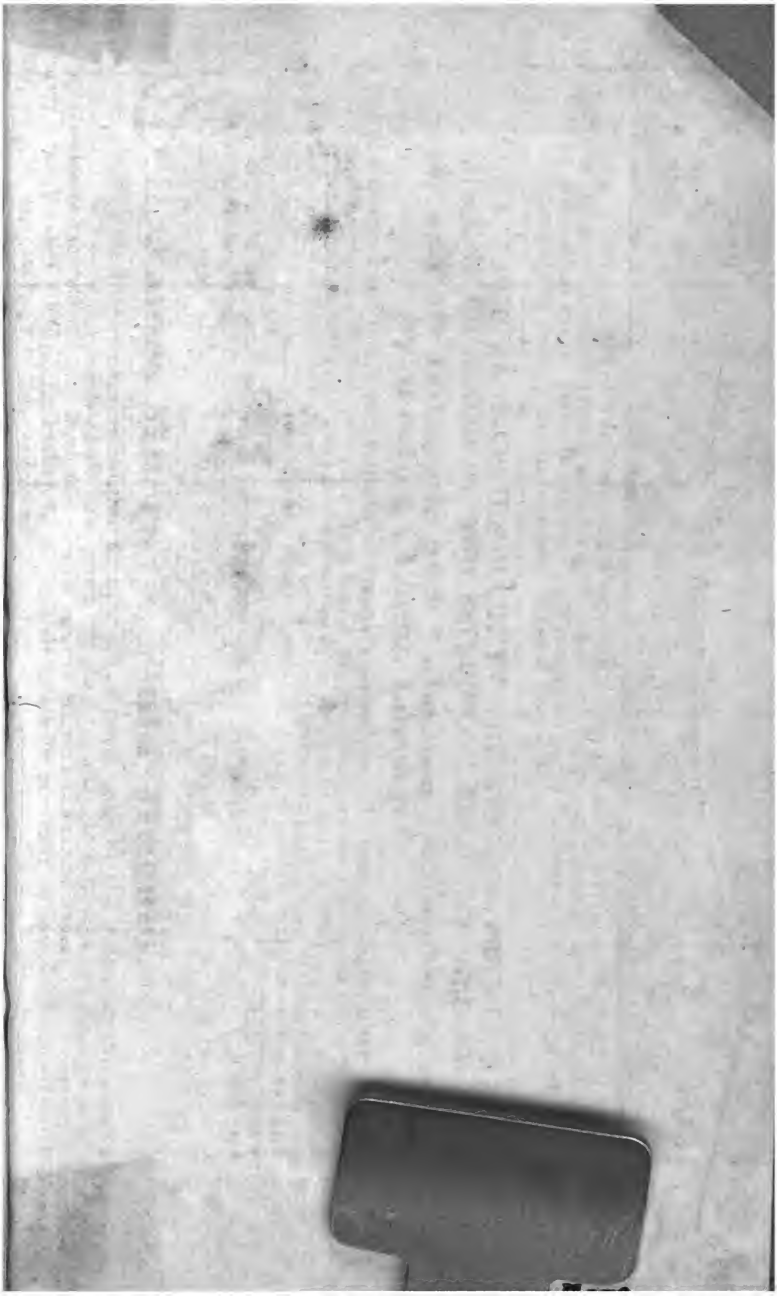
3 Bände, 3 Thlr.

Magnus Kraft.

Ein Roman.

Von Maria Lenzen,

Verfasserin der Bettler in Cöln ꝛc.

3 Bände circa 3 Thlr.

Bayerische Staatsbibliothek München